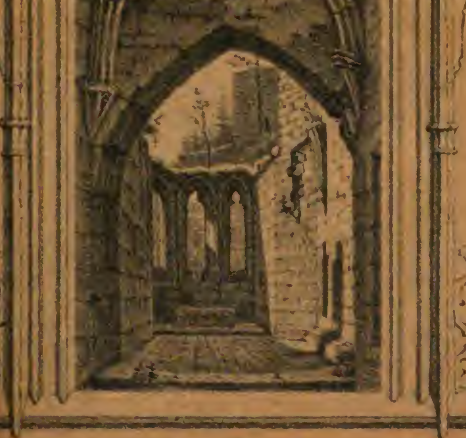
Blicke
in die
vaterländische Vorzeit.



I.



Blicke
in die
vaterländische Vorzeit;
Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe,
zur Erläuterung

des

öffentlichen und häuslichen Volkslebens

im

heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter

der

sächsischen und angränzenden Lande.

Für gebildete Leser aller Stände;

von

Karl Preusker,

Königl. Sächs. Rentamtmann zu Großenhayn, Ritter des Königl. Sächs. Civil-Verdienstordens; Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und anderer Vereine für Geschichte und Alterthumskunde, Industrie und Gewerbe.

Erstes Bändchen.



Mit 120 Abbildungen auf 2 Steindrucktafeln.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.
1841.

Druck von Theod. Höhm.

Der Jetztwelt Spiegel ist — die Vorzeit.

Von der Höhe herab, beim Beschauen vaterländischer Gaue, ergiebt sich ein immer deutlicheres Bild des Ganzen, je weiter das Auge dringt, um, bis zum fernsten Horizonte hin, Beschaffenheit und Zusammenhang des Nahen und Fernen zu erspähen; — so auch bei der Geschichte derselben, im Erforschen und Vergleichen dessen, was früher, und was später geschah.

In nächster Nähe jenes erhabenen Standpunctes belebt noch das leicht bemerkbare Schaffen und Wirken thätiger Bewohner die Umgebung; oder es ist, wenn auch der Blick Etwas weiter gerichtet, meist in seinen nähern Ursachen und Folgen, in Saat und Erndte, im Bauen und Vernichten, selbst oft in den Einzelheiten, noch leicht erkennbar. — So die Geschichte der neuesten Zeit, der letzten funfzig Jahre, mit manchen politischen Umwandlungen, geistigen Fortschritten und industriellen Erfindungen, und die, der neueren Zeit, der letzten drei Jahrhunderte; zurückführend bis zu der blutigen Saat des dreißigjährigen Krieges. Selbst zurück bis zu Luther's welthistorischem Beginnen, mit dem gleichzeitigen Entdecken ferner Welttheile und dem Wiederaufleben der Wissenschaften, einen neuern Geist der Zeit hervorrufend; dieß aber als nächste Folge der unsterblichen Guttenbergs-Erfindung.

Doch dem aufmerksamen Beobachter gnügt nicht jener Blick auf die nähern Umgebungen; immer weiter strebt der forschende Sinn, auch wenn das Entferntere sich nicht im gnügenden Zusammenhange ergebe. Denn immer dichter drängen sich dann die Puncte der Aussicht; Hügel und Wälder verdecken oft Städte und Flecken und andere Zeugen thätiger Menschenhand; Thalgründe scheinen die gebahntesten Wege zu unterbrechen, und blinken auch, hier und da, im Silberglanze sich schlängelnde Gewässer zwischen üppigen Auen hervor, so ist dennoch ihr Lauf schwierig zu verfolgen, und ein völlig klarer Ueberblick bleibt selbst dem scharfsichtigsten Auge unerreichbar. Aber sey dieß auch, so vermag, im Vergleich mit schon Erforschtem, der rastlose Beobachter nicht selten den Zusammenhang zu enträthseln und die Wechselwirkung der ewig schaffenden Erde, wie der regen Betriebsamkeit ihrer Bewohner, mit Wahrscheinlichkeit zu erforschen. — So auch bei der Geschichte des Mittelalters! So manche Großthaten reichbegabter

Geister, wie kunstvolle Bau- und Bild-Werke, wichtige Erfindungen und einflußreiche politische und gesellige Einrichtungen, gehören ihm an. Zahlreiche Klosterruinen sind uns verblieben und versetzen den aufmerksamen Wanderer, in ihren Schatten gemüthlich verweilend, in jene Zeiten zurück, wo, vom hohen Chor herab, selbst zur Mitternachtsstunde, die Hora ertönte; wo die einsame Zelle manchen lebensmüden Dulder verbarg, aber auch manch' bösen Plan vernommen haben mag. Ebenso zahlreiche Burgruinen, von deren Burgzinne herab, einst der tapfre Burgherr die heranziehenden Gäste fröhlich begrüßen, — mancher aber auch nach vorbeiziehenden Wanderern spähen ließ, um sie ihrer Bürde unfreiwillig zu entledigen. Noch erfreuen uns liebliche Dichtungen des ritterlichen Minnegesanges, dem sich der bürgerliche Meistergesang anreihte. Und neben der vorherrschenden religiösen Richtung des Mittelalters und dem Ritterwesen, galt es der Ausbildung des Städtelebens, und des, die höhern und niedern Classen wahrhaft vermittelnden Bürgerstandes; anziehend für den Geschichtsfreund durch seine innern und äussern Kämpfe und seine wichtigen Folgen für die Gestaltung einer neuern, gesetzlichern Zeit. Doch Urkunden und Chroniken gewähren oft nur Bruchstücke der Vorgänge; die Lücken mehren sich, je weiter die Geschichte zurückführt, bis zu des Kaiser-Heinrichs I. sieg-gekrönten Kämpfen gegen die west-slawischen Nationen und deren Germanisirung; und noch weiter hin, bis zu Karls des Großen thatenreichem Wirken, durch welches ein deutsches Kaiserreich, auf germanischen und christlichen Elementen beruhend, hervorgerufen wurde, dessen tausendjährige Dauer erst die neueste Zeit völlig zu brechen vermochte.

Wer aber von solchem Streben beseelt ist, immer weiter zu blicken, wird, bei jenem Umschauen in der fernen Gegend, mit immer geschärftem Auge, selbst bis zum fernsten, von der Berge Blau umgrenztem Horizonte zu bringen suchen. Würde dieser auch meist vom Heerrauch umdüstert und schien fast die Mühe vergebens, so wird sie dennoch, bei beharrlichem Sinne, oft wundersam belohnt. Wie schon Denen oft erfreulich begegnet, welche des Harzes wild-romantischen Brocken, oder des Rübezahls heimathliche Schneekuppe bestiegen, wo, nach langem Harren, des Gipfels düstre Nebelkappe plötzlich ein günstiger Sonnenstrahl durchbrach und selbst die entferntesten Puncte des Gesichtskreises im klaren Bilde erleuchtete: so wird, bei gleicher Ausdauer, auch ein gleicher Lichtblick erfreuen bei dem Erforschen der Geschichte der alten Zeit, des vaterländischen Alterthums. Auch dieß umhüllt ein, erst hier und da gelüfteter Schleier, und nur nach und nach gelang es unermüdeten Forschern, einzelne, zum Theil noch räthselhafte Ergebnisse zu ergründen. Mehr dem Reiche der Wahrscheinlichkeit, als der Gewißheit angehörend, vermag die Geschichte nur in unsichern Zügen das einfache, aber dennoch beachtungswerthe Leben der Nationen zu schildern, welche damals die vaterländischen Gaue bevölkerten. Und wie die muthvollen Germanen sich um Hermann's und Marbod's Feldzeichen sammelten, um Herd und Vaterland zu schützen; wie sie, Rom's Legionen bekämpfend, dessen Macht brachen; wie später, nach dem Eindringen asiatischer Horden und

der allgemeinen Völkeraufregung, sich neue deutsche Reiche bildeten, zu deren Verschmelzung, zu einem gemeinschaftlichen Ganzen, Karls des Großen Geist und Schwert berufen war. Wie dagegen die Slawen in das von den Germanen zum Theil verlassene Ost-Deutschland einzogen, sich unter Samo's Scepter verbanden, später aber, der Macht und höhern Bildung der Deutschen unterworfen, sich selbst zu solchen umgestalteten. Auch Geister der Kelten zeigen sich in jener Urzeit in Deutschlands Gefilden und selbst da, wo man am wenigsten sie zu erblicken vermeint.

Doch dieß Alles nur im mangelhaften Umrisse; denn so wie das duftig Umhüllte jenes fernen Horizonts sich oft zum unsichern Bilde gestaltet, so umschlingt auch jener Vorzeit Land und Volk die alterthümliche Sage. Wahrheit und Dichtung im wunderreichen Gewande lieblich vermählend, zeigt sie uns, so wie manches uralte Volkslied, die frohen und ernsten Gefühle längst entschwundener Nationen, und, flüchtigen Luftgestalten in dunkler Ferne gleich, ihre mythischen Gebilde, den Wodan und Thor, den Swjatowit und Radegast. Noch deuten bis auf uns erhaltene Opferfelsen, Grabstätte und riesige Wälle, wie Namen und so Anderes, auf uralte Sitten und Gebräuche eigenthümlicher Art, oft als noch zu lösende Räthsel der Gegenwart vorbehalten. Und auch sie verdienen nähere Rücksicht, obschon wenig durch geschmackvolle Formen und Inschriften verziert, deren die Ueberreste der griechisch-italischen Völker, und deshalb fast alleiniger Rücksicht und Hunderten von Erläuterungsschriften, sich zu erfreuen haben, während auf jedes dieser Hunderte kaum eine über jene vaterländische erschien. Denn nur rathsam kann es seyn, neben dem klassischen Alterthume auch die deutsche Vorzeit zu beachten, um in der Heimaths-Geschichte nicht minder heimisch zu seyn, als in Athen's und Rom's Tempeln und Straßen.

Gleich wie aber, von jener Bergeshöhe herab, kein Landstrich isolirt, wie vielmehr, durch Land- und Wasser-Wege verbunden, das Nahe und Ferne in stetem Bezug zu einander erscheint, so auch bei der Vaterlands-Geschichte die frühere und die spätere Epoche. Daher steht die Vorzeit uns nicht so fern, als ein falscher Wahn es oft vermeint. Erhob auch die neuere Zeit sich zu manchem höhern Culturzweige, wie das Alterthum sich deren nicht im Allgemeinen, nur in einzelnen Ständen und hervorstrahlenden Männern zu rühmen hat, so verblieb der Mensch, nach Natur und Wesen, dennoch derselbe und dessen neue Schöpfung fand nicht statt. So manches Edle und Große, wie Thörichte und Ungerechte der frühern Zeit hat sich in neuerer wiederholt, obschon im modernen Gewande, und Vieles, was man einst schon kannte, was jedoch im Strome der Zeiten sich verlor, tauchte nicht selten später, als Neuerfundenes, zum neuen Leben auf. So ist der Staatsbürgersinn der Germanen, mit seinen Tugenden und Mängeln, auf die jüngsten Generationen des neuern Deutschlands vererbt, und manche politische und religiöse, wie gewerbliche und gesellige Einrichtung des Mittelalters auf uns übergegangen. Zahlreiche Ansichten und Gebräuche wurzeln tief in der germanischen und slawischen Vorzeit und erhielten sich bis in des Mittelalters

Uebergangs-Epoche, und deren manche, wie Zahlreiches der letztern, selbst bis zu unsern Tagen; sie sind deshalb, nach Abkunft und Wesen, nur durch näheres Eingehen auf die frühere und mittlere Zeit zu erforschen. Daher wird des Ganzen Zusammenhang nur Dem klar erscheinen, und das Einzelne, nach Ursache und Wirkung, so wie mancher Beweggrund der Vorfälle — der allein auf ihre Folgen achtenden Menge verborgen — nur Dem offenbar werden, der auch in das Gewebe der früheren Zeit zurück zu blicken strebt. Sie ist der erste Band der Lebensgeschichte Deutschlands; am zweiten arbeiten noch Verfasser, Setzer und Drucker.

Die Geschichte aber nur zu kennen, sey nicht allein des Strebens Zweck; ihren Ergebnissen ist ein höherer Werth und Wirkungskreis angewiesen. An ihres Tempels Portale prangt, in goldnen Zügen, der weise Spruch: „Lerne und Wirke!" und von den erleuchtetsten Männern ist darauf hingewiesen, die Lehren der Geschichte nicht unbenutzt zu lassen, für eignes, wie der Völker Wohl. Sie räth uns an, des Mittelalters oft gepriesenen Werth eben so wenig zu überschätzen, als die Jetztzeit schon glücklich zu preisen; sie dringt darauf, die Vorzüge, wie die Mängel von beiden eifrig beachtend, jene einer bessern Zukunft zu erhalten und diesen sorgsam vorzubeugen. Und dieß wäre denn der Forschung höchstes Ziel.

Doch das Gebäu der Vaterlands-Geschichte ist ein Werk für wenig Auserwählte, und Vielen bleibt es nur vergönnt, einzelne Bausteine dazu herbei zu fördern. Solch' einzelne Beiträge sind denn auch in diesen Blättern dargeboten; ob aber brauchbar oder nicht, in Form wie im Gehalt, wird sich wohl späterhin ergeben. Doch des Lohnes dafür schon genug, wenn sie Den, der zur Lectüre sie gewählt, darauf hinweisen sollten, daß, wer des Vaterlands-Geschichte zu kennen und zu benutzen, wer die Gegenwart in ihrem Wesen und Wirken zu begreifen wünscht, auch zurückschauen müsse, auf die, durch zahllose Fäden, mit ihr zusammenhängende Vorzeit, als der Jetztwelt treuestem Spiegel!

Erste Abtheilung.

Was ich vermochte, sey hier freundlich dem Leser geweiht;
Bilder aus heimischem Gau, Blicke in frühere Zeit!

§. 1. Plan der Schrift.

Geschichtliche Nachrichten sprechen meist jeden Gebildeten an, und im desto höhern Grade, je näher sie auf die vaterländischen Gefilde Bezug haben. Selbst Mindergebildete vernehmen gern Auskunft von den frühern Begebnissen ihrer Wohnorte und deren Umgegend, von den Bewohnern derselben, ihren Thaten, Sitten und Gebräuchen in längst entschwundener Zeit. Sie hören begierig auf die wunderreichen Sagen und gemüthlichen Volkslieder, und zwar mit gesteigertem Antheile, jemehr diese der Urvorfahren Ansichten und Gefühle ahnen lassen; sie betrachten gern die uns verbliebenen Ueberreste von Bauwerken und Geräthen, zumal dann, wenn durch genaue Erläuterung, bei deren Vorzeigung in der Wirklichkeit, oder doch in treuer Abbildung, sie sich mit klarem Blick in jene Zeiten zurückversetzen können. Um so mehr ist dieser Antheil an vaterländisch-historischen Gegenständen bei Gebildetern vorauszusetzen, deren Gemüth dafür noch empfänglicher, und deren Geist, nach Erforschung des Genaueren, noch wißbegieriger seyn wird. Daher ist auch für solche die vorliegende Schrift bestimmt, und überhaupt für Jeden, dem das religiöse und kriegerische, das bürgerlich-gesellige und häusliche Leben der germanischen und slawischen Nationen der vaterländischen Vorzeit, wie das ebenfalls noch so räthselhafte Mittelalter in seinen mannichfachen Verhältnissen, nicht ohne Interesse erscheint. Es gilt dabei nicht allein den sächs. Landen, sondern oft auch den daran gränzenden Provinzen, — mithin dem Mittel-Deutschlande im Allgemeinen —; der vergleichende Blick wird zugleich auf andere Gegenden des deutschen Vaterlandes zu richten seyn, und selbst über dessen Gränzen hinausgehen, wofern sich dadurch Erläuterung zweifelhafter Gegenstände hoffen läßt. Obschon aber der tiefere Geschichts- und Alterthums-Forscher wohl so manches Neue in dieser Schrift finden möchte, so ist dennoch die Absicht des Verfassers keinesfalls, sie allein für jene zu bestimmen; sie soll zugleich gebildeten Lesern aller Standes- und Berufs-Classen eine ebenso angenehme, als belehrende Lectüre gewähren. Sein Wunsch geht vielmehr dahin, daß sie nicht nur in den Repositorien der Gelehrten-Bibliotheken zur gelegentlich erforderlichen Nachschlagung aufgestellt, sondern auch im weitern Kreise beachtet, deshalb in städtische und andere Bibliotheken, wie Lesezirkel für allgemeine Bildung aufgenommen werden möchte, um in

zahlreiche Hände zu gelangen, und dadurch den Zweck zu erfüllen, welcher dem Verfasser bei ihrer Bearbeitung vorschwebte.

Die Geschichte, die Wissenschaft des Menschheitlebens, gilt überhaupt als eine der wichtigsten allgemeinen Bildungswissenschaften, und das Meiste, was der Mensch weiß, ist historischer Art; ihre Betreibung belehrt die Jugend und erfreut das Alter. Sie ist, weise beachtet, die Lehrerin, die Bildnerin der Menschheit, nur meist zu wenig zu diesem Zwecke ernstlich benutzt. Insbesondere aber sind es die Resultate der Culturgeschichte, nehmlich die aus der historisch-pragmatischen Darstellung des allseitigen physischen, wie geistig-gemüthlichen Volkslebens gewonnenen, und das Fortschreiten der Menschheit zu immer höherer Ausbildung ermittelnden Ergebnisse, welche als Endzweck, als die Blüthe alles historischen Forschens gelten; — zumal wird dieß, in Bezug auf das Vaterland, als die erfreulichste Lectüre anzusehen seyn. Die vaterländische Cultur- oder Bildungs-Geschichte früherer Zeit ist aber noch so in Dunkelheit gehüllt, daß, bevor ein das Ganze allseitig umfassendes Werk darüber ausführbar seyn möchte, es noch der genauern Erforschung so mancher einzelnen Bezirke, wie zahlreicher einzelnen historischen Gegenstände bedarf, und daher jede gründliche Mittheilung darüber als willkommen erscheinen wird; dieß Letzte hofft der Verf. auch in Hinsicht der hier dargebotenen Beiträge, theils Neues enthaltend, theils Bearbeitung von schon Vorhandenem, jedoch nach neuern, den Fortschritten der Wissenschaft gemäßen Ansichten.

Die vaterländische Vorzeit, — nehmlich die vorhistorische Zeit, im Gegensatz der durch zahlreiche gleichzeitige Urkunden und andere Schriften, genauer und historisch bekannten Zeitabschnitte — begreift hauptsächlich die heidnische oder germanisch-slawische Periode, das Alterthum, und zwar vom ersten Auftreten der Germanen und Kelten in der deutschen Geschichte, bis zur Ueberwältigung der slawischen Volksstämme im östlichen und nördlichen Deutschlande und deren Bekehrung zur christlichen Religion, wodurch eine höhere Culturstufe derselben herbeigeführt wurde. Allein auch das Mittelalter — meist bis zur Reformation, zuweilen bis zum Ende des dreißigjährigen Kriegs angenommen — läßt sich noch zu dem Bereich der Vorzeit (im weitern Sinne) ziehen, da die bis jetzt veröffentlichten Urkunden und übrigen Cultur-Denkmäler dieses Zeitraums noch viel zu wenig Auskunft über das damalige öffentliche und häusliche Leben darbieten, um eine genügende Uebersicht desselben sich aneignen zu können. Doch die Bibliotheken und Archive enthalten unbestreitbar noch zahllose, darüber belehrende Schätze und der, in den letzten Jahren so gesteigerte Eifer, solche aufzusuchen und zu veröffentlichen, läßt uns noch reiche Ausbeute erwarten, wofern zumal die Theilnahme daran sich in noch weiterem Kreise verbreitet. Und so giebt es auch andere sprechende Zeugen

der Vorzeit, Sitten und Sagen, Geräthe und Bauwerke, die, bei gelungener Entzifferung, wenigstens theilweise den Schleier zu lüften vermögen, welcher noch zum großen Theile jene Periode bedeckt. Es ist aber hohe Zeit, diese Ueberreste des Alterthums genauer in das Auge zu fassen, um sie zur Aufhellung jener vaterländischen Culturgeschichte zu benutzen, sie wenigstens in Schriften und Abbildungen spätern Geschlechtern zu erhalten, denn sie vermindern sich von Jahr zu Jahr. Von Alters her verbliebene Namen, Sitten und Sagen, Lieder und Volksfeste sind meist schon verklungen, oder werden täglich mehr und mehr der Vergessenheit übergeben, mit andern vertauscht oder verschmolzen; alterthümliche Geräthe werden durch den Pflugschaar, oder unaufmerksame und unverständige Menschenhand vernichtet, oder durch den Schmelztiegel in andere Formen gebracht; Opferfelsen werden zu Bausteinen verwendet, und merkwürdige Ring- und Langwälle, so wie Heidengräber, bei der, durch vermehrte Huthungsablösung und Gemeinheitstheilung begünstigten Bodencultur, so völlig geebnet, daß sich selten mehr Spuren davon auffinden lassen. Oefters wird noch das Urkunden- und Handschriften-Pergament vom Buchbinder und Orgelbauer zu ihren Zwecken verbraucht und manches wichtige Actenstück dem Materialhändler zur Vernichtung Preis gegeben; auch wohl mancher Dorfkirche schätzbares Altargemälde und Schnitzwerk vom Gemeinde-Vorstande, zum Besten der allgemeinen Casse, als altes Holz an den Meistbietenden versteigert. Selbst majestätische Burg- und Kloster-Ruinen werden nicht selten, statt sie der dafür gewiß dankbaren Nachwelt zu erhalten, sogar ohne zuvor davon genommene Abbildungen, unbedachtsam abgetragen und verbaut, gelte es auch nur, um mit desto geringern Kosten eine Behausung für Borstenvieh herzustellen. Unzählige interessante Gegenstände dieser Art sind deshalb schon für uns verloren gegangen, da frühere Schriftsteller sie selten der Erwähnung für werth hielten; um so mehr erscheint es als dringende Pflicht der Jetztwelt, solchen denkwürdigen Zeugen von Ansichten und Thaten der Urahnen die möglichste Aufmerksamkeit zuzuwenden und dabei auch den volksthümlichen Sagen geneigtes Ohr zu schenken, weil sie der ältesten Geschichte aller Völker sich anreihen und deren Lücken nicht selten zu vervollständigen vermögen. Und solche Gegenstände aus den sächsischen Landen und benachbarten Gegenden mitzutheilen, ist insbesondere des Verfassers Bestreben mittelst dieser, in mehrere Hefte vertheilten Schrift. Ist auch in Hinsicht des Oertlichen meist ein geographischer Weg angenommen, so ist dennoch keinesweges eine vaterländische Topographie der Vorzeit — zu der es viel zu früh seyn möchte — beabsichtigt; in welcher Reihenfolge jedoch, zur ansprechendern Abwechslung, manche allgemeine Gegenstände vertheilt sind. Wer aber eine, mit Bedacht hierbei nicht gewählte, streng wissenschaftliche Anordnung ungern

vermissen sollte, wird einigen Ersatz dafür in der systematischen Uebersicht des Abgehandelten am Schlusse der Schrift erlangen, wo möglichst auch Haupt-Resultate in Bezug auf das vorher im Einzelnen Mitgetheilte erfolgen sollen. Und könnten, bei den zahlreichen noch so räthselhaften Gegenständen, welche die frühere Vorzeit betreffen, auch nur manche derselben zur Gewißheit gebracht, oder doch mit hoher Wahrscheinlichkeit erläutert werden, so daß bei vielem Andern die Lösung der Zukunft überlassen bleiben müßte, so wird es dennoch schon genügen, von jenen eine genauere Schilderung dargeboten zu haben. Sollte gütigen Lesern es gefällig seyn, zu deren Vervollständigung dienende oder sonst geeignete Beiträge zu der Schrift aus dem Kreise ihrer Erfahrungen, dem Verf. zukommen zu lassen, so würde es dankbar erkannt werden; größere Vollständigkeit solcher Schriften ist stets nur durch Mitwirkung Mehrerer zu erlangen.

Der Verf. beabsichtigt bei dieser Schrift zugleich den Versuch, auf die Kunde der vaterländischen Vorzeit im größern Publicum hinzuweisen, damit sie mehr und mehr zum Gemeingute aller Gebildeten werde. Dadurch hofft er, — sollte sich dieser Versuch einigermaßen als gelungen ergeben — dem geschichtlichen Wissen zahlreiche Freunde zu gewinnen und zumal sie zur erhöhten Liebe zu vaterländisch-historischen Beschäftigungen hinzuleiten, um dann selbst culturhistorische Resultate zu erzielen und anzuwenden. Jede Wissenschaft soll und kann für das practische Leben Nutzen bringen, sey es durch Belehrung für deren Anwendung zur geistig-sittlichen Bildung, oder zum Geschäftsbetrieb, oder auch nur zur angenehmen geistreichen Unterhaltung und Erheiterung. Jede Wissenschaft ist todt und keines Falls der Betreibung werth, welche für das Menschenleben sich nicht brauchbar erweiset, dadurch nicht selbst Leben erhält, — selbst lebt; vergl. Anmerkung I. An der Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichts- und Alterthumskunde, kann aber, wenn auch nur in geschäftsfreien Stunden — so gut wie an der nicht minder rathsamen naturwissenschaftlichen — jeder Gebildete manchen Antheil nehmen, weil es nicht immer tiefer Gelehrsamkeit, nur eines klaren, denkenden Verstandes, mit regem Bildungseifer und Sinn für solche Gegenstände dazu bedarf; daher ist der gebildete Bürger und Landwirth, der Forstmann, Militair und Verwaltungsbeamte ebenso dazu geeignet, als der Arzt und Jurist, der Schulmann und Theologe. Wie aber der Einzelne sich diesen oder jenen, für ihn, in seinen eigenthümlichen Verhältnissen besonders geeigneten Gegenstand zur nähern Beachtung wählen könne, ist §. 3. Anm. III. vorgeschlagen. Oefters ist es nur der Mangel an Anregung zu einer nützlichern Beschäftigung, daß man sich überhäufter Romanen- und Journal-Lectüre und andern wenig anrathsamen Zeitvertreibungen hinzugeben pflegt. Doch eines hohen Vortheils, wenn man der

Vaterlandsgeschichte nähere Beachtung schenkt, und überhaupt der Vaterlandskunde, sey hier noch gedacht; es ist die sich dadurch erhöhende Vaterlandsliebe.

Das Hauptsächlichste des Inhalts dieser Schrift ist im Texte enthalten, so daß man nöthigenfalls auch nur den letztern allein beachten kann, wofern man an der weitern Ausführung der behandelten Gegenstände, in den, jedem Paragraph angefügten Anmerkungen kein Interesse finden sollte. Doch wünscht der Verf. auch letztere nicht überschlagen, da sie zahlreiches, ebenfalls Berücksichtigungswerthes enthalten, welches, nur zur Raumersparung, aus dem Text in die Noten verwiesen werden mußte, um das Buch nicht zu bogenreich werden zu lassen, wodurch, bei erlangtem billigern Preise, die Hoffnung gesteigert wird, es in desto zahlreichere Hände gelangen zu sehen. In der Anmerk. II. ist Näheres über die Vorarbeiten des Verf. mitgetheilt, welcher bereits mehrere ähnliche Versuche herausgab, und, zum günstigen Gelingen des vorliegenden, nicht nur auf die historisch-alterthümlichen Ergebnisse anderer Gegenden, sondern auch auf die so oft einflußreiche Localität bei örtlichen Gegenständen, und die sprachliche Ortsnamen-Erläuterung Rücksicht nahm, über welche letztere die Anmerk. III. Näheres erwähnt. Dem Verf. gelang es aber auch, über besonders schwierige Verhältnisse sich mit rühmlichst bekannten Geschichts- und Alterthums-, wie Sprach-Forschern zu berathen, so wie er nicht minder von zahlreichen, später dankbar zu nennenden Freunden, Zeichnungen und Beschreibungen von Gegenständen erlangte, die er nicht selbst an Ort und Stelle zu untersuchen vermochte. Doch geschah Letzteres bei einem großen Theile, um möglichst Selbsterforschtes darbieten und desto mehr für Treue der Mittheilungen stehen zu können; denn dieß ist dringendes Erforderniß aller historischen Nachrichten, und das Wesen der Geschichte überhaupt — die Wahrheit. Doch die Schrift kann für sich selbst sprechen; möge man sie wenigstens der Ansicht und Prüfung würdigen!

Die Angabe der Abkürzungen und sonstiger, bei dem Text und den Kupfern zu beachtenden Gegenstände ist Anmerkung IV. enthalten, welche letztere deshalb nicht zu überschlagen seyn wird.

Anm. I. Allerdings bedarf es gründlicher Materialien-Sammlungen, wie darauf beruhender Hauptwerke gelehrter Art bei der Geschichts- und Alterthumskunde, wie bei jeder Wissenschaft, und ebenso gelehrter Männer, um dieselben, um ihrer selbst willen, in immer größerer Tiefe zu erforschen und weiter fortzuführen. Es bedarf aber auch andernseits allgemein ansprechender, die Form gelehrter Systeme vermeidender Schriften, um historisches, wie anderes Wissen in immer weitern Kreise zu verbreiten und, seinem Zweck gemäß, in das Leben einzuführen; denn nur dieß Letztere, zur immer höhern geistigen Ausbildung des Menschen, kann und muß, wie schon gedacht, der letzte, der Endzweck jeder Wissenschaft seyn. Dieß ist es, was oben, bei der erwähnten Popularisirung gemeint war; dieß Wort im rechten, edlern Sinne genommen, als Verbreitung nützlichen Wissens im größern Kreise des Volks, wenigstens dessen bildungsfähigern Theile, mittelst besonders dazu geeigneter, allgemein verständlicher, und, unbeschadet genauer Belehrung, immer auch ansprechender Schriften; — über

welche, wie über deren weitere Verbreitung mittelst Aufnahme in, für den gebildetern Bürgerstand gegründete Stadtbibliotheken u. Lesezirkel, um zugleich die Lectüre nachtheiliger Romane 2c. verdrängen zu helfen, in d. Verf. Schr. über Bibliotheken, Lesezirkel 2c. Heft II. ausführlicher gesprochen ist. — Und die historische Vaterlandskunde gehört unbezweifelt zu den Wissenschaften, welche ganz besonders jene Verbreitung im weitesten Kreise verdienen.

Als vor mehrern Decennien, nach Beendigung des französisch-europäischen Krieges, in Deutschland ein reger Sinn für Erforschung der vaterländischen Vorzeit erwachte, und zahlreiche Vereine dafür gegründet wurden, war viel Hoffnung vorhanden, einen immer größern Kreis gebildeter Männer dafür belebt zu sehen; doch der Erfolg hat dem noch nicht Genüge geleistet. Es fehlte noch sehr an Herausgabe allgemein ansprechender Schriften darüber, und die so vielseitige Alterthumskunde wurde zumal dadurch fast in Verruf gebracht, daß man sie oft nur auf Ausgrabung von Urnen und deren Aufschichtung in Masse bezog und damit die Sache abgethan glaubte, während die für das größere Publicum weit ansprechendern Abtheilungen, die Sitten-, Sprach- und Sagen-, wie die mittelalterlichen Kunst-Alterthümer, sehr unbeachtet blieben und zu wenig an die Hauptsache jener Beschäftigung gedacht wurde, nehmlich culturhistorische Resultate zu ermitteln. Doch in neuester Zeit läßt sich ein wiederum neuerwachter Sinn dafür in letzter, rechter Art bemerken, für dessen Verbreitung in allen deutschen Provinzen kräftig gewirkt werden sollte. Und so wie die Kunde des an sich todten Gesteins, die Geognosie und Geologie, in das geistige Leben der Gebildeten hervorgerufen wurde durch einen Leonhardt, so wird auch die Kunde des mit den Menschen in noch näherem Bezug stehenden deutschen Alterthums und Mittelalters jener Verbreitung im weitern Kreise sich zu erfreuen haben, wenn sich Männer finden werden, geeignet, das Belehrende dabei mit dem Angenehmen, auf immer ansprechendere Art zu verbinden.

Anm. II. Die vom Verf. früher herausgeg. Schriften gleicher historisch-antiquarischer Tendenz (außer mehrern kleinern Abhandlungen) sind: Oberlausitzische Alterthümer; erster Beitrag mit 3 Steindrücken, Görlitz 1827; (auch abgedruckt im neuen Lausitz. Magazine B. VII.) — weiterhin oft durch: O. L. Alterth. angeführt; ferner: Beschreibung einiger bei Radeberg aufgefundener Urnen mit unbekannten Characteren, nebst Nachrichten von and. alterthüml. Gegenständen der dasigen Gegend, mit 2 Steindr. Halle 1828. (In Kruse's deutsch. Alterthümer, B. II. mit aufgenommen; in Rosenkranz Zeitschrift f. Geschichte der german. Völker, Halle 1832. L. I. H. 2., ein Nachtrag dazu mit neuern Resultaten). — Ueber Mittel und Zweck der vaterländ. Alterthumsforschung, eine Andeutung, Leipz. 1829, der Oberlaus. Gesellsch. d. Wissenschaften zu Görlitz zu ihrem 50jähr. Jubiläum gewidmet. — Sie erfreuten sich sämmtlich einer günstigen Aufnahme, und die letzte, ungeachtet ihrer Kleinheit, auf 20 beifälliger Recensionen. — Der Verf. fand schon in der Jugend an historischen Beschäftigungen Vergnügen; Chroniken und andere historisch-alterthümliche Schriften wurden, als er noch das Lyceum zu Löbau besuchte, fleißig excerpirt, einige Alterthümer gesammelt und historische Landkarten d. Oberlausitz v. J. 1268 u. 1300 entworfen, diese auch von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissensch. nachsichtvoll aufgenommen, und jetzt, bald vier Decennien später, werden von ihm noch ähnliche Arbeiten unternommen, — wie sich denn oft Lieblingsbeschäftigungen durchs ganze Leben erhalten und immer vom Neuen mit Eifer ergriffen werden. Besonders gelang es dem Verf. seit dem J. 1824, nach erlangtem festern Wohnsitze und günstigern Amtsverhältnissen, dem historischen Studium einige freie Mußestunden widmen und mit zahlreichen Männern gleicher Neigung nähere Verbindung eingehen zu können, daher derselbe auch zum Mitgliede mehrerer derartigen Vereine gewählt wurde; und zwar (außer jener O. L. Gesellsch. d. Wiss. zu Görlitz, den Culturgesellsch. zu Breslau u. Minden, und zahlreicher gewerblicher u. and. Vereine), von den historisch-antiquarischen Gesellschaften zu Dresden, Leipzig, Halle, Hohenleuben, Meiningen, Würzburg, Sinsheim, Freiburg, Wiesbaden, Paderborn, Wetzlar, Berlin, Kopenhagen, der Alterthums-Section d. naturf. Ges. zu Görlitz 2c. Von den meisten hatte er sich gefälliger Mittheilung von Büchern, brieflicher Auskunft auf Anfragen u. anderer Begünstigungen zu erfreuen, so daß die Mitgliedschaft mithin nicht, wie so öfters, nur allein in — Empfangnahme des Diploms bestand. Durch alles dieses, so wie durch möglichste Literatur-Benutzung, aber

auch eigne practische Nachforschung und die eigenthümliche, jetzt bis auf 600 Nummern gestiegenen Alterthümer-Sammlung (wovon ein verehrter Freund, Biblioth. D. Klemm in Dresden, in seinem später öfters zu erwähnenden Handbuche der germanischen Alterthumskunde, 1835. S. 437. eine Uebersicht mittheilte) wurde der Verf. in den Stand gesetzt, ein größeres, ausführlicheres Werk über deutsche, zumal sächs. Alterthümerkunde der heidnischen Epoche vorzubereiten. Doch die dazu bestimmten Mußestunden wurden dadurch geschmälert, daß der Verf. während des letztern Jahrzehends sich zugleich veranlaßt fand, die Interessen der neuesten Zeit näher zu beachten und zumal zur Förderung der gewerblichen, wie der gesteigerten allgemeinen Volksbildung rechter Art, theils durch gegründete und geleitete Anstalten dieses Zweckes mitzuwirken, theils durch günstig aufgenommene Schriften, und zwar: Bausteine; über Sonntagsschulen, Gewerbvereine rc. 3 B. 1835. — Förderungsmittel der Volkswohlfahrt 1836. — Ueber Jugendbildung, 4 H. 1837—39. — Ueber öffentliche, Vereins- u. Privat-Bibliotheken, Sammlungen, Lesezirkel rc. 2 H. 1839,40. — woran sich Gutenberg u. Franklin 1840. der Herderolith, der Gewerbgeist u. and. kleinere Schr. anschlossen, wie dieß in d. Schr. über Biblioth. I. S. 8. u. 17. näher bemerkt. Doch wurde vor zwei Jahren, — um die zahlreichen Materialien nicht veralten zu lassen und zugleich dem Geiste rathsame Abwechslung zu gewähren, — der frühere Plan jener größern Schrift über Alterthümer wiederum aufgenommen, zu diesem Zwecke auch manche Reise benutzt und manche neue Verbindung angeknüpft. Da aber zu sehr ins Einzelne gehende alterthümliche Schriften systematischer Art ein zu kleines Publicum finden und der Verf. nach so erfreulichem Erfolge der zuletzt genannten, für einen größern Kreis bestimmten Schriften, ebenfalls auf einen solchen, zur Belebung des Sinnes für vaterländ. Culturgeschichte zu wirken wünschte, so ward jener Plan aufgegeben, und, zugleich mit Bezugnahme auf das Mittelalter, der jetzt vorliegende, als zweckdienlicher und zeitgemäßer gewählt. Und gelingt jene Absicht, so findet sich der Verf. für die so umfassenden, funfzehn Jahre lang durchgeführten mühsamen Vorarbeiten genügend belohnt, obschon manche bereits abgefaßte Hefte zurückgelegt, und die zahlreichen einzelnen Notizen meist unbenutzt bleiben müssen, deren Anzahl (11 Repositorien-Abtheil. betragende Manuscripte) auf 12—15,000 nicht zu hoch angeschlagen seyn möchte; (systematisch geordnet, wie Bausteine II. S. 80. u. Bibliotheken II. S. 163. geschildert ist). Ebenso wurde auch der Versuch einer ausführlichen Erläuterung slaw. Ortsnamen begonnen (Proben davon in d. Lausitz. Magazin 1832. S. 486 u. 1833. S. 521.); bei der weitern Ausführung ergab sich jedoch, daß, — ungeachtet der Unterstützung mehrerer wendisch. Gelehrten, Pastor Seiler in Lohsa, Oberpf. Liebusch in Senftenberg, u. Räde in Gödau u. and. m., zumal aber Pastor Bronisch in Prietzen bei Altdöbern, — des Verf. Muße und Sprachkenntniß dazu nicht ausreichen wollten; daher wurde auch dieß aufgegeben und dagegen manches Resultat jener Arbeit in diese Schrift aufgenommen. (Der Verf. gedenkt später eine kurze Skizze seines Strebens in Bezug auf jene Schriftenherausgabe im Lausitz. Magazin mitzutheilen.) — Noch hat der Verf. allen den geehrten Freunden den herzlichsten Dank darzubringen, welche ihn bei der Herausgabe dieser Schrift und deren Vorarbeiten durch briefliche Mittheilungen, wie Bücherdarleihung und sonst gütigst unterstützten, und zwar — außer manchen schon Verblichenen, (Böttiger in Dresden, Pölitz u. Stieglitz in Leipzig, Bönisch in Camenz, Anton, Neumann, Schneider in Görlitz, Worbs in Pribus, Käufer in Reichenbach, Lubensky in Budissin, Büsching in Breslau, Bergner in Halle u. and. m.) — zumal, (außer oben erw. Pastoren), Oberbibl. Hofr. D. Falkenstein u. Biblioth. D. Klemm, Candid. Schiffner u. General v. Hake in Dresden; Oberbibl. Hofr. D. Gersdorf, von Posern-Klett, D. Espe rc. in Leipzig; Stadtr. D. Klien u. Lehrer Böhland in Budissin; Diac. M. Pescheck in Zittau; Polizei-Rathsherr Köhler u. Past. Haupt in Görlitz; Past. Trabert in Rauscha; Conr. Sause u. Hauptm. v. Pröck in Guben; General v. Minutoli, Hauptm. u. Museums-Dir. v. Ledebur in Berlin; D. Förstemann in Halle; D. Schmidt in Hohenleuben; Hauptm. Krug v. Nidda bei Querfurt; Bibl. Hanka u. Kalina v. Jäthenstein in Prag u. a. m., so wie die Präsidenten, Directoren u. Secretaire der histor. antiquar. Vereine überhaupt; außerdem noch zahlreiche andere, welche in Hinsicht ihrer örtlichen Umgebungen durch Beschreibungen, Zeichnungen rc. von Gegenständen geneigte Unterstützung gewährten, und bei deren spätern Vorkommen dankbar zu erwähnen seyn werden. Sie sämmtlich durch

ein Freiexempl. der Schrift zu erfreuen, erscheint, weil es deren Hunderte bedürfen möchte, unausführbar, so daß es nur an diesem Danke und der Bereitwilligkeit zu gleichem Gegendienste wird genügen müssen.

Noch ist einiger von d. Königl. Bibliothek zu Dresden, der Bibl. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Görlitz ꝛc. erlangten wichtigen Manuscripte zu diesem Werke zu gedenken, z. B. Graun's Beschreib. d. wüsten Schlösser in d. sächs. Landen, nebst Noten v. Grundmann, (296 Fol.), ferner: der das Volk u. d. alten Sitten u. Gebräuche d. Oberlausitz betr. Theil der Lausitz. Collectaneen des bekannten Lausitz. Historikers Frenzel; Pastor Körner's wend.-deutsches Wörterbuch u. and. m. — Bei jedem Satze u. jeder Angabe stets die Person oder die Schrift anzuführen, wodurch das Erwähnte in Erfahrung gebracht, ist, der Raumersparung wegen, im Allgemeinen bei diesem Werke unausführbar, wie denn dasselbe überhaupt nicht als ein literär. Magazin gelten soll. In den, von einem oder dem andern Leser gewünschten einzelnen Fällen würde der Verf. auch brieflich nähere Nachricht darüber ertheilen, so weit er sich diese anmerkte. Aus jener Ursache ist auch ein Verzeichniß der bei Ausarbeitung der Schrift benutzten Werke, wie es bei ähnlichen Mittheilungen oft üblich, unterblieben, denn es bedürfte dann der Aufzählung fast aller der so zahlreichen histor. u. alterthüml. Schriften in Bezug auf Sachsen und selbst ganz Deutschland, und der sämmtl. derartigen Gesellschafts-Schriften; die Durchsicht der vorliegenden wird besser selbst beweisen, ob u. wie dabei eine fleißige Benutzung der frühern u. neuern Literatur erfolgt ist; übrigens sind sie meist in den später citirten Handbüchern von Ersch, Klemm ꝛc. speciell aufgeführt, worauf dieserhalb verwiesen werden kann.

Anm. III. In Hinsicht der slawischen, wie deutschen Ortsnamen-Erläuterungen gilt althd. u. altnd. für althoch- und altniederdeutsch, nord. oder scand. für scandinavisch (nehmlich die drei nordischen Länder: Dänemark, Norwegen und Schweden in sich fassend); goth. f. gothisch ꝛc. — Bei den slaw. (nehmlich slawischen) Ortsnamen-Erläuterungen, aber poln. f. polnisch, böhm. f. böhmisch, wend. f. wendisch, olwend. u. nlwend. f. ober- u. niederlausitzisch-wendisch; polab. f. den Dialect des ausgestorbenen Nordslawischen an der Nieder-Elbe u. in den angränz. Ländern (der Polaben ꝛc.) u. so and. leicht erklärliche Abkürzungen. Durch altslaw. ist der Dialect der slaw. Kirchensprache bezeichnet, worauf bei jenen Erläuterungen insofern besonders Rücksicht zu nehmen ist, als in diesem ost-slaw. Dialect sich die ältesten slaw. Schriften erhalten haben (Bibelübersetzung, Nestors Annalen ꝛc.); daher bietet derselbe auch zahlreiche Grundformen slaw. Worte dar, welche in andern Dialecten verloren gingen oder wenigstens mehr oder weniger umgewandelt wurden, so daß sie auf die Ortsnamen seltner Anwendung erleiden. Die letztern sind überhaupt meist uralt, die slaw. in den hiesigen Gegenden wenigstens seit 8 bis 12 Jahrhunderten in Gebrauch, weshalb auch die ältern Dialecte die beste Anleitung zu ihrer Erläuterung geben, u. wozu Dobrowsky's bekannte Institutiones 1822, (Hanka's) Vetustiss. vocabularia, 1833. und so and. Schr. über ältere Dialecte hülfreiche Hand leisteten; aber auch Linde's großes poln. Lexikon, in 6 B. 1809. (zugleich alle slaw. Dialecte umfassend) und die bessern Wörterbücher der slaw. Sprachen; ferner: Schaffarik Ankunft der Slawen ꝛc. Wegen jenes Namensursprungs in sehr frühen Zeiten bedarf es auch weniger Rücksicht auf die seitdem vielfach veränderte Aussprache der bis jetzt erhaltenen Dialecte und deren feinste und neumodische Modulation der eigenthümlich slaw. Laute; eben so wenig auf die seit neuern Zeiten eingeführten Schreibarten, wovon manche oft nur von einigen Schriftstellern angenommen, von andern bestritten wurden. Der eigenthümliche Zischlaut der Polen rz und der gleiche der Böhmen (das punctirte r) sind erst seit dem 13. Jahrhunderte entstanden, und so auch andere Laute, welche ältere Dialecte nicht kennen; sie haben daher in der Regel auf die Ortsnamen auch wenig Bezug, die, wegen jenes frühen Ursprungs, nur nach der ältern Aussprache gebildet, und in dieser, wenn auch nicht immer, doch meist von den Slawen, zuweilen selbst von den Deutschen festgehalten wurden. Schwierige Untersuchungen über räthselhafte Ortsnamen, die meist nur dem slaw. Sprachforscher verständlich seyn würden, und wobei oft ein Name zu bogenreichen Abhandlungen dafür und dagegen, Veranlassungen geben würde, bleiben, da sie nicht im Zwecke dieser Schrift liegen, Andern überlassen. Es gilt hier überhaupt nur leichtern, augenscheinlichern Erläuterungen, wozu es keiner tiefen Kenntniß der Eigenthümlichkeit und gegenseitigen Verwandtschaft aller slaw. Dialecte be-

darf, wie sie zu einer gründlichen etymolog. Forschung solcher schwer zu lösenden Aufgaben allerdings nöthig wird, die sich aber, nur zu diesem Zwecke, wohl Niemand so leicht aneignen möchte. Daß aber z. B. die Orte: Gohra, Göhre, Gurka, Horka rc. von einem dabei liegenden Berge den Namen erhielten, weil gora in fast allen slaw. Sprachen (in böhm. u. olwend. hora, wegen erfolgter Umwandlung des g in h) Berg heißt, (Deminutiv gorka, horka) und so ähnliche Fälle, vermag auch der einzusehen, welcher nicht jene tiefe Kenntniß der slaw. Mundarten und ihrer Geschichte besitzt. Zu solchen einfachen Erläuterungen wird auch die folg. Aussprachbezeichnung dienen, wobei außer dem ż alle übrigen eigenthümlichen slaw. Charactere vermieden sind, da deren ohnehin die meisten Leser dieser Schrift nicht kundig seyn möchten. Zudem bleibt sich die Aussprache zahlreicher Wörter in allen Dialecten fast völlig gleich (obschon in jedem nach eigenthümlicher Art verschieden geschrieben), so daß oft eins derselben und zumal die Grundform nach einem ältern Dialecte genügen wird. Es gilt:

c. poln., böhm., wend. — z; cz poln. u. wend. (auch das wend. cż) — tsch, und so ebenfalls das punct. böhm. c, (so hier cz geschrieben.)

rz. poln. u. rj. hierin st. des punct. böhm. r gesetzt — rsch.; (wird nöthigenfalls von Nicht-Slawen nur als einfaches r auszusprechen seyn, aus dem es auch entstand.)

s. poln. u. böhm. — ss; ss, (so wie das doppelt punct. oder überstrichene s) böhm., u. das poln. sz — sch.

szcz. poln. — schtsch, schcż wend. — schtschj; scż nlwend. — stschj.

z poln. u. böhm. — s; ż in allen slaw. Dialecten als ein französ. j, (oder gelindes sch) geltend.

Das poln. u. niederlaus.-wend., auch in manchen oberlaus. Gegenden gewöhnliche, schräg durchstrichene l, als ein Mittellaut zwischen l u. w geltend, zuweilen wie w gesprochen, ist nur mit l bezeichnet, da es aus demselben entstand, auch in den meisten, u. zumal d. ältern Dial. nicht gefunden wird. Statt der jotirten (mit kurzem i zu sprech.) Vocale wird diesem ein j vor, den jotirten Consonanten ein solches nachgesetzt werden, so weit es zur Namens-Erklärung nöthig erscheint. Das böhm. v wird, allein stehend und im Wortanfange, wie u gesprochen; das mit der Cedille geschriebene poln. a wird dafür mit nachgesetztem (c) bezeichnet werden, und gilt ong, vor Lippenlauten wie om; das gleiche e, ebenso, eng, em, eh. — Ueberhaupt wird die Angabe von schwierig zu lesenden und zu erklärenden Wörtern aus schon erwähnter Ursache möglichst vermieden, und nur Leichteres, als Beispiel gewählt werden. Das Russische, Altslaw. rc. ist, wegen seiner eigenthümlichen slaw. Schriftzeichen, hier nur nach der Geltung der Buchstaben bemerkt. Obschon zur böhm. u. wend. Schrift gewöhnlich deutsche Lettern gebraucht werden, so sind dennoch für die hierin angeführten Wörter dieser Sprachen, lateinische gewählt worden, zur bessern Unterscheidung von der deutschen Erläuterung.

Anm. IV. Die in dieser Schr. gebrauchten Abkürzungen, Schr. statt Schrift, Schrr. st. Schriften, Verf. st. Verfasser u. ähnl. sind gnügend bekannt; Luden's Gesch. gilt f. deutschen, Wachsmuth's Gesch. f. europ. Sitten-Gesch.; Böttiger's Gesch. f. Gesch. Sachsens; Engelhardt's Gesch. f. Cultur-Gesch. S.; Klemm Alt. dessen Handb. d. german. Alterthumskunde; Grimm's Myth. Sprachl. Rechtsk. dessen deutscher Mythologie rc; Schaffarik (Schaffarschick gesprochen) Gesch., dess. Geschichte d. slaw. Sprache u. Literatur; Alt, dessen slaw. Alterthümer rc. Die Schriften der §. 3 erwähnten Geschichts- und Alterthums-Vereine sind nur durch Schrr. (Jahresbericht rc.) mit Beisatz Leipz., Hall. Pommer. rc. Rezat-V. rc. und so ähnl. kurz bezeichnet; wollte d. Verf. die Literatur mit ausführlichern Titeln angeben, so würde dieselbe allein zahlreiche Bogen füllen. Wer sich mit dem Gegenstande näher beschäftigt, dem wird jene Notiz und die Nachschlagung in Klemm's Alt. u. and. mit Liter. verseh. Werken leicht gnügen; wer nicht, für den ist die Literatur-Angabe ohnehin gleichgültig. Laus. od. L. Monatschr. und L. Mag. gilt der von der Gesellschaft der Wissensch. zu Görlitz herausgegebenen Monatsschrift, und dem Magazin; Lex. v. S. gilt dem Schumann-Schiffner'schen Lexicon v. Sachsen. Schiffner's Sachs. dessen Handb. d. Geographie, Topographie und Statistik Sachsens, 1840. Engelhardt's dessen Erdbeschr. v. Sachsen. Der Buchstabe S. und s. ist meist für Sachsen, sächs. und Pr. für Preußen, gebraucht; O. L. und N. L. für Ober- oder Nieder-Lausitz, so wie oberl.- und niederlausitzisch; Slaw. für Slawisch. Die Angabe urkundl. bezeichnet die Erwähnung des

Orts, unter den beigesetzten frühern Namen, in Urkunden, und zwar nach deren verschiedenen provinziellen Verzeichnissen, z. B. der Ober-, der Nieder-Lausitz rc. wie Anm. V. §. 3. Bei den angef. Werken von mehr. Bänden beziehen sich d. Jahrzahlen stets auf d. zuletzt erschienenen; sind auch oft nur die Verfasser genannt, so wird sich der weitere Titel aus d. deshalb nachgesehenen Bücher-Catalogen leicht ergeben. Ferner: O. östlich, S. südlich u. s. w.

In Hinsicht der Abbildungen wird hier noch die Bemerkung nöthig, daß manche Gegenstände nur in sehr kleinem Maasstabe wieder gegeben werden konnten, um die lithographirten Tafeln, und dadurch den Preiß der Schrift nicht zu vermehren; allerdings gestaltet sich dadurch Manches etwas anders und oft zierlicher als im Original; allein dieser Mangel trifft mehr oder minder alle verkleinerte Abbildungen. Der Leser möge übrigens nicht so gleich auf Unrichtigkeit der Abbildungen schließen, wenn manche mit der jetzigen Ansicht der Gegenstände nicht völlig übereinstimmen; die letztern sollten nicht gerad, wie sie gestern oder heut vorhanden waren, sondern wie sie sich am deutlichsten und möglichst characteristisch darstellen, dargeboten werden. Mit Bedacht sind daher zuweilen ältere vor 10 und mehr Jahren, selbst vor 50 u. 100 Jahren entnommene Zeichnungen von manchem alterthümlichen Gegenstande, den neuesten vorgezogen worden, da diese ihn nur so wieder geben, wie er seit einiger Zeit verändert worden war, hierbei es aber der möglichst vollständigen und ursprünglichen Ansicht gilt. Manche Ruinen, Opferfelsen, Wälle rc. waren damals noch nicht theilweise vernichtet oder beschädigt, oder nicht von Bäumen umgeben, die jetzt eine gnügende Ansicht verhindern, und eine Abbildung nicht oder nur unvollständig zulassen würden. Daher sind oft auch Nebensachen, Bäume, Gebäude rc. weggelassen, weil sie nicht wesentlich zum Hauptgegenstande gehören, früher nicht da waren, auch vielleicht im Kurzen nicht mehr vorhanden sind, so wie es überhaupt nicht der Zweck ist, durch gefällige Baumgruppen u. dergl. verschönerte Ansichten zu liefern. Manche Gegenstände sind sogar nicht mehr an Ort und Stelle vorhanden, weggeschafft oder vernichtet. So weit es ausführbar war, sind die Abbildungen theils vom Verf. selbst, theils von gütigen Freunden verglichen u. die nöthigen Erläuterungen in der Schrift bemerkt worden. Hat der Verf. auch auf Burg- und kirchliche Ruinen, wie ähnliche mittelalterliche Gegenstände verhältnißmäßig weniger, als auf die der frühern Vorzeit Rücksicht genommen — da jene viel zu zahlreich vorhanden sind, um sie sämmtlich beachten zu können, auch bereits mehr in andern Werken behandelt wurden — so ist dennoch Einiges, gleichsam als Repräsentant der verschiedenen Gattungen, zumal Minderbekanntes oder doch besonders Characteristisches zu Mittheilung gewählt, zugleich dabei auch auf, gewöhnlich sehr unbeachtet gelassene und doch zur genauen Kenntniß der Gegenstände oft unentbehrliche Grundrisse, Rücksicht genommen worden, um die Schrift desto geeigneter zu gestalten, Andere, zur weitern Erforschung der vaterländischen Culturgeschichte zu ermuthigen.

§. 2. Opferfelsen bei Weigsdorf, unweit Zittau.

— — „Nach vierstündiger Wanderung gelangten wir zu dem geheiligten Orte; auf nur wenig gebahnten Wegen, deren Pflasterung man hier nicht zu kennen scheint. Von weiter Ferne schon zeigte sich der Felsenaltar, zwischen zwei Anhöhen des Götterhayns hoch empor ragend; es galt heut dem Jahresfeste des Sonnengottes, der an diesem Tage, im ganzen Jahr am längsten, die Erde mit Licht und Wärme erfreut. Um das Fest mit zubegehen, folgte ich der Einladung meines gütigen Wirths; gastfreundlich wie alle Germanen, — denn Gastfreundschaft ist ihnen heilige Pflicht — hatte er mir sein Haus und seine Begleitung angeboten, um die Gegend zu beschauen, noch vor der Weiterreise zu den Sueven und Vandalen und andern ost-germanischen Nationen. Viele Tempel sah' ich bereits in deren Gauen, doch stets

von einfacher Art, so wie von ihnen die Götter gedacht. „Also auch hier," — rief ich dem gastlichen Begleiter zu — „auch hier kein Tempel, um den Phöbus würdig zu ehren? kein mit Säulenwerk verziertes Gebäu, keine Statüen von edlem Gestein, kunstvoll den Göttern mit lebhaften Farben verähnlicht, und mit köstlichen Stoffen bekleidet?" — „Wähnst du," — erwiederte er, begeistert wie Alle seines Volkes, gilt es dem Preise der Götter, — „es bedürfe bei uns, so wie in eurer stolzen Cäsars-Stadt Roma, der hundert Tempel mit prachtvollgeschmückten Bildsäulen, zum würdigen Dienste der Gottheit? Dann irrst du! Den Göttern gnügt einfaches Opfer, und uns ein einfaches Sinnbild von ihnen, die nur den Willen des großen unsichtbaren Gottes, des siegverleihenden Wodan vollziehen, der vom Urbeginn in Walhalla thront und über Donar und Freija und alle andere sichtbarern Götter mächtig waltet, wie über der Menschen wechselndes Loos. Und, glaube mir, am nächsten sind wir der Gottheit, und mit unsern geringen Gaben immer auch angenehm, ohne viel Priester und Tempelschmuck, in umfriedigten Haynen, auf Hügeln und Felsen, von Natur sich in die Lüfte erhebend, so wie dort des Sonnengottes schmuckloser Altar. Lange vor unsers Volkes Ankunft verehrte auf ihm schon ein früheres seine Gottheit, wie dessen Nachkommen noch zu erzählen wissen, deren hier verbliebenen Urahnen sich unsrer Markgenossenschaft anschlossen, als das übrige Volk sich westlichere Wohnsitze wählte. Frei, und so wie Mutter Erde den heiligen Ort uns gewährte, ist er am heutigen sonnigen Tage zu erblicken; denn hinweggenommen ist die Holzbedachung zum Schutz gegen jegliches Unwetter. Schon seit den ersten Strahlen des anbrechenden Morgenroths lodert auf ihm das heilige Nothfeuer, durch zwei Hölzer entzündet, wie es am heutigen Tage ein uralter Brauch. Und so wie hier" — fuhr mein Begleiter eifrig fort — „die Feier heut erfolgt, so auch von den Markmännern im nahen Bojenheim, dessen Gränze dort der Fluß bildet, und in der Semnonen- und Hermunduren-Gaue und allen andern, so weit Thuisko's Geschlecht sich verbreitet. Schau' um dich, und überall erblickst du Rauchwolken in der Ferne, geweiht dem leuchtenden Tagesgestirn zum Sonnenwende-Feste der sommerlichen Zeit; nach dieser wohlthätigen Gottheit ist, wie nach sechs andern, einer der wöchentlichen Tage benannt." — Unter solchem Gespräche wanderten wir weiter. Auf allen Wegen strömten Edelinge und andere freie Männer herbei, gewappnet mit Schild und Frame, wie bei jeder Volksversammlung; auch Freigelassene, Leute, von meinen Gefährten genannt, doch nur unbewaffnet, weil sie hörige Miethleute sind, und selbst den leibeigenen Knechten war ein Festtag vergönnt; so auch zahlreiche Frauen und Kinder, im festlichen Gewande. Wir eilten durch die dichten, aber geordneten Reihen bis

in den, von den freien Männern gebildeten Kreis, wo sich die Edelinge um den Felsenaltar versammelten. Nehmlich die freigewählten Vorsteher und Heerführer des Gaus und der Marken und Gemeinden, wie andere ums Volkswohl verdient gewordene tapfere und weise Männer; auch reiche Landbesitzer und noch andere; manche mit Ringen und Ketten, wie mit Ehren- und Sieges-Zeichen geschmückt, wohl meistens von unsern Cohorten einst erbeutet oder auch in deren Reihen erkämpft. Viel' treffliche Männer lernte ich da kennen, denn auch sie nahmen mich gastlich in ihre Mitte auf, und manche waren gewandter in meiner Sprache, als ich in ihrer barbarischen, die den Römer nicht behagen kann. Bald zeigten sich, auf der Felsenplatte mit den heiligen Kesseln, die Ersten des Volks, um das Fest zu beginnen; ein stattlicher Greis im weißen Gewande, mit dem goldigen Stirnbande geziert, und das Feldzeichen des Gaus haltend. „Das ist der ehrwürdige Arimund", — belehrte mich mein Freund — „unser oberster Priester und Richter, der im Volksdienste ergraute und hochverdiente Gaugraf. Neben ihm, am einfachen Strahlenbilde der heutverehrten Gottheit, der Tempelwart, Liutholf, mit Beschützung und Besorgung des Gotteshauses beauftragt, und mit seinem Diener hier zur Seite wohnend. Seht ferner: eben tritt zu ihnen, im hellen Gewande, mit sonnenglänzenden Haar- und Brust-Spangen und Arm- und Hand-Reifen geziert, Teutolinde, unsere jungfräuliche Rune, des Oberpriesters Schwester, welche heut aus des Opfers Innern die Zukunft verkündet." Hier unterbrach Hörnerklang die Rede des Freundes; denn schon strahlte die Gottheit über unsern Häuptern, im Mittelpuncte ihres Laufs. Der Opferstier wurde bekränzt und ein feierlicher Gesang vom Sängerchor angestimmt. Als des Oberpriesters Weihgebet beendet, des Opferthieres Inneres erforscht, dann Friede und Fruchtbarkeit fürs nächste Jahr, weil es im Götterreiche so beschlossen, dem Volke geweissagt war, herrschte allgemeiner Jubel. Neue Preisgesänge ertönten und die Edelinge und Freien umgingen freudig Hand in Hand und in ihren weitern oder engern Kreisen, dreimal den Altar im muntern Kriegesschritte; vom übrigen Volke wurde dieß in größerer Entfernung nachgeahmet. Dann aber, als die Opferspeise bereitet, und des Thieres Edelstes dem Gotte geweiht, empfingen das Uebrige die Edelinge und Freien, so weit es ausreichen wollte. Auch ward mir eine erkräftigende Mahlzeit zu Theil, und, in kunstvoll geformten Hörnern, köstliches Gersten-Gebräu, auch Meth und Cyder im Kreise herum gereicht, bis der blinde Harfner Heligast, im ganzen Gaue hoch geschätzt, die Heldensage vom Thuisko und seinen Sohn Mann vortrug. Begeisternd stimmten die Freien des Volks, mit ihren Schildern und Waffen aneinander klirrend, in den kriegerischen Schlußgesang, deutscher Freiheit, deutscher Ehre und deutscher Sitte geltend. Später, nach

abermaligem Umgehen des Altars und des Oberpriesters Ermahnung zu Eintracht und edler Sitte, wie sie der Nation ferner gezieme, sprach er das Dankgebet an die Gottheit und Jeder blickte voll Ehrfurcht zu dem Himmel, und neigte sich, wie es schon bei dem Weihgebete erfolgte; darauf wallte das gesammelte Volk unter Gesang und Hörnerklang und im geordnetem Zuge, nach Marken und Gemeinden, durch die natürlichen Thore des Altars, und, die letzte Weihe dadurch empfangend, gedachte ein Jeder nun an den Rückweg zum heimischen Heerde. Noch aber, bis zu den letzten Strahlen des gepriesenen Sonnenlichts, loderte das heilige Feuer empor, darauf vom Tempelwart gelöscht mit reinem geweihten Wasser, das, in heiligen Kesseln gesammelt, einst der Himmel selbst herabsendete. Mir aber war ein Freudentag geworden, und beglückende Gefühle der Gottesnähe erfüllten meine Brust, wie noch nie in meiner Götter Tempel. Und ein fester Freundschaftsbund ward beim Mahle mit dem gastlichen Begleiter geschlossen, mein Ring, nach üblicher Art, in zwei Hälften gebrochen, und die eine ihm verehrt, damit unsere Nachkommen sich erkennen, und sichernden Schutz und Aufnahme sich gewähren, wenn ein feindlich oder günstiges Geschick sie einstens zu einander führt." — —

So würde vielleicht, wenn ein Römer einst zur Zeit der Sommer=Sonnenwende (unserm Johannisfeste) diese Gegend besucht und uns eine Reisebeschreibung hinterlassen hätte, ein Bruchstück derselben lauten. Doch, ist dieß auch nicht der Fall, so ist wenigstens hohe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß zu jener Zeit ein solches Fest, und zwar nach vorstehender — nicht auf willkührlichem Phantasie=Gebilde, sondern auf begründeten Vermuthungen beruhender — Schilderung, bei dem Opferfelsen statt fand, welcher Taf. I. N. 1. in seiner jetzigen Gestalt, von der südlichen Seite betrachtet, abgebildet ist. Er befindet sich, hoch gelegen (vergl. Taf. I. N. 17.) auf einem Hügel mit herrlicher Aussicht in die weiteste Umgegend, zumal auf die böhmischen und schlesischen Gebirge, nahe bei Weigsdorf und daher nicht weit von der böhmischen Gränze. Die Gegend heißt noch der Hayn, (im dortigen provinziellen Ausdruck oft „das Hähnel" genannt), womit bekanntlich seit frühesten Zeiten gewöhnlich ein, den Göttern geheiligter, daher gehegter, eingezäunter Wald bezeichnet wurde; noch giebt es da eine Haynstraße, einen Haynsteig, einen Haynbrunnen ꝛc., auch noch einzelne Buchen und Eichen von dem einstigen Götzenhayn, der schon längs nach und nach niedergeschlagen wurde, so wie auch das vor kürzerer Zeit noch in der Nähe des Felsens häufige Buchen= und Birken=Gestrüppe der Ackercultur weichen mußte. Der ganze Felsen selbst besteht noch aus sechs mächtigen Granitblöcken, wovon der eine auf zwei andern ruht, und mit diesen einen freien Durchgang bildet; ein Block

steht vom Hauptfelsen etwas entfernt, so daß zwei Personen zwischen beiden durchgehen können; ein abgesprengter Block, der siebente des Felsens, bedeckte sonst ebenfalls die unten befindlichen. Solche Durchgänge zwischen mächtigen Steingruppen dienten in der heidnischen Periode oft zu religiösem Gebrauche, zum feierlichen Durchgange der Opfernden. Der Ort wird seit Menschengedenken von den umwohnenden sächs. und böhmischen Landleuten, zumal an festlichen Tagen, gern besucht; „ein Bischen auf die Druisteine gehen" sagte man sonst; (dieß nicht drei gesprochen, wie es denn auch nicht 3 sondern 7 Steine waren, sondern dru-i, gleichsam, als sollte es auf Druiden deuten, obwohl nicht nothwendig an diese gedacht werden muß, da auch andere Beziehungen zu Grunde liegen konnten z. B. Truhtin, althochdeutsch nicht nur Herr, sondern oft auch Gott). Doch dieser Name, so wie die frühern: Götzentempel, Opfertisch rc. (noch von Carpzow, Leske u. And. erwähnt) sind meist verklungen und die neuere Generation nennt ihn gewöhnlich nur „den großen Stein." Besonders am Johannis-, so wie am Lätare- und am Oster-Tage wird der Ort von jungen Leuten nicht leer, und, zumal am erstern, das herkömmliche Johannisfeuer darauf angezündet. Ueberhaupt steht der Felsen, allgemein als ein uralter gottesdienstlicher Platz angenommen, bei dem Volke in hoher Achtung und Ehren; als frühere Gutsbesitzer Steine davon absprengen lassen wollten, widersetzten sich die Weigsdorfer Einwohner dagegen, und es unterblieb, wie in Anmerk. I. erwähnt. Als ein Ueberrest uralten Opferdienstes kann es wohl angesehen werden, daß vor einigen Jahrhunderten noch einzelne alte Leute beim Sonnenauf- und Untergange dort zu beten pflegten. „Ein vormaliger Ortspfarrer, Martin Niger, Tropanus, (1614 — 30 besuchte (so lautet eine Mittheilung des Past. Drechsel) selbst öfters diesen Felsen und bemerkte zuweilen, wenn er des Morgens den Hügel hinaufging, daß ein sehr altes Mütterchen von demselben herabkam. Einst findet er sie beim Sonnenaufgange auf ihren Knieen liegend und betend; als er sie deßhalb zur Rede setzte, antwortete sie ihm: er werde ihr diese Andacht wohl nicht verbieten, denn hierher gehe sie gern und bete viel lieber, als im alten finstern Kirchlein; hier könne sie doch dem lieben Herr Gott recht in sein hold freundliches Angesicht schauen; hierher sei sie schon mit ihrer alten 90jährigen Großmutter gegangen, bei dem Auf- oder Untergange der Sonne, gleich vom Felde weg, oder wie sich's sonst geschickt, und andere Leute hätten es ebenfalls gethan, weil hier einst auch ein Gottestempel gestanden habe." Daß sich ähnlicher heidnischer Gottesdienst an andern Orten ebenfalls lange, selbst zuweilen bis in das spätere Mittelalter erhielt, zumal an wenig bebauten, gebirgigen und von Landstraßen und Städten entfernt gelegenen Orten, ist bekannt, auch wird später noch von gleichen Beispielen die Rede seyn.

Früher hat man bei dem Felsen zuweilen unglasirte Gefäß-Bruchstücke mit Figuren, abgeschliffene Steine, und einen solchen in der Mitte durchbohrt, (mithin eine keltische oder germanische Streitaxt) gefunden, doch ist davon nichts mehr vorhanden und eine Nachgrabung überhaupt noch nicht erfolgt. Durch die Felsmassen werden Höhlen gebildet, die in Kriegszeiten oft zum sichern Verbergen des Viehs und der Habseligkeiten der Umwohnenden benutzt wurden, und durch welche man auf den obern Block, den sogenannten Opfertisch gelangt. Auf diesem befinden sich (vergl. Tf. II. N. 21.) sieben, von Menschenhand eingearbeitete kesselartige Löcher im Halbkreise, um eine ähnliche, obschon nicht bestimmt begränzte, natürliche Vertiefung; ebenso ist eine künstlich vertiefte Rundung auf den daneben befindlichen Steine bemerkbar. Die zwei nördlichen Halb-Rundungen gleichen mehr Sitzen; theils bei dem Absprengen des Gesteins, theils von tausendjährigen Einwirkungen der Natur, kann allerdings manche Abänderung erfolgt seyn. Solche öfters gefundene sitzartige Eingrabungen, werden meist Teufelssitze, Teufelsstühle rc. genannt, und wohl nur als Plätze für Götterbilder, oder auch als Priestersitze zu erklären seyn; vielleicht dienten die gegen Morgen zu gerichteten, zum religiösen Erwarten und Begrüßen der ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Zu welchem Behufe die runden Vertiefungen bestimmt waren, deren man auch auf ähnlichen Heidenaltären anderer Gegenden bemerkt, (oft 5, 7, 9, im Kreise), ist noch räthselhaft; vielleicht nur zu dem sehr prosaischen Gebrauche der Einstellung von Geschirr, zum Bereiten der Opferspeise am heiligen Feuer, oder zum Auffangen von Regenwasser zum Opfergebrauche und dergl. Zum Ansammeln des Blutes waren sie nicht geeignet, da eine sogenannte Blutrinne fehlt, in welcher jenes bis zum Abhange des Felsens abfließen konnte, wie bei manchen andern Opferfelsen zu bemerken ist. In Sagen wird auch den Riesen deren Benutzung, zum Zermalmen des Getreides zugeschrieben. Die Vertiefungen auf jener Platte sind zu regelmäßig, als daß ein Gedanke an zufällige Einwirkung durch die Witterung möglich wäre. Näheres von der Beschaffenheit des Felsen in d. Anmerk. I.

Die Gegend ist überhaupt merkwürdig, denn dieser Opferfelsen bildete früher mit einem ¾ Stunden davon, bei Mardorf befindlichen ähnlichen, und den §. 4. zu erwähnenden Venus-Stein bei Neudörfel am Wittich-Ufer, ein ziemlich regelmäßiges Dreieck. Jener, kaum 5 Minuten von Mardorf gelegene, ist jedoch seit etwa 20 Jahren völlig zu Bausteinen verwendet worden; er bestand aus zwei Felsgruppen, zwischen denen der Weg durchführte. Die eine, auf der Nordseite, enthielt eine sesselähnliche Vertiefung und hieß der Teufelsstuhl; die liebe Schuljugend pflegte, im Vorbeigehen, gewöhnlich ihn als Sitz zu erproben. Die südliche, der eigentliche Opferstein, zeigte eine größere Vertiefung

von fünf kleinern umgeben, und wurde Teufelsschüssel genannt, wie sich ältere Personen noch genau zu erinnern wissen, auch aus Schriften bekannt ist. Solche Opferaltare sollen sich früher auch bei dem 3 Stunden davon entfernten Dorfe Rieda befunden haben; von noch vorhandenen andern in der Oberlausitz, wie in sächs. Gegenden, wird in spätern §§. die Rede seyn. Vergl. Anmerk. II.

Mehr oder minder ähnliche Opferfelsen, wo ein oder mehrere Steinblöcke auf andern ruhen, und öfters dadurch eine Höhle bilden, finden sich, obwohl seltener mit jenen rundlichen Vertiefungen, auch in andern sächs. und angränzenden Gegenden, in den Marken, in Pommern und auf Rügen, wie in westphälischen, holsteinischen und andern rein-germanischen Gegenden Nord-, seltner Süd-Deutschlands; ebenso in Dänemark, Norwegen, Schweden, den Niederlanden und manchen Provinzen Frankreichs und Englands. Zahlreiche mögen im Laufe der Jahrhunderte zerstört worden seyn, und nur ein günstiger Zufall oder die Lage in wenig cultivirten Gegenden, erhielt uns manche noch hier und da. Oft scheinen die Blöcke in eine dazu geeignetere Lage versetzt worden seyn; wo es aber an solchen natürlichen Felsen fehlte, sind die Steinwacken mit erstaunenswerther menschlicher Kraft, oft von der Weite her, an Ort und Stelle geschafft und auf einander geschichtet worden. Es finden sich aber auch, zumal in steinarmen Gegenden, zahlreiche Opferplätze, zu welchen künstliche Erdhügel benutzt sind; da von solchen noch besonders gehandelt werden wird, so mag es hier nur den von Steinblöcken zusammengesetzten gelten. Die in jenen Ländern ebenfalls vorhandenen Steingräber, oft Hühnenbetten genannt und aus gleichen Felswacken zusammengesetzt, so daß eine Grabhöhle dadurch gebildet wurde, sind jenen Opferfelsen meist sehr ähnlich, so daß sie leicht mit einander verwechselt werden können, wenn nicht vielleicht augenscheinliche Eingrabung von Opferkesseln und Anderes, auf gottesdienstlichen Gebrauch, oder ein meistens länglich viereckiger Raum im Innern, mit Sceletten, Urnen und dergl. auf ein Grabmal klar hinweiset. Finden sich aber auch diese Gegenstände in deren Nähe, so werden solche Steingebäude in der Hauptsache meistens als Opferorte und nur die Beisetzungen, ausgezeichneten Männern, Fürsten, Helden geltend, als Nebensache anzunehmen seyn. Auf deren jetzt noch sehr gewöhnliche Benennung: Hühnen-, Riesenbetten 2c. kann in so fern nicht viel Werth gelegt werden, als der Opferdienst darauf leicht in Vergessenheit gerieth, und nur wegen jenen dabei gefundenen Grabgegenständen nicht auf eine Opferstätte geschlossen wird. Die Wahrscheinlichkeit spricht wenigstens dafür, daß solche riesenartige Baue, von Natur oder Menschenhänden, wohl in der Regel mehr zu einem allgemeinen, und zwar so nöthigem Zwecke, als der Gottesdienst, bestimmt wurden, und, wenn wir auch Kunde haben, daß zur Errichtung von solchen Felsen-Denk-

målern für geliebte Fürsten und Anführer oft Tausende von Menschen Hand anlegten, es gewöhnlich nur einzelnen galt. Zudem waren Opferdienst und Begräbniß im Alterthum nahverwandte Gegenstände; schon damals pflegte man die Todten in der Nähe heiliger Orte zu bestatten. Wenn daher auch bei solchen ausgezeichneten Steinen und Hügeln Grabgegenstände vorkommen, so wird meist vorzugsweise auf einen Opferort zu schließen seyn. Aber auch germanische und scandinavische Gerichtsplätze waren durch Steinumsetzungen, (mit höhern Blöcken für Richter und Schöppen) und sonst besonders dazu eingerichtet. — Zwar möchte bei den oben besprochnen Felsen — vielleicht eine bequemere Einrichtung der Höhle, wie zum Heraufsteigen ꝛc. abgerechnet — eine Aufschichtung so mächtiger Felsplatten von Menschenhand, wie anderwärts vorkommt, nicht zu vermuthen seyn; doch hält der Verf. es für angemessen, in Bezug auf solche Transportirung und Hebung von Blöcken von mehreren hundert Centnern, wie sie für die damalige Culturstufe uns fast unglaublich scheint, aus andern Gegenden einige Beweise in der Anm. III. mitzutheilen, zumal da von ähnlichen, obschon mit minderer Anstrengung in benachbarten Gegenden errichteten Denkmälern jener Zeit, auch in dieser Schrift noch die Rede u. sich auf Vorstehendes oft zu beziehen seyn wird. (Taf. II. N. 22—24 zeigt solche aus Holstein, Westphalen und England, wie Anm. III. besagt.)

Nach dem Urtheile der scharfsinnigsten Alterthumsforscher gehören diese Felsenaltåre und aus Steinblöcken zusammengesetzte Grabstätten, wenn nicht (wie höchstwahrscheinlich) ausschließlich, doch meistens ursprünglich den germanischen Nationen an; an Slawen, als den ersten Benutzern derselben, möchte weniger zu denken seyn, wenn sie auch, nach ihrer Einwanderung im Osten Deutschlands, die verlassenen germanischen Opfer- und Grabfelsen ebenfalls zu gleichem Gebrauche benutzten. Daß sich solche in jenen, von ihnen mehrere Jahrhunderte bewohnten östlich-deutschen Gegenden vorfinden, würde zu ihren Gunsten kein genügendes Zeugniß ablegen, vielmehr sollen sie, so viel bis jetzt bekannt, fast nirgends in reinslawischen Gegenden vorkommen, und das Gegentheil müßte erst bewiesen werden, während in reindeutschen und nordischen Gegenden, welche nie Slawen betraten, ihre wahre Heimath und deren größte Anzahl zu finden seyn möchte. Noch eher könnten sie den Kelten ursprünglich zuzuschreiben seyn, weil deren Druidenlehre auf den Steindienst, nehmlich den unerläßlichen Gebrauch von Felsen mannichfacher Gestalt zu Opfer- und andern Zwecken, wesentlich beruht, und sich deren in westdeutschen, englischen, französischen und andern, früher von keltischen Nationen bewohnten Gegenden ebenfalls vorfinden; doch haben sie zum Theil einen andern Charakter, als jene germanischen Opfer- und Grabblöcke; z. B. haben keltische Waagsteine in Deutschland sich wohl noch nicht vorgefunden. So wie aber jene in den scandinavischen Ländern wohl nur den

nordischen Nationen zuzusprechen sind, so auch die gleichen in Deutschland, wohl nur den germanischen. Gerichtliche Protocolle über deren erste Benutzung lassen sich einmal nicht herbeischaffen, daher nur die Wahrscheinlichkeiten sich gegenseitig abwägen.

Das Uebergehen der religiösen Orte von einer Nation auf die andere ist dagegen eine bereits bekannte Erfahrung; ebenso wie die Benutzung der Vertheidigungsorte von frühern und auch spätern Bewohnern der Gegend. Daher dienten dieselben Orte, wo Druidentempel sich befanden, wenn nicht vielleicht spätern germanischen Völkern zu ihrem Cultus, doch den neubekehrten Christen zu Anlegung von Capellen und Kirchen, wie denselben ebenso die gottesdienstlichen Orte der römischen Colonien im süd- und westlichen Deutschlande, in Frankreich, England rc. Wo sich jetzt die Cathedrale zu Rheims und so auch die zu Chartres erhebt, war sonst eine Druidenhöhle. So wurden unbezweifelt frühere germanische Opferorte von den Slawen, und — mit Gewißheit ist es anzunehmen — beider heiligen Orte nicht selten zur Errichtung christlicher Kirchen benutzt. Theils lag es darin, daß die sorgfältig aufgesuchte natürliche Ortslage schon an sich dazu günstig geeignet war. Bei den Germanen, zumal aber bei den Slawen, erscheinen die Opferorte meist auf festen, leicht zu vertheidigenden Plätzen angelegt, oder wenigstens mit Wällen, Steinkreisen rc. umgeben; die ersten christlichen Kapellen bedurften ähnlichen Schutzes, und somit war die Umgestaltung jener Orte, zur Anlegung der letztern, ein sehr naheliegendes Verhältniß. Zahlreiche solcher Kirchen können nachgewiesen werden, in deren Umgebungen noch die Ueberreste heidnischer Wälle vorhanden sind. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Bekehrung war man zumal genöthigt, die Kirchen in den noch dem Heidenthum sehr anhängenden Gegenden, in festen Burgen anzulegen, oder, zu besserer Sicherung gegen feindliche Zerstörung, auf sonstige Art zu befestigen, wie es besonders bei Dorfkirchhöfen der Fall war. Ein anderer Grund war der schon vorhandene Ruf der Heiligkeit des Ortes, so daß neuere Nationen sich dessen gern zu gleichen Zwecken bedienten. Bei der Bekehrung der Heiden zur christlichen Religion kam noch der Beweggrund dazu, daß jene den schon liebgewonnenen Ort, gab es eine Kirche in dessen Nähe, desto eher besuchten, und daß sie dadurch zugleich verhindert waren, denselben heimlich zum heidnischen Opferdienst zu gebrauchen, wenn er bereits in dieser Hinsicht umgestaltet war. Wo man christliche Tempel auf ausgezeichneten Bergen und Felsen oder auf Wällen, wie an günstig gelegenen Quellen, Flüssen, Straßen rc. findet, wird man — so wie da, wo die Sage von Geistern und durch diese bewahrten Schätzen, von daselbst in alten Zeiten beabsichtigter, aber nicht ausgeführter Gründung von Kirchen, Städten u. dergl. m. erzählt — selten irren, nach einem frühern heidnischen Opferorte zu forschen. Unter

der Krypta des Bamberger Doms fand man heidnisches Opfergeräthe, und das pommersche Kloster Belbog zeigt klar auf einen frühern Bielbog-Opferort, und so könnten Hunderte von Beispielen beigebracht werden, wenn es mehreres Beweises bedürfte. Es ist dieß eine allgemeine, selbst in andern Weltgegenden sich ebenfalls ergebende Erfahrung. Der Dom zu Mexico steht genau auf der Stelle des alt-mexicanischen Tempels (oder Teocalli mit seinen fünf Absätzen, dessen oberste Platte zu Menschen- und Thieropfern bestimmt war), und die muthmaßlich auf einen griechischen Tempel gebaute christliche Sophienkirche zu Constantinopel wird noch jetzt von den Türken zu einer Moschee benutzt; — wie sich denn in der Culturgeschichte überhaupt so oft solche Uebergänge aus einem Verhältniß in ein neueres gleichartiges ergeben. Sitten und Gebräuche gehen oft von einem Volke zu dem andern über und erscheinen, von Ferne betrachtet, zwar oft als neu, fast als Gegensätze zu frühern; sie ergeben sich aber in der Nähe, dem Wesen nach, öfters als wenig verändert, selbst die alten Formen zum Theil beibehaltend. So war es zumal mit dem Wechsel der Religionen; selbst die christliche hat bei der Bekehrung der heidnischen Deutschen oft nicht viel Anderes, als einen etwas gemilderten Bilderdienst dargeboten, sobald der Mangel an belehrender Erklärung der christlichen Symbole und so Anderes, in nähern Betracht gezogen wird, worüber in einem andern §. Weiteres erwähnt werden soll. Die Nähe der Weigsdorfer Kirche bei jenem Opferorte wird sich mithin durch das vorher Erwähnte erklären; sie ist zwar nicht auf dessen Stelle gebaut, doch an einem bequemern nahen Orte und der Platz um ihn gehörte (wie Carpzow erwähnt) wenigstens vor Jahrhunderten zur Pfarrwiedemuth. Die Grundstücke heidnischer Opferplätze fielen meist den christlichen Kirchen oder Priestern des Orts zu, und daher sind die Hügel und Wälder, Felder, Wiesen, Quellen und Bäche, welche noch jetzt geistlichen Stellen angehören, oft auch die, welche einst der heidnische Priester ebenfalls benutzte; theils verblieben sie aber auch daranliegenden ganzen Gemeinden zum Eigenthum. Der Verf. kennt mehrere Opferplätze, wie Vertheidigungsorte, welche unbezweifelt von mehrern umliegenden Gemeinden gemeinschaftlich zu jenem Zwecke benutzt wurden und seitdem diesen, noch bis in die neuesten Zeiten, als ebenfalls gemeinschaftliche Huthungsplätze galten, bis die Gemeinheitstheilungen in den letztern Jahren meist auch diese Ueberreste aus einer uralten Zeit vernichteten. Die noch jetzt oft sogenannten heiligen Hayne stammen, wie auch Grimm behauptet, wohl in der Regel noch aus dem Heidenthum; sie wurden bei Einführung des Christenthums, als Gemeingut, gewöhnlich für den Bezirk, oder den Landesfürst in Beschlag genommen; daher noch die Königshayne und ähnlich benannte Orte; ohne Zweifel sind die meisten davon die, als Jagdreviere benutzten Bannforste des Mittelalters.

Daß in jener Gegend drei, nahe bei einander liegende Opferorte vermuthet wurden, kann nicht befremdend erscheinen, da die heidnischen Religionen bekanntlich mehrere Götter neben einander anzunehmen erlaubten; man findet solche oft an einem Orte verbunden, oder doch nicht entfernt von einander, wie z. B. bei Albersdorf im Dithmarsen, wo muthmaßlich auf 3 nahe bei einander befindlichen Altären, dem Odhin, Thor und der Freija geopfert wurde. Es galt dabei nicht immer allgemeinen oder National-Gottheiten, sondern auch nur in einzelnen Gegenden verehrten oder Local-Göttern. Doch können die Opferplätze nicht so häufig angenommen werden, daß jeder bewohnte Ort einen solchen besaß; vielmehr gab es deren meist wohl nur für kleinere oder größere Bezirke, und solche können zumal an den Kirchstellen vermuthet werden, zu denen jetzt noch zahlreiche eingepfarrte Orte gehören, wie im Verfolg der Schrift noch mit Beispielen belegt werden wird.

Die, längs Sachsen und Schlesien hin, das angränzende Böhmen umgebende Gebirgs- und Waldgegend scheint überhaupt sehr geeignet, günstige Schutzorte, sowohl in politischer und kriegerischer Hinsicht, als bei religiöser Verfolgungs- oder vielmehr Bekehrungssucht, in frühern Zeiten dargeboten zu haben. Leicht konnten daher sich keltische Ueberreste auch in der oben erwähnten lausitzischen Gegend, um Weigs- und Marxdorf ꝛc. forterhalten, so wie zurückgebliebene germanische, selbst während der Slawen-Herrschaft; nicht minder bot sie eine sichere Freistätte dar, bei der Bekehrungswuth der Deutschen nach der Unterjochung der Sorbenwenden. Daher kann es auch nicht als unwahrscheinlich angenommen werden, daß der heidnische Opferdienst sich dort, bis weit in die Zeiten des Christenthums noch fort erhielt, als dieß schon längst in der angränzenden nördlichen Gegend allgemein verbreitet war. In derselben Gränzgegend giebt es noch mehrere Plätze, Teufelskanzeln und so ähnlich genannt, durch welche, von christlichen Priestern den heidnischen Opferorten beigelegten Namen, man von deren fernerm Besuche abzuschrecken suchte. Die Sonnengottheit („Sunna", in ältesten Dialecten und noch im Mittelalter sagte man oft „Frau Sonne", Frau, als alte Bezeichnung für Göttin) verehrten die Germanen (nach Cäsar), wie die Scandinavier (nach der Edda ꝛc. sich auch vor ihr neigend), und darauf deuten auch manche einfache Abbildungen dieses Gestirns auf entdeckten Alterthümern; ob aber auf dem Weigsdorfer Opferfelsen ihr, oder einer andern Gottheit geopfert wurde, muß, aus Mangel an begründeter Vermuthung, dahin gestellt bleiben; denn der dasige alte Gebrauch des Johannis-Feuers („Sunwentfeuer" noch im Mittelalter genannt) möchte dazu wohl nicht allein genügen. Schon genug, wenn aus dieser Mittheilung die Wahrscheinlichkeit erhellt, daß es, wofern auch nicht ein keltischer, doch ein germanischer Altar war, und wenn selbst vielleicht von Andern bewiesen werden könnte, daß er nur von slawischen

Anwohnern benutzt wurde; es wird sich wenigstens die Schilderung eines unbezweifelten heidnischen Opferorts im Allgemeinen und dessen nähere Beschaffenheit ergeben haben, so weit sie jetzt noch zu ermitteln und zugleich geeignet ist, weitere Vergleichungen mit den so ähnlichen in andern deutschen, wie in den nordischen Ländern, anstellen zu können.

Anm. I. Der Opferaltar bei Weigsdorf, (letzteres in d. Meißnischen Bisthums-Matrikel v. 1346 Wigandsdorf geschrieben), an der Wittiche, ist noch in Sachsen, aber dicht an der böhmischen Gränze gelegen, so daß ein Theil des Dorfes böhmisch ist und sächs. und böhm. Grundstücke oft zwischen einander hinlaufen; 3½ Stunden von Zittau nordöstlich, 2 St. südöstlich von Ostritz. Die dasige Kirche soll 1360 erbaut worden seyn, nachdem an ihrem Platze bereits eine schon 1160 errichtete Kapelle bestanden habe, wie in d. oberlaus. Kirchengallerie 1840 N. 59. erwähnt und wo auch der Kampf geschildert ist, als der Ort zur Zeit des 30jähr. Krieges wiederum zum Katholicismus zurückkehren sollte. Die Tracht in dasiger Gegend war, wenigstens früher, so abweichend von den benachbarten Orten, daß Leske (in s. Reise) Abbildungen davon mittheilte; ebenso ist die Mundart der dasigen Gegend sehr eigenthümlich; beides Gegenstände, die bei Erforschung früherer Culturverhältnisse nicht unbeachtet bleiben sollten, da sie oft auf frühere National-Verschiedenheit der Bewohner in Bezug auf die Nachbarschaft deuten.

Von Mauerwerk findet sich keine Spur; zwar sollen alte Leute dem schon im Text genannten Pastor Niger (oder Troppaneger) von solchen in früherer Zeit erzählt haben, allein es hat wohl dabei keiner eigentlichen Mauer gegolten (die Anwendung von Kalkmörtel findet sich nur erst an Gebäuden seit der Besitznahme und Bekehrung der sächs. Lande durch die Deutschen; die Sorben kannten ihn nicht und ebenso wenig wohl die Germanen hiesiger Gegend); vielmehr war es vielleicht eine mauerartige Stein-Zusammenfügung ohne Bindemittel, zumal ein Steinkreis, wie solche die heidn. Opferorte nicht selten umschlossen, jedoch meist schon zerstört und, da sie aus kleinern Steinen bestehen, längst zum Bauen benutzt. Als im J. 1783 ein Theil dieses, von den Umwohnenden sehr geschätzten heidnischen Opferfelsens, von den Leuten des Grafen v. Einsiedel, nach dem Kaufe von Weigsdorf gesprengt wurde, um zum Bauen angewendet zu werden, beschwerte sich die Gemeinde darüber, worauf denn auch jener Gutsbesitzer, als er das Verhältniß erfuhr, das weitere Sprengen untersagte. Und schon 1764 soll eine ähnliche Beschädigung durch den damaligen Ortsbesitzer, von Goldenberg, beim Anbau eines neuen Orts im Hayne, Friedreich genannt, erfolgt seyn, wobei die Gemeinde die Abfuhr verweigerte und das Oberamt, auf günstig abgestattetes Gutachten des Pastors, die Zerstörung des Alterthums untersagte. Die vom Verf. hier mitgetheilte Beschreibung dieses Opfersteins hat er meist dem vor wenig Jahren verst. dasigen Pastor Drechsel, so wie Nachträge dazu, dem jetzigen Pfarrer M. Bähr, und zwar um so mehr zu verdanken, als er diesen Ort nicht selbst besuchen konnte.

Die 7 Felsblöcke ergeben sich am deutlichsten auf dem Grundrisse I. N. 18. u. zwar a, b, c, e u. f; auf a u. b befindet sich noch der Deckstein, der daselbst mit kurzen Strichpuncten angegeben ist (auf T. I. N. 1. der obere) u. an ihn stieß ein zweiter ebenso bezeichneter, der sonst auf a u. c ruhete. Jener oben aufliegende Granitblock (Taf. I. N. 1.) ist gegen 8 Ellen hoch, 14 lang u. 6 bis 8 breit; mit den beiden untern Felsen (Grundriß N. 18. a u. b) auf welchen derselbe wenig Ruhepuncte hat, bildet er eine, abwechselnd 3—6 E. hohe und breite Höhle, welche, wie schon oben erwähnt, in Kriegen zur Verbergung des Viehes rc. benutzt, durch Gerölle des oben abgesprengten Steins aber zum Theil angefüllt wurde. Das Gestein zur rechten Hand (Taf. I. N. 1.) bildet nur einen auf den Grundr. I. 18. mit a bezeichneten Block, obschon mit mehrern Absätzen (er ist oben, nach rechts zu, etwas länger anzunehmen, als die Zeichnung darstellt, die nicht einer schwierigen geometrischen Aufnahme galt, sondern nur einen Totalanblick gewähren soll, der übrigens, wie bei allen solchen Gegenständen, stets verschieden ausfällt, nach dem jedesmaligen Standpuncte des Beschauers). In die Höhle gelangt man zwischen den beiden untern Blöcken N. 18. a u. b hindurch von h bis i; so wie auch von g ein Eingang zwischen b u. c her-

einführt; von i geht der Weg nach k u. d, wo sich an dem Steinblocke a ein terrassenartiger Absatz befindet, mittelst dessen man auf ihn gelangt, so wie auch weiter oben noch einige kleine schmale Stufen befindlich sind; weiterhin dann der sogen. Opfertisch mit den kesselartigen Vertiefungen. Doch ist es jetzt sehr schwierig und nur geübten Kletterern möglich, hinauf zu gelangen, so daß, wer daran nicht gewöhnt, vom Besuche des Felsens nicht den gewünschten Zweck erreichen möchte. Bei seiner Benutzung in frühester Zeit war er unbezweifelt vom jetzigen Schutt und Steingerölle, vom Gestrüppe und leicht zum Ausgleiten veranlassenden Moose frei, auch sonst wohl durch hölzerne Bauwerke zum bequemern Besteigen eingerichtet. (Leichter und bequemer sind dagegen die weiterhin erwähnten Opferfelsen der Königshayner Berge, der Budissiner Gegend 2c. Taf. I. 2—10. zu beschauen).

Der schon erwähnte Opfertisch, die oberste der noch vorhandenen Steinwacken (Taf. II. N. 21.) steigt auf einige Ellen vom Westende k bis gegen die Mitte, wo die Vertiefung e unter allen übrigen am höchsten liegt; auf Osten zu senkt sich dann der Fels mehr als 3 Ellen und bildet eine, an den Nebenfelsen anstoßende Vertiefung a; die zwei nördlichen, halbkessel- oder sitzförmigen Löcher b u. c wurden unbezweifelt von dem bis i abgesprengten Felsstück geschlossen. Die gegenseitige Lage der übrigen kesselartigen Löcher ist theilweise sehr regelmäßig; so sind mehrere b, c, d 2 Ellen 10 Zoll von einander entfernt, andere e, f, g u. h aber 1 Elle 14 Zoll; d u. e 1 Elle 3 Zoll. Der Durchmesser u. die Tiefe derselben ist sehr verschieden; die nördlichen Kessel b u. c haben gegen 1 Elle, f, g, h gegen 12 Zoll, das mittlere Loch e hat gegen 18 Zoll im Durchmesser und ist gut ausgehauen, aber nur wenige Zoll tief; andere sind auf 4—6 Zoll tief. Die Witterung mag in so langer Zeit allerdings auch bei den Vertiefungen manche Abänderung bewirkt haben, deren genaue Größen-Ermittelung wegen Moos, Verwitterung 2c. nicht so leicht ist, als man sich es denkt. Noch ist auf den Nebenfelsen, auf den der obige mitruht, eine (mit l bezeichnete) gleiche Vertiefung zu bemerken, die vielleicht jenen Kreis schließen sollte. Die (mit Strichen angedeuteten), nach einem gemeinschaftl. Centrum gerichteten beiden natürlichen Senkungen, nördl. bei a, u. so auf dem östl. Steine, bilden gleichsam einen natürl. Kessel. Die Puncte, nördl., deuten auf die muthmaßliche Lage des abgesprengten Steins.

Anm. II. Schon Carpzow (in s. Zitt. Annalen III. 1. 1716.) gedenkt des Weigsdorfer Opferfelsens; er vergleicht ihn mit den von Arnkiel beschriebenen cimbrischen, und vermuthet, daß mehrere ähnliche in der Zittauer Gegend vorhanden wären; so wie auch Gerber in s. unerkannten Wohlthaten Sachsens 1700 ihn erwähnt. Superint. Worbs gedachte seines Besuchs bei beiden obengenannten brieflich an d. Verf. u. so auch in d. Schles. Provinz.-Bl. 1817, Decbr.; er giebt den zu Maren auf ungef. 3 Ellen Höhe u. 8 E. Länge an, mit mehrern kesselartigen Vertiefungen. Die Literatur d. Ober-Laus. Opferorte hat d. Verf. in s. O. L. Alterth. verzeichnet, u. Pescheck in s. handschr. Liter. über d. O. L. Alterth.

Anm. III. Mächtige Felsblöcke, von Natur seltsam geschichtet oder gestellt, aber auch von Menschenhand errichtet, wurden im frühern Alterthume zu Opferaltären und Grabstätten benutzt; (letztere, von solchen Blöcken gewöhnlich Hühnenbetten genannt; Hühne meist als Held, Riese, doch auch von Wiarda durch Todter erklärt), so wie zu Heldendenkmalen und manche Steinsetzung auch zu Gerichtsplätzen. — Ihre Herbeischaffung und Aufstellung, wo sie von Menschen erfolgte, erforderte oft eine Kraftanstrengung, die uns jetzt in Verwunderung setzt. Die uralten einfachen Maschinen, Walzen, Hebel 2c. genügten dazu nicht; man vermuthet, daß zur Hebung der Decksteine vielleicht Erde oder kleinere Steine darunter und zur Seite aufgehäuft, und, wenn jene Blöcke dadurch leichter heraufgeschafft waren, wiederum hinweggenommen wurden. Zudem waren die Menschen kräftiger und wohl auch bereitwilliger dazu, als jetzt, so daß man früher Tausende von Menschen dazu leicht und wohl unentgeldlich erlangen konnte, um zu religiösen oder Sicherungszwecken mitzuwirken (so wie noch im Mittelalter majestätische Kirchenbaue oft ohne große Kosten ausgeführt wurden). Jeder half selbstthätig nach seinen Kräften und benutzte die Dienerschaft dazu. Ferner: daß die Zeit nicht so karg zugemessen war, wie jetzt den meisten Menschen, oder vielmehr, daß man große Vorhaben nicht wie jetzt, in einigen Jahren (meist übereilt, mit baldigem Ruin) ausführen wollte, sondern sich Zeit nahm, im Mittelalter über Dome Jahrhunderte, über Kirchen, Schlösser, Jahrzehende u. länger zubrachte. Dadurch ließ sich im Alterthume vieles jetzt fast Un-

begreifliches leisten, und so wurden manche Felsblöcke vielleicht an ihre jetzigen Plätze geschafft, die wir von Natur schon an denselben befindlich vermuthen.

Zum Beweise solcher Kraftanstrengung sey hier noch auf einige solche Steinbaue hingewiesen, welche Erstaunen erregen, wenn man die Größe und Schwere der nothwendig transportirten Steinmassen näher berechnet, so z. B. ein Steinkreis von 40 colossalen 4—6 Fuß hohen, $2\frac{1}{2}$—4 F. dicken u. breiten Steinblöcken, 10 F. von einander im Kreise, zwar nicht kunstgerecht behauen, doch meist pyramidal geformt, in der Mitte zwei solche 8—10 F. lang u. 4—5 F. breit, bei Bergelau in Pommerellen (Pomm. Jahr. Ber. III. 84). Die Deckplatte eines in Klemm's Alt. S. 105. abgebild. Hühnenbettes im Lüneburgischen, 1—2 F. dick, 16 F. lang, 15 F. breit (an Gewicht auf 367 Centner). Der Altar bei Albersdorf im Dithmarsen besteht (nach Mone) aus einer auf 5 regelmäßig gestellten Steinen ruhenden Platte, $10\frac{1}{2}$ Schuh lang, $8\frac{1}{2}$ breit, $4\frac{1}{2}$ dick. Von den im länglichen Viereck gestellten 12 Einfassungssteinen eines andern dasigen Opferaltars hatte ein Eckstein 6 F. Höhe, 5 F. Breite, 3 F. Dicke. Eben solche zu Decksteinen von Gräbern und Altären angewendete, deshalb herbeigeschaffte Blöcke auf 12 F. lang, 10 F. breit, 3—4 F. dick, bei Wildeshausen im Oldenburgischen, sind in den Westphäl. Prov.-Bl. I. 2. beschrieben. Die, wenigstens in frühern Zeiten in der Mark Brandenburg vorhandenen sind in Beckmann's Beschr. ders. enthalten; die in Pommern, Niedersachsen 2c. in den Schriften der dasigen Alterthums-Vereine. Von mehrern solcher Altäre in Holstein giebt Meier (Darstell. aus Norddeutschl. 1816) Nachricht; „Ein ungeheurer Granitfelsen — sagt derselbe — ruht an seinen Ecken auf mehrern großen Unterlagen desselben Gesteins, keine Bearbeitung durch Werkzeug ist sichtbar; es sind Blöcke von 8—10 F. Länge, 5—6 F. Breite, ebenso dick, also mehr als 250 Cubikfuß Inhalt und 30,000 Pfund an Gewicht. Sie sind fast überall, wo man sie findet, auf weit umsichtige Anhöhen gestellt." In Dänemark finden sich (nach Thorlacius Aufsätzen 1813) zahlreiche ähnliche Altäre zum Theil mit Oberlagen von 10 F. Länge u. 7 F. Breite; eben solche auch in Schweden (zumal nach Liliengreen's Alterth.). Die sogen. Bautasteine in scandinav. Ländern sind dagegen nur einfache aufgerichtete Felsblöcke, meist zum Andenken an Helden. — Von den keltischen Felsenaltären ist z. B. bei Poitiers ein auf 5 Pfeilern ruhender Deckstein 25 F. lang u. 17 F. breit; auf Guernsey ruhen auf kleinern, bis $6\frac{1}{2}$ F. hohen Felsen, 5 andere von 8—16 F. Länge u. jeder mit gegen 2—400 Centner Gewicht; zu Carnac bei Quiberon finden sich auf 4000 aufgerichtete Felsen von 4—25 Schuh Höhe in 11 gleichlaufenden Reihen u. so ähnliche in England. Eins der merkwürdigsten dortigen Denkmäler dieser Art ist der Druidentempel Stone-Henge bei Salisbury, aus 4 um einander liegenden Kreisen bestehend, die aus aufgerichteten, jetzt zum Theil umgestürzten, säulenartigen Steinblöcken zusammengesetzt sind. Der äußerste Kreis von etwa 120 F. Durchmesser enthält deren 30 von 18 F. Höhe, meist 2 u. 2 durch einen quer darüber liegenden Stein verbunden, daher einem Π ähnlich; der zweite mit 40 Steinen von 7 F. Höhe ohne, u. der dritte mit 10, von 21 F. Höhe mit solchen Architraben verbunden; der vierte von 30, 18 F. hohen Steinen umschließt einen muthmaßlichen Altarstein, u. zwar von einer blauen Marmorart, während die andern aus einem 16 engl. M. entfernten Steinbruche bei Marlborough zu seyn scheinen. (In der Nähe finden sich größere u. kleinere Grabhügel mit Urnen, Messern, Waffen u. Gebeinen, den holsteinischen Grabstätten ähnlich). Schon Diodor gedenkt dieses druidischen Denkmals als eines Sonnentempels. So giebt es in England noch zahlreiche ähnliche keltische Steinsetzungen; eine besondere Art derselben in England u. Frankreich sind die Waagsteine, welche auf einem oder mehrern andern Blöcken liegend, sich auf- u. abbewegen oder drehen lassen, als eine besondere Eigenthümlichkeit des keltischen Gottesdienstes (s. Mone Myth.). Und so könnte der Verf. noch zahlreiche Orte, nach seinen gesammelten Notizen, verzeichnen u. das Nähere ihrer Beschaffenheit erläutern, wenn nicht jene schon genügten, um auf frühere Leistungen dieser Art hinzuweisen, — wozu oft fast die physischen Kräfte einer ganzen Nation nöthig erscheinen, um solche Steinblöcke aufzustellen und aufzuthürmen, — so daß es den Leser nicht befremden wird, wenn späterhin auch von ähnlichen in unserer Nähe, wenn auch minderbedeutender Größe, die Rede seyn wird. Zu besserer Veranschaulichung ist abgeb. Taf. II. N. 22. jener Opferfelsen bei Albersdorf, (wo es, nach Bolten's Ditmarf. Gesch. mehrere solche giebt, an verschiedenen Orten im Dreieck gestellt); N. 23. ein solches Steindenkmal bei Brunefort im westphäl. Kreise Meppen (Wigand's Archiv I. 1825) u. N. 24. einige Steine jener Stone-Henge.

§. 3. Die Vaterlandsgeschichte.

Soll die Geschichte — die geordnete Darstellung des wissenswerthen Geschehenen — als eine der einflußreichsten Bildungs-Wissenschaften ihren Zweck erfüllen, so darf sie nicht mehr, nach früherer Gewohnheit, nur als Regenten- und Kriegsgeschichte behandelt werden, höchstens die Staatsveränderungen und das äußere politische Leben des Volks genügend schildernd. Die neuere, höhere Ansicht von derselben verlangt eine allseitige Culturgeschichte der Staaten und der gesammten Menschheit; eben so wie auch bei einzelnen Orten, eine gleiche, auf alle Bildungszustände der Bewohner Rücksicht nehmende Ortsgeschichte, und wegen ausgezeichneter Personen, eine deren Aus- und Fortbildung und die daraus entstandenen Lebensverhältnisse klar zeigende Biographie unerläßlich wird. Die Namen, Jahrzahlen und nähern Verhältnisse der Regenten, wie ihrer Räthe und Heerführer, der Kriege, politischen Umgestaltungen ꝛc. dienen nur zum Rahmen des Ganzen. Einer Culturgeschichte nach den jetzigen Anforderungen ist ein hohes Ziel gesteckt, welches, nach und nach zu erreichen, allerdings nur durch sorgfältige Pflege ihrer einzelnen Theile und Hülfswissenschaften ausführbar wird. Während die Geschichte im eigentlichen, engern Sinne, die Begebenheiten und Verhältnisse nach dem Verlauf der Zeit erzählt, hat sie zugleich die Culturverhältnisse der Nationen zu bestimmten Perioden und nach einzelnen Richtungen, nach der physischen, wie geistig-sittlichen Bildung, und überhaupt das äußere, wie das innere Volksleben allseitig zu beachten. In Bezug auf den Schauplatz der Geschichte liefert die Erd- oder Länderkunde manchen wichtigen Aufschluß, zumal nach Ritter's vielseitiger Auffassung der Geographie; in Hinsicht jener einzelnen Zustände und zwar neuerer Nationen, vermag die statistische und geistig-sittliche Völkerkunde, in Bezug auf Verfassung und Rechte, Sitten und Ansichten und andere nationale Verhältnisse im Einzelnen, das Erforderliche darzubieten, und eben dasselbe, in Bezug auf die alten Völker, die Alterthumskunde. Die zu der letztern Erläuterung erforderliche Alterthümerkunde — als die Kenntniß der noch vorhandenen einzelnen, zumal materiellen Ueberreste der Vorzeit — bildet eine Abtheilung der historischen Denkmälerkunde, welche auch die Urkunden-, Münz-, Wappen-Kunde u. And. umfaßt. Selbst die Sprachkunde, in Bezug auf ältere Dialecte, und die dadurch begünstigten Namen- und andere Wort-Erläuterungen, wie auf gegenseitige Verwandtschaft der erstern, vermag, zur Aufhellung historischer Beziehungen, nicht selten wichtige Aufschlüsse zu liefern. An eine übersichtliche Völkerkunde in geistig-sittlicher Beziehung ist noch nicht genügend gedacht; bis jetzt sind die Schilderungen der Einrichtungen, Sitten und Gebräuche der Nationen meist nur in einzelnen Reisebeschreibungen, oder in Zeitschriften zum momentanen Amüsement der Leser, mitgetheilt worden, obwohl die Geschichte jener Nachrichten

dringend bedarf, die, wenn auch nur meist aus neuern Zeiten hervorgegangen, dennoch zugleich auf ähnliche Zustände in frühern Perioden öfters schließen lassen. Ebenso wenig aber, als man diese ethnographische Kunde der sorgfältigen Beachtung zu historischen Zwecken zu würdigen pflegte, so wenig auch die Alterthumskunde der nicht-classischen Völker früherer Zeit, wie des Mittelalters. Nur die der classischen hat sich einer, oft bis in das Speciellste gehenden Bearbeitung zu erfreuen gehabt, weil das Studium der Philologie, als Hauptsache der Gelehrten-Schulen und der Gelehrten-Bildung, damit in nahem Zusammenhang steht. Die Alterthumskunde der übrigen (germanischen, slawischen, celtischen und andern) Nationen, und zumal die Alterthümerkunde derselben, wurde meist als eine bloße Liebhaberei ohne wissenschaftlichen Nutzen betrachtet; mancher gerühmte Historiker begnügte sich das tausend Mal Gesagte aus frühern Schriftstellern wiederum in sein neues Werk aufzunehmen, und höchstens die Ergebnisse neu aufgefundener Urkunden zu berücksichtigen, ohne jedoch die übrigen Resultate der Alterthumsforscher und ihrer Vereine, wie die der Ethnographen und Reisenden dabei zu Rathe zu ziehen, die oft zu ganz andern, richtigern Ansichten über historische Vorfälle und deren Ursachen und Erfolge zu leiten vermögen. Nur aber, wenn die Geschichte die, durch die Erd- und Völker-, die Alterthums- und Denkmäler-, wie Sprach-Kunde gewonnenen Resultate von den Zuständen der Nationen sorgsam beachtet, wird sie im Stande seyn, die zu erzählenden Vorfälle, nicht blos dem äußern Scheine nach und an sich zu schildern, sondern, was die Hauptsache ist, nach Ursachen und Folgen wahrhaft pragmatisch zu erläutern, wie es sich aus Natur- und Orts-Verhältnissen, Sitten und Einrichtungen, wie kraftvollem Auftreten Einzelner rc. ergiebt; nur dadurch wird das Streben und Wirken, der ruhige oder kriegs- und empörungssüchtige Geist, das Kriegsglück oder der Verfall, überhaupt der Bildungsgang der Nationen, sein Vor- und Rückschreiten und dessen Veranlassung und Wirkung, in ein helleres Licht zu stellen seyn, als bisher in zahlreichen Geschichtswerken dargeboten wurde. Nicht nur das äußere, auch das innere Volksleben, die physische, wie geistig-sittliche Bildung, nach Staatsverfassung, Rechtsgebrauch, Wissenschafts-, Kunst- und Gewerbbetreibung, Sitten und Religion rc. muß in ihrer allseitigen Einwirkung und möglichster Klarheit darzustellen gesucht werden, um den Faden der Verhältnisse und Verhängnisse, so weit es dem menschlichen Geiste möglich wird, im Zusammenhange zu erblicken. Doch dazu bedarf es noch mancher Vorlagen und es ist zu wünschen, daß deshalb immer zahlreicher die dazu erforderlichen einzelnen Gegenstände gründlich erforscht, daß immer genügendere Bausteine herbeigeschafft werden, damit es bald einem Meister gelinge, einen symmetrischen und eurythmischen Bau daraus, einen hohen Dom zu errichten, würdig der Geschichte einzelner Völker, wie der Menschheit überhaupt.

Die ältere, mittlere und neuere Geschichte jeder Nation bildet nur ein Ganzes, und es würde zu sehr kurzsichtigen Resultaten führen, sie einzeln als etwas Selbstständiges zu betrachten. Die Natur mit ihren wundervollen Geschöpfen und Erscheinungen, — von dem für natürliche Augen unsichtbaren Infusionsthierchen neuester Entdeckung, welche, in unzählbaren Milliarden versteinert, feste Körper, selbst ganze Felsmassen bilden, und unter manchen Verhältnissen sogar in ihr einfaches Leben zurückgerufen werden können, bis zum Sphärentanze der Sonnen- und Centralsonnen-Systeme, — lehrt, bei ihrem nähern Betrachten, auf das überzeugendste, wie sich nirgend etwas Isolirtes ergiebt und sich kein Sprung wahrnehmen läßt; wie vielmehr Eins sich dem Andern zum wohlgeordneten Ganzen anreiht, und die Majestät des unerforschlichen Weltenleiters verherrlicht; — so auch bei den historischen Betrachtungen. Bei deren Verfolge zeigt sich oft nicht minder auf überraschende Art, wie Alles Geschehene auf die Lebensbahn des Einzelnen, wie ganzer Nationen, wichtigen Einfluß äußerte; wie Alles zugleich Ursache und Wirkung war und wie Zeit- und örtliche Verhältnisse zum Bildungszwecke vortheilhaft, oft aber auch nachtheilig einwirkten, so daß nicht selten sich ein Weltplan im Gange des Individual-, wie des Volks- und des Menschheits-Lebens, obschon nur in einzelnen lichten Puncten ahnen, doch immer auch mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das Ganze schließen läßt. Und ebenso wenig, als die fröhliche, unbesorgte Kinderzeit und das kampfvolle Jünglingsalter bei einer Biographie unberücksichtigt bleiben, nicht das kräftig schaffende Mannesalter allein geschildert werden sollte, weil sich Fäden aus der Kinderzeit bis in des Greisenalters ruhigere Jahre hinüberziehen und oft als einflußreiche Ursachen zu wichtigen Folgen Veranlassung geben; ebenso wenig läßt sich die Kinder- und die Jugend-Zeit der Nationen besonders abschließen, und die spätere Zeit wiederum abgesondert behandeln, ohne gegenseitige Rücksicht auf einander zu nehmen. Daher bedarf es bei der deutschen Geschichte dringend auch der nahen bezugsvollen Beachtung der heidnischen Vorzeit und des christlichen Mittelalters, damit sich immer klarer ergebe, wie — die alte mit der neuern Zeit verbindend — sich so Vieles als Ursache und Folge, als Mittel und Zweck aneinander reiht und wie so Manches gleichsam nur zu Uebergangspuncten aus früheren zu neueren Zuständen zu dienen scheint. So z. B. das Ritter- und Mönchswesen der mittelalterlichen Jahrhunderte, sich oft gegenseitig in Schranken haltend; theils für damals sehr zeitgemäß und wohlthätig einwirkend, theils aber auch nachtheilig in seinen Auswüchsen, die, jemehr sie umsichgriffen, zugleich sich selbst ihr Grab bereiteten, wie denn wohl jedes Uebel auch schon den Keim seiner Vernichtung in sich trägt. Zahlreiche Klöster, zugleich durch Erhaltung wissenschaftlicher Schätze verdient geworden, förderten, nebst kirchlicher Pracht und manchem andern Hülfsmittel, einen,

dem Mittelalter eigenthümlich religiösen Sinn, dessen es, bei dem Uebergange aus dem Heidenthume zur christlichen Lehre, wohl auch bedurfte, und von dessen gesteigerter Höhe noch die zahlreichen mittelalterlichen Stiftungen und die noch als Muster bewunderten majestätischen Dombauten zeugen; selbst manches Märtyrerthum, so wie die abentheuerlichen Kreuzzüge, denen Deutschland zugleich die Zuführung mancher Wissenschaften und gewerblicher Industriezweige aus den, damals auf nicht unbedeutender Culturhöhe stehenden Morgenlande, zu verdanken hat. Bei der rohen Menge konnte jene Religiosität allerdings nur sehr sinnlicher Art, meist nur Form seyn, zumal da man sich selbst nicht scheute, manchen neuen Aberglauben und Götzendienst statt des ungern aufgegebenen heidnischen darzubieten, bis, in späterer Zeit, die Auswüchse des Mönchswesens dringend dazu nöthigten, einer gereinigtern Christus-Lehre die Bahn zu brechen; — wiewohl selbst jetzt noch zahlreiche kirchliche Einrichtungen auf mittelalterlichem Grunde beruhen und sich nur durch dessen Erforschung erläutern lassen. Der damals auf festen Burgen thronende Ritterstand, meist durch Kriegsthaten und reichen Gutsbesitz, wie fürstliche Lehnspflichtigkeit entsprossen, in seinen edlen Gliedern als Muster von Tapferkeit und Edelsinn geltend, und selbst einen wohlthätigen poetischen Sinn, beim Uebergang des Minne- in den Meistergesang, im Volke verbreitend, war in jener gesetzlosen Zeit oft der Schutz der Unschuld und der Handhaber der strafenden Gerechtigkeit, bis das überhand nehmende Stegreifleben ihm den Untergang brachte und ein neuer Geist der Zeit auch ein anderes Adels- und Gutsbesitz-Verhältniß hervorrief; — obwohl immer auch, wie die Staatseinrichtung im Allgemeinen, noch auf Grundlagen beruhend, die im frühesten Mittelalter zu suchen sind. Insbesondere aber führt, — damit noch ein Beispiel gegeben werde, — die Erforschung des Bürgerthums, des städtischen Lebens, in seiner Ausbildung bis in das früheste Mittelalter, und, in Bezug auf seine ächt-freibürgerliche Verfassung, selbst in die germanische Zeit mit allgemeiner Volksvertretung zurück. Es ist zugleich ebenso unterhaltend als belehrend, zu vernehmen, wie zuerst in günstig gelegenen Markt-Orten an Flüssen und Wegen, zumal bei Burgen, sich Handwerker ansiedelten; wie sie für ihren, zur Stadt erhobenen Wohnplatz besondere Rechte erhielten, und sich, zu Innungen verbindend, mehr und mehr Gewerbgeschicklichkeit und Handelsverbreitung, und dadurch zugleich Bildung und Wohlstand erwarben, und wie ihre Einrichtungen, Sitten und Gebräuche sich nach und nach veredelten; wie sie aber auch gegen aristokratische Uebergriffe der reichern, angesehenern Mitbewohner zu kämpfen, und sich mit andern Städten zum gegenseitigen tapfern Schutze gegen die ausgeartete Vehme und das Raubritterwesen zu verbinden hatten. Wohl nur durch dieses Streben und Leisten, Dulden und Kämpfen, konnte es gelingen, einen ehrenwerthen, die Höhern und

Niedern im Volke wahrhaft vermittelnden Stand, ein kräftiges, ächt deutsches Bürgerthum, zu gestalten, das, bis zur Jetztzeit, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe eifrig pflegte und edle, reine Sitte und wahre Religiosität Jahrhunderte lang treu in sich bewahrte, und wobei ein ächt germanischer Character und christlicher Sinn, mit neuerer Weltbildung zum erfreulichen Ganzen sich innigst verschwistert; — ein Verhältniß, nur klar zu erschauen, wenn man jenen Bildungsgang von frühen Zeiten an im Einzelnen eifrig zu verfolgen strebt.

Diese Beziehung des Einzelnen auf das Ganze, des Frühern auf das Spätere, wird das Erzielen zahlreicher Resultate der Bildungsgeschichte des Menschen und der Völker ermöglichen, deren Benutzung für das praktische Leben aber nur allein als der wahre, höchste Zweck der Aneignung aller geschichtlichen Kenntnisse gelten kann. — Soviel aber steht fest, daß, je weiter man zu blicken strebt, in das Menschenthum nach allen seinen Richtungen, in die benachbarten Gaue, und, zum Vergleich, selbst in die fernsten Länder, um das Streben und Wirken reich begabter Einzelner, wie ganzer Völker in der Jetztzeit und ihre Leistungen zu erforschen, aber auch zugleich in die frühern Zeiten zurück, desto mehr sich auch der geistig umsichtige Blick zu erheben vermag; — zugleich das Resultat gewährend, wie sehr der Einzelne sich irren muß, der, nur die nächste Nähe und die Gegenwart beachtend, sich so oft für die Hauptsache, für den Mittelpunct hält, um den sich Alles zu drehen habe, und nicht wähnt, welch' ein winziger Punct er sey auf der Erde Rund, das selbst nur, in Raum und Zeit, als ein kleiner Theil erscheint von dem unermeßlichen, in der Hand eines unerforschlichen Leiters ruhenden Weltall. Anmerk. I.

Das Interesse für Geschichte steigert sich zumal durch Beachtung der vaterländischen; diese aber nicht deshalb betrieben, — wie Manche den Sprechern für ihr Studium zum Vorwurf machen — um veraltete Rechte und Gebräuche, die durch den neuern Geist der Zeit ihre Geltung verloren, wiederum, wenn auch zum Vortheil Einzelner, doch zum Nachtheil des Ganzen, von Neuem desto fester zu begründen, sondern um das Alte, wie das Neue, kennen zu lernen. Denn auch das Alte zu beachten, erscheint als dringende Pflicht, und selbst dessen Beibehaltung, wenn es wahrhaft zweckdienlich, und durch besseres Neues nicht zu ersetzen ist, damit nicht das Alte, weil es alt, verbannt, und das Neue, nur weil es neu, gepriesen werde. Doch diese politischen Ansichten vom Geschichtstudium bei Seite gesetzt, sey hier nur von dem wissenschaftlichen und allgemein belehrenden, wie unterhaltenden die Rede. Vaterlandskenntniß, historische und übrige, führt zur Vaterlandsliebe; denn nur das, was in seinen nähern Verhältnissen gekannt wird, — vorausgesetzt, daß es schätzenswerthe sind, — vermag man dadurch lieb zu gewinnen. Die das National-

gefühl erhöhende, zugleich thätig wirkende Vaterlandsliebe, — mit Ehrfurcht und Liebe zu gerechten und weisen Fürsten und Förderung heilsamer vaterländischer Anstalten und Einrichtungen im Gefolge, — schließt auch die gerechte Würdigung des Auslandes und dessen Vorzüge nicht aus; sie fordert sie vielmehr, um letztere, mittelst volksthümlich modificirter Anwendung, zum Wohle des Vaterlandes um so eher benutzen zu können. Daher ziere Jeden die Kenntniß der Vaterlandsgeschichte, die Vaterlandskunde überhaupt und die sich dadurch erhöhende Vaterlandsliebe. Anmerk. II. Wie aber selbst von einer, in vielfach beschränkten Verhältnissen lebenden Nation, den Isländern, die Vaterlandsgeschichte betrieben, dadurch die Bildung zu erhöhen und die Sitte zu veredeln gesucht wird, ist Anm. III. erzählt, weil deren Beispiel wohl in manchen Gegenden zum Nacheifern ermuthigen, und dieß zugleich dazu dienen könnte, mittelst mehr verbreiteter historischer Schriften, die so herrschende Lectüre schwülstiger und unsittlicher Romane und ihre unberechenbaren Folgen, wenigstens zu einem Theile zu vermindern.

So unerläßlich es aber auch ist, sich zuerst eine genügende Uebersicht der vaterländischen Geschichte nach ihren Epochen, Regentenfolgen und ähnlichen Haüptverhältnissen anzueignen, um dann Einzelnes desto leichter einordnen, ihm den rechten Platz nach der Zeit und dem Orte des Vorfalls, im Gedächtnisse anweisen zu können, so genügt dennoch jene allgemeine übersichtliche Kunde nicht allein; es bedarf dabei thätigern Antheils. Einzelne näher gekannte Gegenstände müssen dem Ganzen Leben verleihen, so wie überhaupt nur durch Einzelnes, besonders Beachtetes, das Allgemeine sich zugleich deutlicher versinnlicht und tiefern Eindruck erlangt. Es muß solche klare und ansprechende Bilder geben, um die sich anderes Einzelne dann leichter gruppirt. Daher erscheint es auch räthsam, daß ein Jeder, welchen die Vaterlandsgeschichte anspricht, sich, und zwar solchen einzelnen Gegenständen mit besonderm Eifer zuwendet, die für ihn am interessantesten und am besten ausführbar sind, und daß, wenn sich bei eignem tiefen Forschen wichtige Resultate ergeben, diese von ihm selbst, oder durch Andere veröffentlicht werden, um zum weitern Anbau jener Wissenschaft möglichst mit beizutragen. Noch giebt es für die Geschichte der einzelnen deutschen Staaten, und so auch der sächsischen und der angrenzenden Lande Vieles zu leisten; um so rathsamer erscheint es, daß nicht nur Geschichtforscher von Fach, sondern auch Gebildete jeden Standes, sich diesen so vielfach einflußreichen Beschäftigungen, wenn auch nur in freien Mußestunden widmen. Zahlreiche Vereine mit ihren so vortheilhaften Einrichtungen, und deren, wie andere öffentliche u. Privat-Sammlungen von Schriften und materiellen Gegenständen historisch-antiquarischer Tendenz, bieten willig die Hand dazu dar; vergl. Anm. IV. Man wird vielleicht sich dazu einzelne Zeitperioden und besondere Richtungen des Volkslebens wäh-

len, auch wohl noch mehr in's Einzelne gehende Gegenstände der Vorzeit; so z. B. Beachtung alter Sitten und Gebräuche, Namen, Sagen und Volkslieder, Bauwerke, Waffen, Geräthe und Aehnliches mehr. Wer an den uns verbliebenen Denkmälern und Geräthen aus frühen Jahrhunderten Schriftzüge und ästhetisch-bildnerische Formen sucht, wird im Mittelalter genügenden Stoff dazu finden. Andere erfüllt vielleicht Eifer für Entzifferung von Urkunden und andern archivischen Nachrichten, für Poesieen der Minne- und Meistersänger, für Erforschung alter Rechtsgebräuche und so and. mehr; denn zahlreich sind die, Anmerk. V. verzeichneten Quellen der vaterländischen Geschichte. Jeder aber wird hauptsächlich die Gegenstände mit Vorliebe beachten, wozu eigenthümliche Neigung, Vorkenntniß und Hauptgeschäft, oder gelegene Oertlichkeit und Anderes ihn besonders begünstigen, wie Anm. VI. beispielweise erwähnt.

Dieß wird auch zur bessern Beaufsichtigung solcher alterthümlichen Gegenstände und zu einer richtigern Ansicht davon in weitern Kreise dienen, damit man z. B. nicht ferner bei Besichtigung von Dorfkirchen findet, daß vielleicht treffliche Altargemälde eines Dürer, Wohlgemuth rc. vom Orts-Schreiner theilweise überpinselt oder von demselben, an schätzbaren Schnitzwerken, dem Engel ein neuer Flügel, dem Teufel ein neuer Pferdefuß oder Anderes, als Restauration in sehr handfester Art und eigenthümlichem Geschmack angefügt ist. Allerdings wird, wie denn bei jedem Vorhaben nicht Alles gelingt, auch hierbei die Mühe zuweilen verloren, das Streben nicht auszuführen, manche Urkunde, Inschrift, mancher Namen rc. nicht zu entziffern seyn. Oder es finden sich andere Hindernisse, wie z. B. unlängst ein namhafter Verein verhindert wurde, an einem muthmaßlichen Opferorte Nachgrabungen zu unternehmen, weil der Besitzer für die Benutzung des Platzes dazu (von wenigen Fuß im Gevierte) 15 Thaler und einen Theil des Gefundenen verlangte, in der Meinung, es gälte einer Schatzgräberei. So herrschen überhaupt noch sehr drollige Ansichten im Volke über die in der Erde aufzufindenden Gegenstände; Vieles davon wird durch den Eifer vernichtet, womit man es oft an's Tageslicht zu fördern sucht, um sich baldigst im Besitz großer Schätze zu setzen, und dem Verf. ist es mehrmal vorgekommen, daß Handarbeiter in Urnen begierig nachsuchten, ob, nach ihrer festen Hoffnung, nicht vielleicht — goldene Repetiruhren darin verborgen wären, als öfters das Höchste, Werthvollste, was es in ihren Augen giebt. Aber auch Spöttereien von Witzbolden, die an geistig-bildenden, unterhaltenden und belehrenden Beschäftigungen nicht Vergnügen finden, werden zuweilen nicht fehlen, jedoch, jemehr sie unbeachtet bleiben, von selbst verstummen. Alle solche Verhältnisse aber werden nicht stören. Sind es doch die gelehrtesten und geschätztesten Männer neuerer Zeit, welche die Beachtung der Vorzeit nach ihren Sagen und Denkmälern anriethen, ein Goethe an ihrer Spitze; —

Walter Scott schildert in seinem Antiquar, auf ergötzliche Art, sich selbst und seine zu Abbotsforth getriebene Alterthums-Liebhaberei, die ihm zugleich manchen Stoff zu seinen gelungensten Dichtungen darbot; hochverehrte Fürsten sind es, welche die Geschichts- und Alterthums-Vereine und derartige Museen gründeten und deren vielfachen Begünstigung nicht müde werden.

Daher möge man nicht zögern, solchen wissenschaftlichen Beschäftigungen sich zuzuwenden, denn sie bieten reiche und reine Freuden dar. Jede neu erhaltene interessante Schrift über Gegenstände des besonders gepflegten Faches, selbst jede neue Notiz, jedes neu erlangte Stück für eine vielleicht angelegte Sammlung, wie deren immer zweckmäßigere Anordnung und Aufstellung, wird manches Vergnügen bereiten; ebenso jedes erforschte Resultat und jede, durch aufgefundene Gründe erfolgte Bestätigung früherer Muthmaßungen, wofern sie sich zumal der Billigung urtheilsfähiger Männer erfreuen kann. Und so noch mannichfache andere Freuden, die — wie bei allen ähnlichen wissenschaftlichen und Kunst-Bestrebungen — allerdings nur ein edles, höher ausgebildetes Gemüth wahrhaft zu schätzen und mit beglückendem Gefühle zu genießen vermag. Der Besuch von historischen öffentlichen, wie Privat-Sammlungen und das Zurhandnehmen einiger interessanten Schriften jenes Fachs, wird die Neigung zu einer solchen Lieblingsbeschäftigung erwecken und erhöhen. Man wird, wenn nur erst damit begonnen ist, durch günstigen Erfolg sich bald überrascht und für die aufgewendeten Mußestunden reichlich belohnt finden, die sich wohl nicht nützlicher und angenehmer verwenden lassen möchten.

Anm. I. Es wird, als schon genügend bekannt, nicht erforderlich seyn, hier ausführlicher zu zeigen, wie mannichfach der Nutzen des allseitigen, Alles beachtenden Geschichtstudiums sich erweiset; wie die Geschichte durch Belebung der Phantasie und Bereicherung des Gedächtnisses mit wahrhaften Bildern, eine erfreuliche Unterhaltung darbietet; wie sie für den Verstand eine vielseitige Belehrung gewährt, nicht nur vom historischen Verlauf des Lebens Einzelner, wie ganzer Nationen und der gesammten Menschheit, an sich, sondern auch zugleich zur Benutzung für das eigne Handeln, um Fehlgriffe zu vermeiden, und schon früher gelungenes Edle in desto größerer Vollkommenheit auszuführen. Nur ist es eine bekannte Sache, daß man diesen hohen Vortheil meist unbeachtet läßt, daß Einzelne, wie ganze Nationen und zumal deren Leiter, dieselben Fehler begehen, über deren nachtheilige Folgen in gleichen frühern Fällen die Geschichte bereits belehrte. Ebenso wenig wird oft beachtet, daß ihr höchster Gewinn dem Gemüthe zu Gute kommt, indem sich nehmlich bei sorgsamem Erforschen ihrer Gesammt-Resultate, das Untergehen des Unrechten, wie der endliche Sieg des Bessern und Wahren ergiebt; so wie, obschon bei manchen Umwegen u. selbst theilweisen Rückschritten, dennoch nach und nach ein unläugbares Fortschreiten der Menschheit im Ganzen. Alles zeugt, — das menschliche Gemüth beruhigend, und immer vom Neuen Ermuthigung gewährend, — von einem das Ganze in höchster Weisheit leitenden Weltplane; allerdings nur in einzelnen Lichtbildern, doch immer genügend, um auf ihn voll festen Vertrauens bauen zu können; wie dieses Resultat — die Philosophie der Geschichte benannt, — von dem edlen Herder so trefflich dargestellt wird, zugleich den Einzelnen auffordernd zur Mitwirkung dieses Weltplans durch eigene harmonische Ausbildung zur ächten Humanität, zur

Veredlung der Menschheit, wie der Verf. in s. Förderungsmitteln I. näher erwähnt hat. In dieser höhern Auffassung erscheint die Geschichte von einem poetischen Geiste durchweht, das gesammte Menschheits-Leben gleichsam zu einem Epos erhabener Art gestaltend, wie bei dem tiefern Eingehen in den Gegenstand Jedem immer klarer werden wird, welcher nicht nur mit einem hellen Verstande, sondern auch mit einem für poetisches Gefühl empfänglichen Gemüthe begabt, und durch Selbstsucht und manche Verkünstelung der Zeit, dem Rein-Menschlichen noch nicht so fremd geworden ist, sich historischen Betrachtungen im höhern geistigen Ueberblick zu widmen. (Jene Humanitäts-Lehre Herder's hat der Verf. in kurzer Uebersicht zu schildern versucht in seinem „Herderolith" u. seiner „Jugendbildung" I. u. III.)

Anm. II. Das sehr specielle Literaturwerk über die sächs. Geschichte beider Fürsten-Linien, von Weinert, geht leider nur bis 1790; in Ansehung der größern Werke wird es durch Ersch Handbuch der Literatur der Geschichte, 2. Aufl. bis ungefähr 1826 ergänzt. Nur auf einige neuere Schriften über die sächs. Geschichte sey daher hingewiesen, wovon Böttiger's Gesch. d. Kurstaats u. Königr. Sachsens (2 B. 1831) unbedingt den Vorzug verdient; kürzer von Pölitz, Böttiger, Meynert, Engelhardt, Neuhof rc.; Limmer's, in 5 B. 1839, ist wegen mancher Vorurtheile d. Verf., nur beim Vergleich mit andern brauchbar, obschon es manche beachtungswerthe Notiz enthält. In Bezug auf einzelne Bezirke: Hering's Gesch. d. sächs. Hochlandes (Erzgebirges) 3 B. 1828, an archival. Nachrichten sehr reichhaltig, Jahn's voigtländ. Gesch. 1831, Böhland's Budissin u. Oberlausitz; in Betreff der letztern gilt Käufer's jetzt noch als das ausführlichste Werk. Der Geschichte einzelner Städte, wovon die Pescheck'sche von Zittau, wegen Umfang, fleißigem Quellenstudium u. unbefangener Kritik als ein Musterwerk zu rühmen ist, wird zum Theil später einzeln gedacht werden. (Gebhard's) Beitrag zur sächs. Culturgesch. 1823, und zumal Engelhardt's Culturgesch. d. sächs. Lande 1801, ist noch sehr beachtungswerth, jedoch nur die früheste Zeit umfassend. Letzteres gilt auch von Riemann's und von Wachter's thüring. Gesch. (diese bis 1247). — Pölitz Gesch. d. ernestin. Sachsens 1827; Herzog's Gesch. d. thüring. Volks 1827; Frommelt's altenburg. Gesch. 1837 u. s. and.; v. Witzleben's Tabellen über d. sächs. Gesch.; das Schiffner-Schumann'sche Lexicon von Sachsen 17 B. u. Schiffner's Handb. d. Geogr., Statistik u. Topogr. Sachsens, bis jetzt 2 B. 1839, verdienen der besondern Erwähnung, da sie auch der ältern Gesch. d. einz. Orte gedenken. Zugleich ist auf eine bald erscheinende histor. Karte v. Sachsen, von Schiffner, aufmerksam zu machen, welche jedem Freunde der sächs. Gesch. unentbehrlich seyn wird. So auch Monographieen z. B. v. Langenn's Herzog Albrecht der Beherzte 1838 u. dessen unter der Presse befindl. Kurfürst Moritz. Ueber die älteste Gesch. z. B. Leutsch Gero, nebst einer Gaugeograph. d. sächs. Lande 1828 u. a. m.; worüber auch die Schrr. d. noch bestehenden gelehrten u. histor. alterth. Vereine in Sachsen u. dessen angränz. Ländern manche Ausbeute gewähren.

In Bezug auf das benachbarte Preußen: zumal Stenzel's Gesch. desselben, 1831; and. v. Pölitz 1828, Leutsch 1825, Hellwing 1833, Stein 1833, Panse 1831, Heinel 1835, Fischer 1836; in Bezug auf d. ältere Geschichte, Riedel's Brandenburg 1831, Möller 1822, v. Raumer's Werke rc.; des östl. Preußens v. Voigt; Gesch. Schlesiens, zumal v. Morgenbesser 1833, Otto 1835 rc.; — Böhmens v. Schneller 1828, zumal gründlich v. Palacky 1837; Bayerns v. Zschokke, Buchner 1830, Mannert 1826, kürzere v. Klemm 1828, Böttiger 1832 rc., wovon es auch über die früheste Gesch. zahlr. Schr. giebt, von Buchner, Obermeyer, Sternberg, Hormayr (Luitpold), Lang (Gaue, Grafschaften) rc.; Anhalts v. Stenzel 1824, Lindner 1833; Würtembergs v. Pahl 1827, Zimmermann 1836, Pfister (Schwaben 1827); Hessens, zumal v. Rommel, 6 B. 1837; Braunschweigs u. Hannovers v. Havemann 1837, Koppe 1822, Hüne 1837. (Möser's osnabr. Gesch. ist, obwohl schon alt, doch noch immer das Muster einer Provinzial-Gesch.); Schaumann's Gesch. d. niedersächs. Volks bis 1180, 1839; auch für Obersachsen sehr beachtungswerth. Ferner, zum Vergl. mit d. stammverwandten Nationen: Gesch. Dänemarks v. Philippi 1836 (über früh. Zeit. v. Clemens 1839 u. Münter's Bekehr.-Gesch.); Schwedens v. Geijer 1834; Lauenburgs v. Koppe 1836; Mecklenburgs v. Dehse 1836, zumal Lützow 1831; Rügens u. Pommerns v. Barthold 1839 (früh. Gesch. v. Kannegießer 1824) und Baltische Studien. Ebenso wird es bei der Gesch. ost-deutscher Staaten oft der Rücksicht auf die übrigen slaw. gelten müssen, z. B. Polens (v. Witzleben

1831, Andree 1831, Bothmar 1832, Friedrich 1839, früh. Gesch. v. Kadlubeck 1822, Lelewel's Pytheas rc.); Liefslands (v. Parrot 1838); Rußlands (Karamsin u. Tappe 1831, Bulgarin 1839, Ustrai 1839, unparteiischer v. Strahl 1840 rc.), woran sich — außer ältern Schriften über die Slawen, v. Anton, Gebhardi (Gesch. ders. 1797) rc. — anschließt als ein Hauptwerk: Schaffarick's Gesch. d. slaw. Lit. u. Sprache 1826, dess. Ankunft d. Slawen u. seine bis jetzt nur böhm. u. russ. erschien. slaw. Alterthümer 1836.

Dabei kann die deutsche Geschichte nicht unbeachtet bleiben, da sich die, einzelner Staaten nicht isolirt behandeln läßt; außer den Hauptwerken über sie v. Luden 12 B., Menzel 8 B., zumal Pfister's 5 B. 1835, Böttiger's 2 B. für Gebildete, 2. Aufl. 1839, Menzel's 3. Aufl. 1837; and. v. Schmitthenner 1836, Lorenz, Söltl, Philipp's rc.; v. Duller, popul. m. Abb. 1840, kleinere v. Böttiger rc., (auch ausführlich in Pölitz Weltgesch. f. Gebildete 5 B. 1838 u. ähnl. über allgem. Gesch. v. Becker, Menzel, Rotteck rc. behandelt. — Von d. Schrr. über d. Mittelalter überh. v. Rühs 1816, Tillier 1833, Rehm 1837, Leo 1839, Lochner 1840, Raumer's Schrr. rc.; die hist. Tabellen v. Vehse 1838, u. die hist. Karten v. Kruse, Löwenberg, besonders Sprunner 1840, werden dabei zu vergleichen seyn. — In Ansehung d. Gesch. des ältesten (heidn.-german.) Deutschlands außer Adelung 1806, Jacobi 1820, Barth's Urgesch. 1840, Henning's Vorzeit 1819, Kufahl 1831, Mannert 1829, Weitzel 1825, Meidinger's deutsche Volksstämme 1833, Huschberg's (Alemannen u. Franken) 1840, Zeuß (d. Deutschen u. die Nachbarstaaten) 1837. Ferner außer d. alten Klassikern (Tacitus, Cäsar, Ptolemäus rc. u. deren neuesten Ausgaben u. Uebersetz.) die Schrr. über die alte Geogr. Germaniens v. Reichard, Wilhelm, Kruse rc.; die neuesten: Georgi alte Geogr. II. 1. Abtheil. 1840, gedrängt und vollständig; Buchner, Einw. Deutschl. im 2. Jahrh., 1839. — Ueber d. Culturgesch. (außer Hegewisch, Herzog rc., zumal Radlof's Bildungsgesch. 1825, Schreiber, die Deutschen, 2. Aufl. 1834, Wachsmuth's europ. Sittengesch. 5 B. 1839, auch Meiners über Sitten im Mittelalter 1794. 3 B.); über einz. Gegenst. Dahlmann's Quellenkunde d. deutsch. Gesch., 2. Aufl. 1838, Raumer's Stellen aus mittelalterl. Geschichtsschr. 1831, Hauser, über d. Geschichtschr. v. Frankenr. bis zu d. Hohenstaufen 1839 rc. Müller, d. deutsch. Stämme 1840. Weiske, Grundl. d. früh. Verfass. 1836, Müller, die Marken d. Vaterlands 1837, Fürth, die Ministerialen, Leo, die Herzogsämter 1827; über das Städtewesen v. Hüllmann 1829, Sartori, Gaup rc., kürzer Rauschnick 1829, Wilda's Gildewesen rc. Ueber einzelne Regenten und Regentenfamilien: Perz, merowing. Hausmeyer 1819; Stenzel, fränk. Kaiser 1827; über Karl d. Großen v. Dippold 1810, Ideler 1840; Weitz, Heinr. I.; Vehse's Otto I. 1829 u. vgl. Leutsch Gero; Ranke, Jahrb. d. sächs. Kaiser 1839; Raumer's Hohenstaufen, 6 B. 1840; Lichnowsky, das Haus Habsburg 1839; ähnl. v. Hormayr, Kurz rc. Ueber d. Kreuzzüge v. Haken 1810, Wilken 1832, Funk 1824, Spittler 1827, Heusinger 1826 rc. Ueber das Ritterwesen v. Büsching 1823, v. Weber 1836. Ueber die Vehme v. Wigand 1825 rc. Ueber mittelalterl. Kirchenverfass. v. Hüllmann 1831, u. die kirchl. Archäologie v. Augusti, Siegel rc. Ueber die liter. u. zumal poet. Cultur; vergl. §. 5. Anm. I.

Anm. III. In dem eisigen Island ist (nach Talvj, Charakteristik d. Volkslieder, Thienemann's u. And. Mittheilungen) dennoch ein heiterer und verständiger Sinn, ein Streben nach geistiger Bildung überhaupt zu finden, insbesondere aber eine seltene Liebe zur vaterländischen Geschichte, wie man sie bei Landbewohnern weit mehr cultivirter deutscher Gegenden schwerlich so allgemein finden möchte. Da wird in den langen Winterabenden, wenn die große Lampe angesteckt, die Familie versammelt ist und die Arbeit beginnt, vom Hausvater oder einer andern dazu geeigneten Person vorgelesen, aber nicht aus Romanen neuesten Geschmacks, sondern aus mancherlei belehrenden Schriften. Besonders gilt es der Geschichte der Vorfahren und zumal Bruchstücken aus der Edda, wobei den Kindern u. dem Gesinde das Nöthige erklärt wird. Auch giebt es wandernde Erzähler, welche tagelang in der Hütte bleiben, bis ihr Wissen mitgetheilt ist und sie dann Andern gleichen Dienst leisten. Oder die Isländer spielen Schach, wobei sich der einfache, redliche Sinn treuer erhält, als durch Kartenspiel und Schänkgelage; oder sie singen uralte Lieder, einfach und doch begeisternd. Selbst der ärmste Isländer nimmt regen Antheil an der dänischen Alterthums-Gesellschaft, welche sich um die Erforschung der frühern Geschichts- und Cultur-Verhältnisse des Nordens fortwährend verdient macht. So wurde auch unlängst, zumal durch

Prof. Rafn in Kopenhagen, eine öffentliche Bibliothek zum allgemeinen Gebrauche der Isländer, zu Reykiawik gegründet. (Bibl. II. S. 19). Das Schachspiel u. Herumziehen d. Sänger war in Scandinavien schon im früh. Mittelalter beliebt.

Anm. IV. Die in Sachsen u. dessen Nachbarstaaten besteh. histor. Vereine sind: der Königl. Sächs. Alterthums-Verein zu Dresden, wo zugleich das historische Museum, das Antikenkabinet, die Porzellan- u. Gefäß-Samml. und and. Königl. Museen, heidnische, wie mittelalterl. Denkmäler und and. ethnogr. Gegenstände darbieten, und wobei der reichen Alterth.-Samml. des Königl. Bibliothekar D. Klemm's, des Secret. jenes Vereins zu gedenken, — welchem Vereine auch die Begründung einer Sammlung mittelalterl. Denkmäler im Dom zu Freiberg zu verdanken ist. Die mit einem frühern Alterth.-Verein jetzt verbundene deutsche Gesellschaft zu Leipzig, mit bedeutenden Schriften- und Münz-, wie Alterthümer-Samml. (heidnischen, wie mittelalterlichen Geräthschaften). (Die dasige Jablonowsky'sche Gesellsch. der Wissensch. hat nur Preisfragen über sächs. u. poln. Geschichte u. National-Oeconomie aufzustellen). In der Oberlausitz wirkt für die Geschichte u. Alterthumskunde mit großem u. rühmlichst anerkannten Eifer die Fonds- u. Mitglieder-reiche Oberlausitz. Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, welche eine Bibliothek von 30,000 Bänden, u. sehr ansehnliche Alterthums-, Münz-, Urkunden-, Naturalien- u. and. Samml. besitzt, jährlich Preisfragen stellt, eine besond. Zeitschrift herausgiebt rc.; ebendaselbst besteht auch eine Alterthums-Section der naturforschenden Gesellsch. In den umliegenden Ländern finden sich folgende Geschichts- u. Alterth.-Vereine: der voigtländ. zu Hohenleuben, der henneberg. zu Meiningen, osterländ. zu Altenburg, thüringisch-sächs. (mit besond. reichen Samml. u. eigner Zeitschr.) zu Halle, der altmärk. zu Salzwedel, der brandenburg. zu Berlin, und die dasige Gesellsch. für deutsche Sprache u. Alterth., (wobei auch der das. Königl. Akademie der Wissensch. u. der höchst reichhaltigen Königl. Samml. vaterländ. Alterthümer unter Ledebour's Direction zu gedenken); die mecklenburg. Geschichts- u. Alterth.-Gesellsch. zu Schwerin, die pommersche zu Stettin u. Greifswalde, die deutsch. Gesellsch. zu Königsberg. In Schlesien die Alterth.-Section der vaterländ. Culturgesellsch. zu Breslau, wo auch ein akadem. Verein für d. Lausitz. Geschichte u. Sprache, von Studirenden aus dieser Provinz gebildet, viel Hoffnung erregt, so wie ein Sudeten-Verein außer den naturkundl. auch auf die ethnograph. Gegenstände des Riesengebirges Rücksicht nimmt. Im Königreich Böhmen die Gesellsch. der Wissensch. zu Prag, und der das. Verein für das vaterländ. Museum, so wie es gleich reichhaltige National-Museen für and. österreich. Lande giebt, für Mähren zu Brünn, für Oberöstreich und Salzburg zu Linz, so zu Grätz, Inspruk, Pesth. Im Königr. Bayern besitzt jede Provinz einen histor. Verein, so z. B. Ober-Bayern zu München, (wobei zugleich der dasigen ebenfalls für Geschichte wirkende Akademie der Wissensch. u. der dasigen schätzbaren Museen zu gedenken ist), die Oberpfalz zu Regensburg, Oberfranken zu Bayreuth u. Bamberg, Mittelfranken zu Nürnberg und Ansbach, Unterfranken zu Würzburg u. s. w. In Würtemberg ähnl. Vereine zu Rottenburg u. Rottweil, ein vaterlandskundl. zu Stuttgart; in Baden die Gesellsch. für Gesch. zu Freiburg, der Alterth.-Verein zu Sinsheim; die Gesch.- u. Alterth.-Gesellsch. für das Großherzogth. Hessen zu Darmstadt, für das Kurfürstenth. zu Cassel, für Nassau zu Wiesbaden; der durch Herausgabe von Quellen-Schriftstellern verdiente deutsche Geschichts-Verein zu Frankfurt. Im westl. Preußen ein Alterth.-V. zu St. Wendel, (Sammlungen zu Bonn, Neuwied rc.), die histor. Section der westphäl. Cultur-Gesellsch. zu Minden, die Geschichts- u. Alterth.-Vereine zu Münster u. Paderborn, zu Wetzlar; der niedersächs. zu Hannover (die Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, wegen oft erlass. histor.-antiq. Preisfragen); der schleswig-holstein-lauenburg. Alterth.-Verein zu Kiel, wobei auch der thätigen u. mit einer der bedeutendsten Samml. versehenen nordischen Alterth.-Gesellsch. zu Kopenhagen, wegen mancher nahen Beziehung zu Deutschland zu erwähnen. Und so im noch weitern Umkreise ähnl. Vereine in der culturverwandten Schweiz, in Holland, d. russ. Ostsee-Provinzen (zu Riga) rc., so daß es also für jeden Geschichtsfreund genügende Veranlassung giebt, an vaterländ. Forschungen Theil zu nehmen; — welche Vereine deshalb möglichst vollständig aufgeführt wurden, weil bei späterer, nur sehr kurzen Anführung ihrer Schriften, der Vereinssitz als die Hauptangabe gelten wird.

Klemm, zur Gesch. der deutsch. Samml. für Wissensch. u. Kunst, 1837 enth.

zahlr. historische Data. Die histor. Sammlungen zur Förderung der Culturgeschichte theilen sich in: A. Literarische: Gedruckte Bücher, Manuscripte, Urkunden rc. nebst Kupfern u. Zeichnungen; B. Antiquarische, eigentl. Alterthümer-Samml. 1) klassischer Völker, 2) der mittel-, wie nord- u. osteurop. Völker; die celtisch-gallischen, germanischen, nordischen u. slaw. Alterth.; C. Münz-, Gemmen- u. Wappen- (nebst Siegel-) Samml.; D. Vaterländ.-histor. Samml. a) mittelalterliche, b) Denkmäler-Samml. neuerer Zeit; E. Ethnographische oder völkerkundliche Samml., in Hinsicht fremder, vom Culturzustande der mitteleurop. Nationen wesentlich abweichender Völker, nach verwandten Gruppen geordnet, wie dies in des Verf. Schr. über Bibliotheken II. näher angegeben.

Anm. V. Die historischen Quellen der vaterländischen Vorzeit, des Alterthums (bis zur Verbreitung der christl. Religion und des deutschen Reichs auch über das östl. Deutschland, bis ungef. zum Jahre 1000) wie des christlichen Mittelalters (bis zur Reformation oder zum Ende des 30jähr. Krieges 1648) sind: I. schriftliche oder Literatur-Denkmäler: A. Schriften, a) gedruckte Bücher, in so fern nehmlich gleichzeitig schriftliche (oder auch Beschreibung anderer) histor. Quellen darin enthalten sind, überhaupt die gedruckte Literatur der Vorzeit; b) Handschriften, z. B. Chroniken u. einzelne (zumal gleichzeitige) Erzählungen von Vorfällen jener Zeit; Urkunden, Bullen u. and. Bestätigungsschriften; Landes- u. Stadtrechte, gerichtliche Acten u. and. Archivalien von histor. Werthe; Zins- u. Flur-Register, alte Rechnungen rc. (aus denen sich oft Nachrichten über frühere Ortsnamen, Gränzen, Gerechtigkeiten ergeben); Calendarien u. Mortuarien der Kirchen u. Klöster, Kirchenbücher u. ähnl. geistl. Schrr.; Adelsdiplome, Wappenbriefe, Stammbäume rc.; Briefsammlungen, Stammbücher rc.; poetische Manuscripte, Noten rc. u. ähnl. Schriften früherer Zeit (wovon oft wichtige Bruchstücke auch auf Pergament- u. Papier-Einbänden entdeckt wurden, weshalb auch solche sorgfältig zu beachten sind). B. In- u. Aufschriften an Bau- u. Bildwerken rc., auf Stein, Metallplatten, altem Holzwerke; an Glocken, Taufbecken u. and. Geräthen; auf Fenstern, Fahnen, Gewändern rc.; Monogramme, Steinmetzgerzeichen rc. (Münz-Aufschr. s. unt. II. B.) Ab- oder nachgezeichnet, in Wachs, Gyps rc. abgedruckt, auch wohl mittelst feuchten ungeleimten Druckpapiers mit weicher Bürste aufgedrückt und zumal vor dem Trocknen und Abnehmen, auf jenes noch ein zweiter Bogen mit Kleister befestigt. II. Bildliche oder Kunst-Denkmäler, im weitern Sinne: A. Bauwerke; a) höhere, Hochbau, der eigentl. Baukunst; Kirchen, Kapellen, Grabmäler, Schlösser, Burgen rc. und deren Ruinen, wie einzelne Theile, Portale rc., so auch and. ältere Gebäude zu and. Zwecke; — im ältesten, dem Rundbogen- (byzantinischen, vorgothischen) Baustyle, (vom 8. bis 13. Jahrh.) oder im mittlern, dem Spitzbogen- (eigentl. deutschen, german. fälschlich gothisch genannten) Style (vom 13. bis 16. Jahrh.) oder im neuern, (modernen, wieder-aufgenomm. antiken, vom 16. Jahrh. an). b) Niedere oder Erd- und einfache Steinbaue, z. B. Burgwälle, Schanzen, Grenzgräben, Grab- und Opferhügel, alte Heerstraßen u. Uferbaue. Hierzu gehören auch künstliche Höhlen, Steinkreise, Felsblöcke rc., wobei von Menschenhand nachgeholfen, zur Benutzung von Opfer- oder Wohn- u. Begräbnißplätzen, Denkmalen rc. (Sämmtl. Bauwerke in Abbild., mit Grund- u. Aufriß, auch in verkleinerten Nachbildungen in Kork, Holz, Gyps, Thon, der Nachwelt erhalten). B. Bildwerke früherer Zeit: a) der Bildnerei, Plastik; α) Bildhauerkunst: Statüen, Büsten, Reliefs, Ornamente, Wappen rc.; aber auch β) Steinhauerei, Bildhauerei ohne Kunstwerth: Kreuze, Säulen, Grenzsteine rc. merkwürdiger Art; γ) Bildgießer- u. Formerkunst: Bildnisse, Vasen, Stuccatur-, Calatur-Arbeit rc.; δ) Bildschnitzerkunst; Bildnisse, Altäre, (deren Tafeln, Flügel), Thüren rc. u. andere (zumal in Holz) geschnittene Arbeiten; b) Bildgräberei oder Stempel- u. Stein-Schneidekunst, α) Münzen, nach Nationen, Zeiten, Größen, besonderm Gebrauch (z. B. Medaillen, Nothmünzen rc.) geordnet rc.; β) geschnittene Steine (erhab., Cameen, vertieft, Gemmen); γ) Siegel; δ) Münz- u. Siegelstempel. (In Abbildung, verkleinerten Nachbildungen, in Abguß, Abdruck rc.) C. Malerei des Alterth. u. Mittelalters, a) Kunstschrift, schöne oder sonst kunstvolle u. geschickte Schriften; b) Zeichnungen; c) Gemälde (in Oel, Wasser, Kalk rc.); d) eingebrannte Malerei, Glas-, Email-, (oder Schmelz-), Porzellan- u. Wachs-Malerei; e) Musiv-M. (Mosaik, in Stein, Glas, Holz rc.); f) Bild-Weberei, -Stickerei u. -Strickerei rc. (in Kleidungen, Fahnen, Decken rc. des Mittelalters); g) Holz-

schneide= u. h) Kupferstecherkunst. (In Ab= u. Durchzeichnung). D. Geräthschaften übriger Art, zum religiösen, krieger., gewerbl. u. häusl. Gebrauche, in Stein, Thon, Metall, Holz 2c., u. zwar a) heidnischer oder vorchristl. und b) mittelalterl. Zeit; Opfer= u. Kirchengefäße u. Geräthe, Urnen; Waffen, Schmucke u. Kleidungsstücken; Haus= u. Spiel=Geräthe; musikal., technische 2c. Instrumente u. dergl. m. (In Abbild. oder verklein. Nachbildungen, Abgüssen, Abdrücken 2c. Die kleinern Gegenstände meist als Anticaglien bezeichnet; die Reliquien bilden eine besondere Abtheil. der mittelalterl. Gegenstände). III. Lebende Denkmäler oder Ueberreste aus früherer Zeit, fortgeerbt A. in der Sprache, als Volks=Sagen u. =Lieder, Sprüchwörter, alte Namen von Orten, Feld=Fluren, Bergen, Gewässern 2c., welche eifrige Erkundigung verdienen, oft auf gottesdienstl., kriegerische, gerichtl. 2c. Verhältnisse schließen lassen und zu weitern Nachforschungen Veranlassung geben. Ebenso alterthümliche Namen von Personen, Würden, Verrichtungen 2c.; übrigens die Sprachmundarten selbst und deren Idiotismen und Gränzen beachtet; (Sprachproben, Sprachkarten). B. In Sitte; alterthümliche Rechtsgebräuche; Volksfeste und andere Ueberreste früherer Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, Trachten, Belustigungen und Spiele. Die Dialect= und Sitten=Beachtung dient oft zur Ermittelung des fremdartig=nationalen Ursprungs der sich dadurch auszeichnenden Bewohner einzelner Gegenden. Auch IV. Natur=Gegenstände kommen bei den historisch=antiquarischen Forschungen oft in Betracht. Z. B. 1) seltene Mineralien in Grabstätten; ebenso 2) Pflanzen, z. B. Getreidearten in alten Opfer= und Wohnorten, uralte Bäume, 5, 7, 9 derselben im Kreise, als frühere Gerichtsplätze 2c.; 3) Thierüberreste, Gerippe, Geweihe, Zähne 2c.; Muscheln 2c. in Opfer= u. Grabstätten; 4) ebenso menschliche Scelette, zuweilen noch am Schädel 2c. die fremdartige Nationalität erweisend; 5) heilsame oder übrigens merkwürdige Quellen (oft Wallfahrtsorte), so wie 6) von Natur seltsam gestaltete Felsen und sonstige örtliche Natur=Gegenstände, die, bei näherer Erkundigung, sich öfters als Veranlassung zur Wahl (heidnischer, wie mittelalterl.) gottesdienstlicher, Gerichts= und ähnlicher Plätze ergeben.

Das Urkunden=Studium ist eins der wichtigsten der Geschichtsforschung, u. zumal bedarf es vor Allem genauer Verzeichnisse (Regesten 2c.) der auf die vaterl. Geschichte in Landes= wie Privat=Archiven befindlichen Urkunden, die, sobald sie nicht mehr in den Bereich der neuesten, mit der Politik in Beziehung stehenden Zeit gehören, der Geschichte verfallen sind, wie denn auch, dieß jetzt anerkennend, von den früher sorgfältig geheim gehaltenen Archiven, die Schlösser mehr und mehr fallen. In Bezug auf die sächs. Geschichte genügt Adelung's Directorium 1802 nicht mehr und selbst nicht das weit reichhaltigere von Schultes 1825, da es vielmehr eines Urkunden=Verz. mit Benutzung des seit 1831 geöffneten Staatsarchivs bedarf, welches in dieser Hinsicht reiche, der Geschichte angehörige Quellen gewähren wird. Ein genaues Urkunden=Verz. besitzt z. B. die Ober=Lausitz (2 B. 1799 u. 1820) durch die Gesellsch. d. Wissensch. veranstaltet, welche auch ein Exempl. der in vierfacher Abschrift vorhand. Urkunden verwahrt, wie denn überhaupt für mehrfache Abschriften aller wichtigern urkundl. Schriften, so weit sie nicht gedruckt sind, und deren sichere Aufbewahrung in verschied. Orten, in allen Ländern gesorgt werden sollte. In Betreff der Nieder=Lausitz giebt es das Urk.=Inventarium v. Worbs, Schlesiens ein theilweises von Tschoppe und Stenzel (1832), Brandenburgs v. Raumer (Regesten 1839 mit Kart. u. Urk.=Samml.) Zumal ist dafür Vieles in Bayern (durch v. Lang 2c.) gethan worden. Ein anderes Bedürfniß ist die Herausgabe von Quellen=Schriften; in Betreff Deutschlands erfolgt dies von der schon erwähnt. frankf. Gesellsch. für deutsche Geschichte durch Pertz; in Bezug auf einz. Provinzen mit rühmlichen Vorgang, sey die ebenfalls von der Gesellsch. der Wissensch. veranst. neue Herausg. lausitz. histor. Quellen 1838, einer ähnl. v. Stenzel für Schlesien 1835 2c. erwähnt, während größere Länder noch damit zurückgeblieben sind. In Bezug auf die Schriften über die mittelalterl. Baudenkmäler (z. B. Sachsens von Puttrich, so wie über altdeutsche Baukunst überhaupt v. Büsching 1821, Stieglitz 1826, Costenobel 2c.), ferner über Schlösser und Burgen im Allgemeinen (z. B. von Scheiger 1838), und über die noch vorhand. deutschen (von Gottschalck 2c.) muß auf Ersch schon erw. Handb. der Lit. u. Gesch., und zugleich auf dess. Handb. der Liter. u. Künste, 2. Aufl. 1839, bis 1830 gehend verwiesen werden, so wie auf Weigel's Kunst=Cataloge u. die Buchhandl.=Cataloge seit 1830. Ein

Hauptwerk über die mittelalterl. Waffen, Geräthe rc. fehlt noch. Das Sendschreiben des K. S. Alterth.-Vereins an Freunde kirchlicher Alterthümer in Sachsen, Dresd. 1840 (so an die Geistlichen verth.) enthält eine treffliche Anleitung dazu, nebst Angabe der einz. Gattungen. In Bezug auf die heidnischen Alterthümer Deutschlands, — (worüber [zumal über Einrichtung von Vereinen mit so rathsamen histor.-antiq. Lesezirkeln, Samml., über Aufgrabungen rc.] auch des Verf. kl. Schrift, vergl. S. 6.) handelt — ist insbesondere auf Klemm's Handb. der german. Alterthumsk. mit Kupf. 1835 zu verweisen, da es zugleich eine vollständ. Literatur ders. enthält; der Leitfaden der nord. Alterth.-Kunde, v. der nordischen Alterth.-Gesellsch. zu Kopenhagen 1837 ist zur Uebersicht sehr zweckdienlich; ferner nachträgl. zu Klemm: Kalina v. Jäthenstein, böhm. Alterth. 1837; Schröder u. Lisch, Friderico-Franciscеum od. mecklenb. Alterth.-Samml. 1838; Ledebour, das Museum vaterl. Alterth. zu Berlin 1839 u. and. m., welche, so wie viele der zahlr. neuen Schrr. der Gesch.- u. Alterth.-Ver. später noch angeführt werden. Ueber slaw. Liter., Sprache u. Alt. Schaffarik's rc. Werke, vergl. Anm. IV.; Liebusch, Skythica 1836, (obschon nicht wegen d. willkührl. angenomm. alten Sprache u. Bergreligion der Slawen, doch wegen zahlr. sprachl. u. örtl. rc. Notizen beachtungswerth); Maciejowsky's slaw. Rechtsgesch. 1837, Geschichtl. Uebersicht der slaw. Sprache u. Liter. 1837. — In Hinsicht der neuern, geistreichern Erforschung der alterthümlichen Vorzeit, muß insbesondere der hohen Leistungen der Gebrüder Grimm — deutschen Grammatik (3 B. 1822—31), Rechtsalterthümer (1829) und deutschen Mythologie (1835) gedacht werden. Sind diese Werke auch für den Gebildeten meist wenig geeignet, insofern er sich über jenen Gegenstand nur im Allgemeinen zu unterrichten wünscht, so bieten sie dagegen dem tiefern Forscher die reichste Belehrung dar, und es wird nur zu wünschen seyn, daß dieselben, nach den vorzüglichsten Ergebnissen, in mehr übersichtlichere Handbücher für jenen Zweck eines weitern Kreises übergetragen werden möchten.

Anm. VI. Der Naturforscher, zumal der Geognost wird, wie schon (der Freiberg.) Werner erwähnte, oft mit dem Geschichts- u. Alterthums-Forscher Hand in Hand gehen; beide können sich gegenseitigen Aufschluß gewähren, nicht nur in Bezug der Wechselwirkung zwischen Natur u. den Menschen, vergl. §. 7; sondern auch bei Nachgrabungen, wo sich bei Kunstproducten der Vorzeit nicht selten auch beachtungswerthe Naturproducte, und selbst urweltliche Ueberreste vorfinden; ebenso bei merkwürdigen Felsen, zu Opferaltären rc. benutzt, wie dieß weiterhin näher erläutert werden soll. Der Mediciner und Anatom wird gefundene Scelette und einzelne Knochen zu erläutern haben, u. vielleicht manche Resultate der Menschen- und Thier-Verbreitung rc. erlangen. Der deutsche und slaw. Sprachforscher wird, indem er zugleich die alterthümlichen Verhältnisse kennen lernt, selbst für sein Studium manchen Gewinn und zugleich Gelegenheit erlangen, jene dagegen in helleres Licht zu stellen, und ebenso der Jurist, (wie Grimm's deutsche Sprachlehre u. Rechtsalterth. dieß genügend erweisen); dem letztern zumal werden die Archive leichter geöffnet, wo sich oft mannichfache Ausbeute findet. Der historische Rechtsforscher erläutert insbesondere das neue Recht aus der Geschichte des alten, der Alterthumsforscher das alte Recht aus dem Alten selbst, und nur hülfsweise aus dem noch bestehenden, während von ihm dieses im Allgemeinen, von jenem das Veraltete unbeachtet bleibt. Den Theologen wird die Kenntniß der heidnischen Mythologie u. das mittelalterl. Kirchenwesen zum Studium der Vorzeit in immer weitern Umfange veranlassen. — Obschon den Künstler nur der ästhetische Werth der bildlichen Denkmäler des Mittelalters interessirt, so wird er dennoch öfters nur dem Alterthumsfreunde die Hinweisung auf das Vorhandene verdanken, welcher letztere sie mehr zur Beziehung auf den Culturgrad des Volkes und ihrer gegenseitigen Einwirkung auf einander beachtet, auch wohl, selbst mit ästhetischem Sinn begabt, mit dem Künstler sich um so enger vereinigen wird, um mit desto mehr Gewißheit die Perioden der angehenden und vollendeten Kunstblüthe zu erkennen und auf die Uebergangsperioden und dabei obwaltenden einflußreichen Nebenverhältnisse desto sicherer zu schließen. Manche geschmackvolle Gefäßformen bietet auch die germanische Zeit dem Künstler dar, oft den griechischen nahe stehend. Der Geschichts- und Alterthums-Forscher bedarf zahlreicher Wissenschaften, allein er dient ihnen wiederum, indem er die Cultur derselben in frühester Zeit schildert. Selbst das klassische, zumal römische Alterthum kann von den Freunden des germanischen

nicht unberücksichtigt bleiben, denn nicht nur, daß klassische Schriftsteller von letztern handeln, zu deren richtiger Deutung selbst klassische Philologen sich mit ersten zu verbinden haben, so werden sie beiderseits auch von den Niederlassungen der Römer in Deutschland, von ihren Befestigungsarten, Waffen, Schmucken, Gefäßen etc. gern Kenntniß nehmen, um das römische von den ächt-germanischen zu unterscheiden und die Gränzen abzumessen, bis wohin die Römer drangen. So bieten sich mithin Viele die Hände bei Ermittelung der alterthümlichen Ueberreste und Zustände, und so Mancher, dem diese vielleicht in Hinsicht auf sein Geschäfts- oder Lieblings-Studium sehr fremdartig erschienen, wird bei deren näherer Beachtung zahlreiche Beziehungen finden und zugleich dringende Veranlassung, sich auch dem historisch-alterthümlichen Wissen möglichst zuzuwenden.

Der gebildete Militair ist wegen mathematischer Kenntnisse und mannichfacher Lebenserfahrung in verschiedenen Gegenden und in Hinsicht vieler Verhältnisse, ganz besonders zum Geschichts- und Alterthums-Forscher geeignet; ihm wird es vorzüglich leicht werden, die Verhältnisse der uralten, wie mittelalterlichen Befestigungen, Waffen und so And. zu ermitteln, wie dieß schon von so vielen der Fall gewesen ist. Aehnliche Vortheile werden den Bau-, Berg-, Forst- und sonstigen Administrations-Beamten, wie Landpfarrern und Lehrern dabei zu Gute kommen, zumal in Rücksicht auf örtliche Untersuchungen, und sie sind es meistens, welche den genannten Vereinen die zahlreichsten Data zu liefern vermochten. Der Kaufmann wird bei diesem Studium manche Erholung finden, und sein ausgebreiteter Wirkungskreis ihn bei Forschungen, wie bei Erlangung von Nachrichten und Denkmälern sehr begünstigen; insbesondere wird ihn die Numismatik anziehen; ebenso werden auch andere Geschäftsmänner ihren Theil dazu beitragen und sich manche angenehme Erholung bereiten können. Der gebildete Landmann wird in seiner Gegend auf alterthümliche Gegenstände achten und derartige Kenntnisse verbreiten, insofern sie auch für den minder Gebildeten anrathsam sind. — Obschon es manche Beispiele giebt, daß einzelne eifrige Forscher die Wirksamkeit ganzer Vereine mit geringer Thätigkeit weit überflügelten, so ist es doch im Allgemeinen nicht zu bezweifeln, daß durch die Verbindung mehrerer zu einem Zweck, dieser sich weit leichter erstreben läßt. Vereinigen sich daher zahlreiche, mit jenen verschiedenartigen Kenntnissen begabte Männer, — im Einzeln durch besondere Oertlichkeit und andere Verhältnisse begünstigt, wobei oft dem einen Manches leicht ausführbar wird, was für den andern unmöglich ist, — zu jenem Zweck der vaterländischen Geschichtsforschung, so läßt sich auch einem höchst erfreulichen Erfolge mit Zuversicht entgegen sehen.

§. 4. Die Feens-Berge bei Ostritz.

Im §. 2. wurde schon des Feenssteins bei Neudörfel erwähnt, oft auch Vens- und selbst Venus-Steine geschrieben; es sind eine Menge wild durch einander geworfener, zum Theil hausgroßer, nahe an der Wittiche gelegener Steinblöcke, wovon mehrere eine schmale Höhle bilden. Alterthümer, welche auf die früheste Zeit bestimmt hinweisen, sind jedoch dabei nicht vorgefunden worden; nur die Oertlichkeit, besonders die jetzt meist verfallene Höhle, so wie Name und Sage deuten auf ein alterthümliches, zumal religiöses Verhältniß hin. Etwa 80 Schritte davon, liegt auf einer, theils von Steinen, theils von der Wittiche umgebenen, fruchtbaren Wiese, das Feenshaus, dessen Besitzer seit Menschengedenken stets der „Feensmann" genannt wird. Noch kürzlich hat ein altes Mütterchen sich an eine alte Erzählung von einem Feensmann erinnert, daß nehmlich von ihrer Urgroßmutter oft erwähnt worden sey, wie sie ihn bald auf diesem, bald auf jenem Wittich-Ufer habe bleichen gesehen; dann sey stets das von ihr geweidete Vieh unruhig

geworden und habe nicht fressen wollen; auch Töpfe habe er bei sich stehen gehabt. Eine andere Sage im Orte erzählt dagegen von einem **Wundermanne**, der etwa vor 300 Jahren wie ein Einsiedler gelebt habe, und das Orakel und der Helfer der Umgegend gewesen sey; vergl. Anm. I. **weitere** Nachricht davon. Was den Namen des Felsens anbetrifft, so möchte dabei an die römische Göttin Venus wohl nicht zu denken seyn. Man findet allerdings die alte Göttin Freija (als Gemahlin des höchsten Gottes Othin, Frau eigentlich) in alten Schriften oft als **Venus** angedeutet und übersetzt; doch eine solche Uebertragung des **Namens** in das Leben und auf einen bestimmten Ort anzunehmen, würde als eine zu gewagte Hypothese anzusehen seyn. Weniger gewagt erscheint es, **Feens** von Wodan, Wuotanes (dem Othin der nordischen Völker) abzuleiten, da dieser Name in Zusammensetzungen zuweilen auch „Woens“ lautete; (**Woens**- oder Woons-Waghen, niedersächs. statt Wuodanes-Wagen, Grimm's Myth. 102). Daher vielleicht auch Woens-Berg, **Woens-Mann** in der ältern Volkssprache verkürzt, statt Wodans-Berg, **Wodans-Mann** (nehmlich Priester); auf die Schreibart kann es hierbei nicht **ankommen**. Wäre nun eins oder das andere zulässig, so würde man die drei so **nahe** befindlichen Opferorte, (den obigen und die beiden im §. 2.) vielleicht **als der** germanischen Götter-Dreiheit, den Hauptgöttern: Wuotan (der **germanische** Othin), Thunaer (Thor) und Freija, geweiht, annehmen **können**, wie dieß schon §. 2. erwähnt. Doch ist noch eine dritte und wohl **noch wahrscheinlichere** Vermuthung möglich. Die Feen waren der keltischen **Druiden-Lehre** eigenthümlich, und wenn auch nicht deshalb ein **Druiden-Tempel** an obigem Ort anzunehmen seyn möchte, so daß sich **jener Name** von frühester Zeit erhielt, so ging die Feen-Lehre wenigstens **aus** französischen Sagen in's deutsche Mittelalter zeitig über, wo in **Erzählungen** und Liedern viel von Feen die Rede war. Die **Minnesänger** bildeten, zugleich die römische Venus, die Liebesgöttin, dabei im **Sinne** habend, zumal die Dichtung von einer **Frau Venus** aus, (**Frau damals** für Göttin gebraucht), welche gleichsam als Ober-Fee in **einem** Berge, dem Venusberge, wohnte, der reiche Schätze und ein so **lustiges** Leben darbot, daß sich sogar auch sehr edle Ritter verleiten **ließen**, ihr Gesellschaft zu leisten. Der Hörselberg bei Eisenach z. B. wird **als ein** solcher genannt. Da der oben besprochene Felsen unbezweifelt **seit** frühester Zeit als ein heidnischer Opferort galt und sich als solcher (**aus** schon §. 2. bemerkten Gründen) vielleicht bis in das Mittelalter **erhielt**, wo die Sage vom Feenreiche und später auch von einer Frau **Venus volksthümlich** wurde, — wohl von eingewanderten Deutschen aus **westlichern** Ländern mitgebracht —; so ist es nicht unwahrscheinlich, daß **man** damals den Namen Fee oder Venus auf jene Stätte übertrug, **zumal** wenn sie einer frühern Göttin gewidmet war. Das

Feenshaus verblieb vielleicht dem Priester auch nach dem Aufhören seiner Dienstleistung und erbte in seiner Familie fort, so wie sein Ansehen und seine vielleicht höhere Kenntniß, die in Wunderkuren, Rathgeben ꝛc. bestehen konnten; daher jene Sage. Ward der Felsen als Feensitz angenommen, so konnte leicht der Name Feensmann auf ihn und seine Besitzung und seine Nachfolger übertragen werden, als Mann (nehmlich Gottesdiener, Priester) der Fee betrachtet. Verbreiten noch jetzt nicht selten glückliche Kuren einen Nimbus um den hülfreichen Erretter, so war es um so mehr in frühern Jahren der Fall, bis man in neuerer Zeit in den Nachkommen des Feensmann eben auch nur gewöhnliche Menschen sah und das frühere Verhältniß dann der Sage verfiel. Scharfsinnigen Forschern wird vielleicht auch eine andere, richtigere Deutung möglich; doch würde aber eine solche nicht erreicht, so wird es wenigstens Niemanden gereuen, bei dieser Veranlassung der warnenden Mähr, wie Frau Venus Hof hielt, und dem Liede vom Ritter Tannenhäuser, der in ihre Liebesnetze fiel, einige Zeit seine Muße zugewendet zu haben, um zu ersehen, wie gefährlich für edle Ritter, und auch wohl für andere ehrliche Leute es ist, sich von der Frau Venus verstricken zu lassen, und wie unheilvoll aber auch, wenn Priester, nicht der eignen Jugend gedenkend, die Verzeihung hartherzig versagen; wie die Anm. II. ausführlicher berichtet.

Nähere Nachricht, obschon immer auch nicht genügend, und ebenso wenig aktenkundig, wie sie Mancher so gern wünscht, giebt es von dem ungefähr 2 Stunden nordwestl. von jener Weigsdorfer Gegend entfernten zweiten Venus- oder Feens-Berg, oder, wie er von den dasigen Landleuten genannt wird: Feensmännel-Berg (Taf. I. N. 39.), ¼ St. südöstl. von Ostritz und unfern der Neiße. Durch Urbarmachung ist jedoch seit 60 Jahren seine frühere Oberfläche sehr verändert. Außer mehrern Hügeln und Schutthaufen wurde besonders der früher weit größere Wall-Aufwurf südlich abgetragen, so daß nur nördlich noch ein Theil davon vorhanden ist, und einem colossalen Grabe nicht unähnlich erscheint, das schon in der Ferne die Aufmerksamkeit erregt; er ist noch etwa 9 Ellen hoch, 60 Schritte lang, 20 breit, und Taf. I. 39. mit a bezeichnet. Die häufige Auffindung von schlackenartigen Steinen, Kohlen, Thierknochen und Gefäß-Bruchstücken weiset auf einen heidnischen Opferplatz hin, der wahrscheinlich ringsherum mit einem Wall-Aufwurf umgeben war, wie solche öfters vorkommen. Die Sage von einer Burg und der Name des daran stoßenden Platzes, Burgsberg (c) ist wahrscheinlich unbegründet, wie denn in frühern Zeiten ein noch von Wällen zeigender Ort oft ohne Weiteres als ein Burgplatz angenommen wurde, während er sich als eine heidnische Opferstelle oder Verschanzung ergab. Auch hat man früher zuweilen kleine bronzene Figuren gefunden, welche, obwohl nur Vermuthungen darüber geäußert werden können, da sie nicht

mehr vorhanden sind, dennoch als Götzenbilder anzunehmen seyn möchten, — wie dieß Alles Anm. III. näher erwähnt ist.

Der Name des so nahe liegenden Städtchens Ostritz führt zunächst auf die Vermuthung, daß vielleicht jener Opferplatz der altdeutschen Göttin Ostara gewidmet war, die nach Einigen als die Mond-, nach Andern (und darunter auch Grimm) als die Morgen-Göttin angenommen wird; sie muß in großem Ansehen gestanden haben, da eins der höchsten christlichen Feste nach ihr benannt, sie auch durch die in den meisten Provinzen Deutschlands verbreitet gewesenen Osterfeuer verehrt wurde. Die Sonne thut beim Aufgehen am ersten Ostertage drei Freudensprünge, und das am Ostermorgen geschöpfte Wasser hat besonders wunderthätige Kraft, wie das weihnachtliche. Diese und ähnliche Gebräuche und Sagen stammen aus dem Heidenthume und sind nur auf das christliche Fest übergegangen; so wie auch das althochdeutsche „ostar" und altnord. „austr" die Richtung gegen Morgen bedeutet. Dennoch erscheint es sehr zweifelhaft, ob der Ort davon den Namen erhielt, zumal da auch manche slawische Wort-Ableitungen nicht unwahrscheinlich sind. Was den Namen Feensmännel-Berg betrifft, so könnte auch hier die schon oben, in Bezug auf den Venusberg an der Wittiche, ausgesprochene Vermuthung anzunehmen seyn. Wohl wäre es möglich, daß in frühesten Zeiten, von den ersten christlichen Priestern der Dienst der Ostara mit dem der Venus verglichen wurde und von dieser jener Name abstammte, doch noch wahrscheinlicher ist jener Woens-Mann für Wodans-Diener oder Priester. Weniger möchte an eine gleiche Uebertragung von Feen, wie oben erwähnt, am hiesigen Orte zu denken seyn, da die Sagen davon unbedingt in das früheste Alterthum hinaufreichen. Nach einer solchen ist der Feensmännel-Berg in der grauen Vorzeit von einem, von Statur kleinen Völkchen bewohnt gewesen, welches daselbst, früher als die Ostritzer, ansässig war, und von welchem diese, wenn sie Bier brauen wollten, meist eine Braupfanne zu entleihen pflegten. Als Erkenntlichkeit dafür wurde, bei der Rückgabe der letztern, — welche stets bei einem über die Neiße führenden Steg zur Abholung hingesetzt ward, — eine Semmel hineingelegt. Dieß freundschaftlich-nachbarliche Verhältniß dauerte lange Zeit fort, bis einstmals Jemand die Dank-Semmel aus der Pfanne genommen und eine Unreinlichkeit dafür hineingethan hatte. Als in der Folge das Städtchen Ostritz im Besitz von Thurmglocken gelangte und die Feensmännel besonders den Ton der großen Glocke nicht vertragen konnten, haben sie den Berg gemeinsam verlassen und ihren Weg durch die Altstadt von Ostritz, mithin von Osten nach Westen zu genommen; ihre Häupter sind bei diesem Zuge mit Melkgelten bedeckt gewesen. Noch zeigt man einen Weg zwischen zwei Häusern, den sie einschlugen. Oft wird von den dortigen Einwohnern der-

selben Gesprächsweise gedacht, und z. B. von Jemandem, in sehr kurzen Kleidern, gesagt: „Er geht wie ein Feensmännel" und dergl.; (der Feensweibel wird nirgends gedacht). Und so giebt es noch andere Sagen von ihnen, die meist mit den Zwerg- oder auch mit den Schatz-Sagen übereinstimmen, wie z. B. daß, im Augenblick der Sacraments-Wandlung in der Christnacht zu Ostritz, der Berg sich öffne und man die Männchen bei Goldhaufen sitzen sah, rufend: „Greiff' ein' Griff und streich ein' Strich, und packe dich." An Geister ist jedoch, der allgemeinen Annahme nach, bei der Feensmännel-Sage nicht zu denken; Alles deutet mehr auf den heidnischen Gottesdienst einer Nation, die von den Ostritzer Bewohnern (vielleicht Wenden oder Böhmen, wegen des Ortsnamens) verschieden war, und wobei der Opferkessel, wie überhaupt bei dem germanischen und keltischen Opferdienste, eine große Rolle spielte. Es deutet ferner auf den Abzug der heidnischen Priesterschaft aus der Gegend und wohl zugleich anderer Ueberreste ihrer Nation. Allerdings scheint die Einführung der christlichen Religion damit in Berührung zu stehen, da von jenem, dem heidnischen Gottesdienste völlig fremdartigen Glockengebrauche die Rede ist, und welches sich ohne Zweifel früher nur auf die kleinern Meßglöckchen bezog, nicht auf die von den Gemeinden erst in späterer Zeit erlangten und sehr kostspieligen Thurmglocken. Dieselbe, anderwärts meist auf die Zwerge bezogene, Sage könnte, so wie jene vom Schatze, im Laufe der Zeit leicht mit der frühern vom Kessel und Auszuge, im Laufe von Jahrhunderten verschmolzen worden seyn, wie es so zahlreiche ähnliche Sagen-Vermischungen giebt, und es mithin ursprünglich hierbei immer auch zwei heidnischen Nationen gelten. Aber welche davon wegzog, so wie die Bedeutung der nicht ohne besondere Ursache erwähnten eigenthümlichen Kopfbedeckung der Priester oder auch der weggezogenen Nation und so Anderes, bleibt noch die Frage. Doch scheint es, daß, aus oben bemerkten Verhältnissen, wohl weniger an eine slawische, als germanische Nation zu denken seyn möchte; die vielen Braupfannen-Sagen deuten klar auf frühere Opferkessel. Anm. IV.

Anm. I. Jene Steinblöcke, mit Gesträuch durchwachsen, erstrecken sich von einer unbedeutenden, jetzt urbar gemachten Anhöhe herab, bis in die darüber hinrauschende Wittiche, und zwar noch auf sächs. Grund und Boden. Am Fuße des Flusses bedeckt zumal ein mächtiger, fünfeckiger, würfelförmiger Granitblock (früher mit vielleicht 40 Fuß Höhe, später abgesprengt) mehrere andere, wodurch eine Höhle gebildet wird, die jedoch bei jenem Sprengen und Einstürzen der Steinblöcke meist verschüttet ist. Sie soll, noch vor etwa 50 Jahren völlig zugänglich, auf 2 Ellen hoch und $\frac{5}{4}$ breit gewesen, 6—7 Ellen weit horizontal hineingegangen seyn, nach Andern auf 17 Ellen hindurch. Nachgrabungen sind noch nicht erfolgt, und ebenso wenig hat man auf heidnische Zeit bestimmt deutende Alterthümer vorgefunden; beim Baum-Roden fand man aber in ziemlicher Tiefe angebliche Ziegelsteine (vielleicht oft damit verwechselte Schlackensteine, wie sie auf heidnischen Opferplätzen gewöhnlich), und sehr von Rost ergriffene Stäbe, für einen Bratrost gehalten, weil Viele gern sogleich an Schmaus und Braten denken). — In den ältesten Kirchenbüchern wird schon im J. 1521 des Bensmannes gedacht, so wie man auch sein, durch die Lage sehr ausgezeichnetes Haus

für das älteste im Dorfe hält. Jener Name ist so üblich, daß man Vens- meist vor dem des Besitzer setzt, z. B. wie unlängst Vens-Schäfer, und bei dem Namen Schäfer allein nicht an ihn denken würde. Dieß nur zum Beweise, daß es hier nicht einer in neuerer Zeit erdachten Sache gilt.

Anm. II. In mittelalterlichen Poesien wird der Frau Venus, und — wie denn die Geister gewöhnlich in Bergen wohnen — auch ihres Venusberges, oft gedacht. Da hatte sie ihr Hoflager, und da gab es schöne Jungfrauen zu ihren Gespielinnen, reiche Schätze, köstliche Speisen und Getränke, Musik, Spiel und Tanz, überhaupt ein lustiges Leben; dieß lockte manchen Ritter zu ihr. Doch die ernste Beimischung christlicher Ansichten gestaltete dieses fröhliche Wesen bald zu einem Unholde, welche den Verführten um die Seligkeit betröge. So erging es z. B. dem tapfern und edlen Ritter Tannenhäuser sehr übel, der ebenfalls, nachdem er sich schon viel umgesehen, um die allgerühmte schöne Frau zu schauen, in den Venusberg gerieth. Als er aber eine Weile darin gehauset hatte, fröhlich und guter Dinge, trieb ihn endlich sein Gewissen an, wieder hinaus in die Welt zu gehen, und er begehrte deshalb Urlaub. Frau Venus bot zwar Alles auf, um ihn in seinem Vorsatz wankend zu machen, wollte ihm auch ihre schönste Gespielin zum ehelichen Weibe geben; doch er blieb dabei, gedachte seines Seelenheils und rief die heilige Jungfrau an, so daß jene ihn scheiden lassen mußte. Reuevoll zog er nach Rom zum Pabste Urban, und beichtete, daß er ein ganzes Jahr bei Frau Venus gewesen. Da sprach Urban: „Wann dieser dürre Stecken grün wird, den ich in der Hand halte, sollen dir deine Sünden vergeben seyn.“ Da nun an Letzteres nicht zu denken war, zog der arme Tannenhäuser, voll Jammer und Elendes, wieder fort aus Rom, und vom Neuen in der Frau Venus Berg, um für immer darin zu wohnen, ward auch gut aufgenommen. Aber am dritten Tage nach jenem harten Ausspruche begann der Stab grün zu werden, und der Pabst sandte Botschaft in alle Lande, sich nach dem edlen Tannenhäuser zu erkundigen. Es war aber zu spät, und er ward nicht wieder gesehen; er saß schon im Berge und hatte sich seine Liebe erkoren, und muß daselbst sitzen, der Hartherzigkeit des Pabstes wegen, bis zum jüngsten Tage, wo ihm der liebe Gott einen andern Platz anweisen wird. — Das Lied vom Tannenhäuser befindet sich in mehreren Samml. der mittelalterl. Poesie u. Sagen, von Büsching ꝛc. Grimm (Myth.) meint, daß diese Frau Venus, die schon seit frühen heidnischen Zeiten vorkommende deutsche Frau Holle wäre, die zumal in dem Meißner, einem hessischen Berge, ihren Sitz hatte, und, als dieser Unhold selbst, auch mit dem wilden Heere ausgezogen sey; allein Mone (Untersuch. der Heldensagen u. Anzeigen 1836. 168.) u. And. m. halten diese Verbindung beider nicht für nöthig, die Venus vielmehr für selbstständig, nur in ihrem Berge wohnend; gab es doch überhaupt zahlreiche solche geistigen Wesen, welche, als Berg-, Fluß- und Wald-Nymphen ꝛc., bei den meisten heidnischen Völkern angenommen, noch im Mittelalter als zauberkräftige Feen galten, sich oft menschliche Liebhaber erwählten, und einige Zeit mit ihnen lebten, dann aber sich unsichtbar machten u. dergl. m. Manche, mehr gutmüthiger Art, könnten vielleicht selbst auf Druidinnen deuten, welchen der Dienst der Feen wohl besonders oblag. Diese Letztern wären, wie schon erwähnt, der keltischen Lehre eigenthümlich, und noch finden sich mehrere keltische Feensteine, aus aufgerichteten Opferblöcken bestehend, in Frankreich (bei Vitré, Bois ꝛc.), welche zugleich der Sitz von Zwerg- und Feen-Sagen sind; solche weisen dort, wie überhaupt, wo sie örtlich sind, auf alte Opferplätze hin. Die zahlreichen altfranzösischen Feen-Sagen (von der Melusine u. and.), meist in die Poesie des deutschen Mittelalters übergegangen, können daher wohl, als, obschon sehr entstellte, Ueberreste jenes heidnisch-keltischen Feen-Glaubens angenommen werden.

Uebrigens giebt es in Sachsen noch einen Venus- oder Fengs-Berg im Erzgebirge, (vor Langendorf bei Weißenfels auch eine Ven- od. Venus-Schänke); andere Venusberge in Schwaben (bei Waldsee), in Baden (bei Freiburg), besonders häufig am Oberrhein bei Uffhausen ꝛc.; die schöne Natur und das milde Klima begünstigte dort sehr die Lustgelage im Freien, und wenn manche Ritter vielleicht von der lustigen Gesellschaft spurlos verschwanden, so konnte leicht vermuthet werden, Frau Venus habe sie in die Tiefe ihres Berges gelockt; wie Schreiber (Taschenbuch 1839) in dieser Hinsicht sich über die Venusberge ausführlicher äußert.

Anm. III. Der Feensmännel-Berg liegt auf den, am rechten Neißufer

von Rhonau bis Rieba sich hinziehenden Anhöhen und zwar südöstlich von Ostritz, über den Reißmühlgraben herüber, auf Blumberg zu, zu welchem Dorfe er auch gehört; Taf. I. N. 39. von der Altstadt aus, am Wege von Ostritz nach Marienthal zu, abgebildet. Er ist nordwestl. und nordöstl. steil ansteigend, hängt mit dem Bors-, (nehmlich Burg-) Berge (mit c bezeichnet u. einem Steinbruch mit d) zusammen, und hat mit diesem auf 270 Schritte Länge und 160 Breite. Er gewährt eine angenehme Aussicht auf das freundliche Reißthal, in welchem, unfern vom Berge im J. 1241 das Cisterzienser-Nonnenkloster Marienthal gegründet wurde, wohl nicht allein wegen der auch im frühern Mittelalter zu klösterlichen Sitzen schon sehr gern gewählten romantischen Lage, sondern zugleich wegen des nahen heidnischen Opferorts. Auf dem Feensmännel-Berge will man zwar früher Mauerreste bemerkt haben, doch sind es wahrscheinlich nur Steinsetzungen ohne Kalkmörtel gewesen, die man oft auch Mauern benannt, wie an andern heidnischen Orten; so auch ein Hohlklingen an manchen Stellen, welches, obschon der Berg aus Granitgrund besteht, dennoch von unterirdischen Gemächern herrühren und vielleicht erforscht werden könnte, wenn daselbst weitere Nachgrabungen erfolgten. Eine solche in dem Wall-Aufwurfe (a) durch den Königl. Alterthums-Verein zu Dresden (auf Anregung des Diac. M. Pescheck zu Zittau) veranlaßt, lieferte jedoch keine wichtigen Resultate; jener bestand aus dem gewöhnlichen kiesigen Boden der Gegend, u zeigt nur oben einige Aschenschichte, wo er bereits zu Acker benutzt wird. Darüber giebt Pescheck Nachricht im Laus. Mag. 1838. S. 282. (so wie der Verf. die übrige Auskunft bei dem Besuche des Berges vom Apoth. Eisler in Ostritz u. And. erlangte). Eine Nachgrabung auf jenem Burgberge führte zu keinem Resultate. Die auf dem Feensmännel-Berge, zumal auf dem zu Feld bearbeiteten Platze am Walle (b der Abbild.) sich oft findenden Gefäß-Bruchstücke, mit einfachen Verzierungen, gleichen andern aus der germanischen Zeit. Die Schlacken bestehen aus meist unkenntlich verschlackten Gestein und gebrannten Thon- und Lehmstücken, wie sie, nebst den (in Hinsicht der Thiergattungen noch nicht genau untersuchten) Knochen, oft auch auf andern heidnischen Opferheerden gefunden werden. Die Cultur hat fast alle dasigen früheren örtlichen Verhältnisse zerstört. Auch fanden sich zuweilen kalkige Concretionen, eine Art Beinwelle, die muthmaßlich aus halbverbrannten und dadurch desto eher aufgelöseten Knochen entstanden, ihrer nicht selten bilder-artigen Formen wegen aber um so mehr für Figuren gehalten wurden, als sich früher wirklich bronzene Bilder daselbst vorgefunden haben, die ein Uhrmacher im benachbarten Rusdorf zu Uhrschellen einschmolz. Manche der Letztern waren mit hervorgezogenen Beinen und an den Kopf gestemmten Armen gestaltet, wie erzählt wird; daher vielleicht herkules-artige Figuren, wie sie sich in germanischen, zumal den frühen keltischen Rhein-Gegenden finden und von Klemm (S. 354.) abgebildet sind. Daß von diesen zuweilen gefundenen Bildern aber der Name Feensmännel-Berg herrühre, wie Manche annehmen, ist nicht wahrscheinlich, weil diese wenigen Funde zur Vertauschung eines im Volke längst gebräuchlichen Namens mit einem andern, schwerlich veranlassen konnten.

Anm. IV. Große Kessel und Pfannen, — weniger zum Opferblut, meist zum Kochen der an Priester und Volk vertheilten Opferspeisen und Getränke benutzt — waren an sich schon in damaligen Zeiten ein seltener und werthvoller, daher, in Bezug auf Opferdienst, sehr wichtiger Gegenstand. Von solchen Opferkesseln bei den Cimbern, Sueven, Scythen &c. führt Grimm (Myth. 34.) Stellen an; Mone aber von den der nordischen Asen (oder Göttern) und der Kelten, bei welchen letztern ein besonderer Priesterorden von dem mythischen Kessel der Göttin Ceridwen bestand. In christl. Zeit wurden die Opferkessel den bösen Geistern und Hexen überwiesen, um das Volk desto mehr von dem früher verehrten Gegenstande abzubringen; daher kochen diese noch jetzt oft den Menschen gefährliche Zaubermittel darin.

Schon wurde die Möglichkeit erwähnt, daß der Name Ostritz (urkundl. 1240 Ostroz, Ostrosen, 1331 Ostrow) von der german. Göttin Ostara abstammen könnte, mit hinzugefügter slaw. Endigung durch daselbst ansässig gewordene wendische Einwohner, oder auch böhmische, da der ganze zittauische District bis 1635 stets zu Böhmen gehörte; doch muß auch der fast noch wahrscheinlichern Ableitung aus den slawischen Dialecten gedacht werden. So z. B. von einer insel- oder auch nur halbinselartigen Ortslage, (da die Reiße mehrere Biegungen macht, oder auch der muthmaßlich neuere Mühlgraben schon auf einem

frühern Flußarme beruht) von ostrow in fast allen slaw. Dial. Flußinsel, oder auch von halbinsel-artiger Lage gebraucht; (Deminut. ostrowec böhm. u. Adj. ostrowny; verwandt mit ostry, scharf, hervorragend); wovon zahlreiche Ortsnamen jener Art, auch Wostrow, Aster rc. abstammen. Oder auch von der dasigen alten Burg; ostrog, ostroża, in mehrern slaw. Dial. Verpallisadirung, Festung; (Adj. ostrożny, Demin. ostrożka) verwandt mit stroża, in den meisten Dial. die Warte, Wachthaus; wovon als Deminutiv, Adjectiv oder mit Vorworten od. auch deutsch. Worten verbunden, ebenfalls zahlreiche Ortsnamen im östlichen Deutschland vorkommen, Stroschütz, Straßberg, Straußfurth rc.

§. 5. Die Sage.

Um der Geschichte kampffesten Panzer
Schlingt sich der Sage lieblich' Gewand.

Dieß anerkennend, wird es den gütigen Leser nicht befremden, zuweilen auch Sagen, — Ueberlieferungen aus dem Munde des Volks ohne historische Gewißheit — in dieser Schrift zu historischem Zwecke aufgenommen zu finden. Ohne Sage kein Alterthum, ohne Alterthum keine Geschichte; jede Volksgeschichte beginnt mit Ueberlieferungen und an diese reiht sich die Sagenwelt an. Die Volkssagen vermögen oft die Lücken der Geschichte zu ergänzen, und zweifelhafte Nachrichten und Denkmäler zur größern Glaubwürdigkeit zu erheben. Sie gelten gleichsam als Hintergrund der Geschichte, allerdings nur als die unverbürgte Kunde von etwas früher Geschehenem, an wirkliche oder erdichtete Personen und Orte, oder an sonstige Verhältnisse geknüpft; sie sind aber dennoch, als geschichtliche und mythologische Ueberreste, oft genügende Zeugen von Ansichten und Thaten der Vorfahren, so wie der von ihnen erlebten Ereignisse in der Natur- und Menschenwelt. Zuweilen betreffen sie zugleich als fortdauernd angenommene, selbst auch als zukünftig gedachte Verhältnisse, nemlich Prophezeihungen. Die Sage ist das treuste Abbild der Geistes- und Gemüthsart, des Sitten- und Bildungsgrades, überhaupt des volksthümlichen Lebens in der Vorzeit, obschon sie, zumal aus dem Heidenthum stammend, vielleicht selbst aus einer orientalischen Heimath schon mit gebracht, die Vorfälle meist im romantischen Gewande zu schildern pflegt.

Viele zeigen von treuer Erinnerung an liebgewonnene uralte Götter, welche allerdings — bei der dagegen aufgedrungenen fremdartigen christlichen Religion nach damaliger Lehrart, mit steter Buße und zugleich Zehntenverpflichtung verbunden — von den Germanen und Slawen eben so wenig bald vergessen werden konnten, als die heitern, menschlich fühlenden, liebenden wie duldenden Götter Griechenlands und Italiens von den Bewohnern dieser Länder. Ueberhaupt fällt die Mythologie meist der Sage anheim, und erstere läßt sich ohne Beachtung der letztern fast nicht denken. Neben der eigentlichen germanischen, wie slawischen Götter-Region, den größern, mächtigern, meist allgemein ver-

ehrten Landes- oder Bezirks-Gottheiten geltend, gab es eine niedere Geister-Region, mit übermenschlichem Wesen, die zumal nur besondern Gegenden eigen waren. Nicht nur Thiere und Pflanzen, mit besonders hervortretenden nützlichen und schädlichen Eigenschaften wurden verehrt, sondern auch Hayne und Felsen, Flüsse und Bäche wähnte man durch geistige Wesen belebt, theils gütiger, theils unfreundlicher Art. Jene größern und eigentlichen Götter, — theils Natur-Gottheiten, gewaltige Naturkräfte personificirend, theils Helden-Gottheiten, wozu tapfre Anführer und Herrscher in späterer Zeit erhöht worden waren — galten bei manchen Nationen jedoch nur als Mittelspersonen eines dunkel geahneten, allmächtigen und Alles leitenden höchsten Gottes; bei andern aber als selbstständige, Böses und Gutes nach Belieben den Menschen zusendende Wesen, die man durch Opfer gewinnen konnte, wie noch jetzt bei manchen südlichen Völkern die christlichen Heiligen. Jene niedern Wesen waren, obschon auch zuweilen durch Opfer zur Gunst gegen den Menschen zu gewinnen, dennoch von weit geringerer Macht, oft jenen mächtigern unterthänig, und hatten nicht selten verborgene Schätze zu bewachen. Riesen bewohnten gewöhnlich die Gebirge, Nixen die Gewässer; beide meist von weit feindseeliger Natur, als das Heer der Elfen und Zwerge, der Buschweibchen und Erdmännchen in ihren Felsen, Höhlen und Haynen; diese dagegen, obwohl zuweilen zudringlich, launisch und eigensüchtig, doch nur feindlich gesinnt bei Spott und Verfolgung, und gegen den freundlichen Menschen sich vielmehr gefällig und nützlich erweisend, daher von diesen gern geduldet, und in manchen Fällen selbst gern gesehen. Als die Opferfeuer erloschen und die Götteraltäre zerstört waren, blieben deren Orte wenigstens noch von solchen Geistern bewohnt und dadurch in fortdauerndem Andenken, selbst zum Theil bis in die neuesten Zeiten, obwohl von den frühern christlichen Geistlichen als Wohnsitze des Teufels verketzert.

Ein mehr historisches Reich der Sage bildete sich durch Erinnerung an die frühern Großthaten einzelner Helden, wie ganzer Nationen, die, jeweiter sie von dem Erzähler in Raum und Zeit entfernt waren, mit desto ausgeschmückteren Zusätzen und in desto mehr romantischem Gewande fortgeerbt wurden. Menschen mit hoher Geistes- und Körperkraft, gestalteten sich in jener Ferne nicht selten zu Göttern und Riesen, dagegen die Ueberreste verdrängter Völker zu Zwergen, nur in einsamen Gebirgen und Wäldern noch Schutz findend. Während Manches dieser Sagen im Lauf der Zeit verloren ging, wurde dagegen, nach Geist und Geschmack phantasiereicher Wiedererzähler, manch Neues, und dem Rein-heidnischen oft auch Christliches mit eingemischt, oder auch eine Sage mit der andern, obgleich nach Zeit und Ort sich fern stehend, dennoch verschmolzen, so daß sich nicht selten ein wundersames und un-

erklärliches Ganze herausstellt. So zeigen die meisten der einen Sagengattung, der größern, als poetisches Ganze abgefaßten und in Schriften erhaltenen Heldensagen, und zwar weniger die nordischen der Edda ꝛc. als die altdeutschen, (z. B. das Niebelungen-Lied) von vielfacher Umänderung, ältere und neuere, heidnische und christliche Elemente umschließend; aber auch die der zweiten Abtheilung, die Volkssagen im eigentlichen, engern Sinn, in kurzer Erwähnung meist nur einzelne Personen und örtliche Vorfälle schildernd, und im Munde des Volks fortgeerbt, erhielten solche Umgestaltung, so daß selbst dem scharfsinnigsten Geschichts- und Alterthumsforscher es selten gelingt, die ursprüngliche Veranlassung von den spätern Zusätzen zu sichten. Demnach überrascht und fesselt ihre Einfachheit und Lebensfrische, ihre seltene Auffassung, ihre phantasiereiche Beziehung, den Zuhörer oder Leser und ein eigenthümlicher Reiz kommt insbesondere den heimathlichen Sagen zu statten. So wie der einst gepflegte Kindergarten, die Spielplätze und so manch' Anderes der fröhlichen Jugendzeit, noch in den späten Mannesjahren das Gedächtniß mit zahlreichen freundlichen Bildern erfüllen, so bieten uns die Sagen aus des Vaterlandes Jugendperiode manche angenehme Unterhaltung dar, und es ist wohl rathsam, solche kennen zu lernen, sich dadurch zu erfreuen nud zugleich die historischen Forschungen zu verannehmlichen, welche, bei ihrem ernstern Charakter, solcher Abwechselung oft bedürfen möchten.

Doch nicht blos das mythische und historische, sondern auch das moralische Element der Sagen, verdient eine aufmerksame Beachtung; zumal tritt das letztere in dem Volksmährchen hervor; denn durch das beigemischte Wunderbare streift die Sage mehr oder weniger in das Gebiet der Mährchen mit deren vielartig gestalteter Wunderwelt. Aus beiden ergiebt sich meist der sittliche Sinn des Volks, nur daß das Mährchen auf reiner Dichtung, und die Sage zumal auf Ueberlieferung und einigem, wenigstens muthmaßlich geschichtlichem Grunde beruht, und letztere daher zwischen dem Mährchen und der Geschichte mitten inne steht. Während die christliche Religion ihren Bekennern zugleich die reinste Moral lehrt, und auferlegt, galt es bei dem heidnischen Gottesdienste meist nur der Verehrung der göttlichen Wesen in so fern, als sie den Menschen schützen, ihnen Gutes zufügen, das Böse aber abwehren sollten. Der Sage und dem Mährchen, nebst dem Volksliede, war es daher anheim gegeben, sittliche Begriffe zu verbreiten und weise Rechtssprüche der Zukunft zu erhalten. Daher handeln viele von der glücklichen Bekämpfung böser Mächte, bei guter Absicht und verständiger Ausdauer; vom unverhofften Glücke, nur dauerhaft bei edlem Gebrauche; von den üblen Folgen der Undankbarkeit, Unredlichkeit, Unzufriedenheit, des Neides, ꝛc. und dagegen dem Lohne der treuen Liebe, Unschuld, Rechtschaffenheit, u. dergl. m. Da-

her war jenen Volksdichtungen in der Vorzeit, im Bezug auf die gemüthliche Bildung, eine hohe Wirksamkeit angewiesen, welche die christliche Cultur später weniger erforderlich machte.

Die ächte Volkssage aus fernen Jahrhunderten einer einfachern Lebensweise, ist zugleich meist freundlicher und ansprechender Art, nicht grausenhaft und furchterregend, wie die Gespenster- und Spuk-Geschichten neuerer Zeit, mit welchen der Verfasser die Leser auch verschonen wird, da hier nur poetische Volks-Erinnerungen aus der Vorzeit zur Sprache kommen, deren geistige Wesen uns zu fern stehen, als daß sie, — und selbst das kindliche Gemüth nicht, — mit Furcht erfüllen könnten. Ebenso wenig verdienen die nachgebildeten Sagen-Erdichtungen neuerer Zeit der Beachtung, sondern nur die wahren Volkssagen, nehmlich die, welche im Volke entstanden und in ihm fortlebten und in denen sich der volksthümliche Geist klar ausspricht. Doch die meisten ächten sind schon längst im Munde des Volkes verklungen; um so erfreulicher ist daher der kürzlich neuerwachte Eifer, solche noch möglichst zu sammeln, und zugleich auch der volksthümlichen Poesie des Mittelalters nahe Beachtung zu schenken, die ebenfalls gleiche historische und gemüthliche Beziehungen im reichen Maaße darbietet, und wobei, den rechten, kritischen, Weg zu zeigen, zumal die Gebrüder Grimm sich vieles Verdienst erworben haben. In Hinsicht der noch auf neuere Zeit fortgepflanzten Sagen, sind es besonders Hirten- und Jäger-, wie Fischer- und Schiffer-, auch Bergmanns-Sagen, welche sich am längsten erhielten, und wo sonst ein mehr einsam zu betreibendes Geschäft zu deren Forterben auf jüngere Genossen Veranlassung gab, bei welchen zumal ein günstiger, oft freundlichen Geistern zugeschriebener, Zufall zum Gelingen mitwirkt, und daher um so mehr einem gemüthlich-poetischen Gefühle, zu immer erneuetem vertrauensvollem Hoffen und Harren, reiche Nahrung gewährt wird. Anmerk. I.

Die ächten Volkslieder, von Männern des Volks, oder doch im volksthümlichen Geiste früherer Zeit gedichtet und im Volke von Enkel zu Enkel fortgeerbt, gehören, in so fern sie Sagenstoff, obschon in Gesangform, darbieten, selbst zu den Sagen; sie erhielten sich um so leichter, da sie in jener Form das Gedächtniß mehr zu unterstützen, das Gemüth weit mehr, als in prosaischer Abfassung, anzuregen geeignet waren. Doch dienen diese, meist dem Mittelalter angehörigen Lieder, selbst ohne jene historische Beziehung, zur Charakteristik der Sitten und des gemüthlichen Volkslebens früherer Zeiten überhaupt, und sind daher für die Culturgeschichte wichtig; dabei wird es auch den slawischen, selbst entfernterer Länder gelten, weil sie über zahlreiche, mit den vaterländischen verwandte Verhältnisse Aufschluß gewähren können. Das Volkslied ist vorzüglich in südlichen und mitteldeutschen Gegenden heimisch, zumal in Gebirg

und Thal, wo das Echo melodisch wiederhallt; die Sage erhielt sich noch eher in den nördlichen Gegenden mit ihren ebenen Korngefilden und sandigen Niederungen; beides überhaupt meist nur da, wo die gesteigerte Bodencultur die ursprüngliche Oertlichkeit, mit ihrer, den poetischen Sinn mehr nährenden Abwechslung, ihn noch nicht zu sehr verdrängt hat. Daher ist jener Sinn den mindergebildeten, mehr naturgemäß lebenden Nationen besonders eigen, weshalb auch bei den slawischen sich zahlreiche gemüthliche Volkslieder, nebst der Liebe zu einfachem, oft im Mollton übergehenden Gesange und lustigem Reigen, fort erhielten und noch sorgsam gepflegt werden. — Sagen und Lieder, als die eigentliche Volkspoesie (und später die Legenden), bildeten die *Geschichts-* und *Religions-Bücher*, die Mährchen aber die *sittliche* und zugleich *Roman-Lectüre*, die Sprüchwörter dagegen die *Lebensphilosophie* und *Rechtslehre* der Völker der Vorzeit, und dieß Alles war des Volkes *Richtschnur*, *Trost* und *Freude*. Anm. II.

Anm. I. *Die deutschen Volkssagen* theilen sich in: 1) mythologische oder Göttersagen, worüber besonders Grimm's Mythologie belehrt; zum Theil zugleich verbunden mit 2) den historischen Stamm- und Heldensagen, worüber z. B. Grimm's deutsche Heldensage 1829, die neuern Ausgaben u. Erläut. des Nibelungenliedes von Zeune, 2. Aufl. 1836, Hinsberg, 4. Aufl. 1838, Schönhut (Klage 1839), Lachmann 1826, Simrock 1828, Beta 1840, Marbach 1840 ꝛc. Ferner die einzelnen Sagen von Siegfried, Dietrich von Bern u. seinen Helden, Onit, Hug- u. Wolf-Dietrich u. and. Kämpen jener Zeit, muthmaßlich schon theilweise im 5. Jahrh. im deutschen Boden gewurzelt, wenn auch erst später u. selbst erst im 12. u. 13. Jahrh. gesammelt u. in jetziger Gestalt verfaßt; ferner das Hildebrands-, das Ludwigslied u. and. vom 8. u. 9. Jahrh. an. Dabei werden, wegen unbestreitbarer Verwandtschaft der deutschen und nordischen Sagen, auch letztere zu vergl. seyn, nach Legis Fundgruben 1829, Müller's Sagen-Bibliothek 1816, die Edda von Rühs 1812, v. Hagen 1814, Studach 1829 ꝛc., Mohnike's Fritjofs-Sage 1839, Hagen's nord. Heldenromane 1828, Grimm's dän. Heldenlieder 1811 u. so And. Selbst die englischen Sagen werden einige Rücksicht verdienen, wegen Einwanderung der Angelsachsen, Dänen u. Normannen in Großbritannien, u. überhaupt des nahen Zusammenhanges der keltischen u. german. Verhältnisse; 3) Volkssagen im engern Sinne, im Munde des Volkes fort erhalten, und zwar einzelnen Vorfällen und andern Gegenständen geltend u. meist an einzelne Orte geknüpft. Im Geiste der Gebr. Grimm (deren deutsche Sagen 1816) sind z. B. abgefaßt und daher ebenfalls beachtungswerth: Büsching's Volkssagen 1812, gleiche von Otmar 1801 (besond. den Harz betr.), Bechstein's thüring. Sagenschatz 1837 u. B. 3. mit einer trefflichen Abhandl. über den ethischen Werth der Sagen, Börner's Sagen des Orlagaues 1838, Temme's altmärk. Sagen 1839, dess. pommer. 1840 u. ähnl. Samml.; ferner die deutsch. Sagen v. Rothnagel 1839, Bube ꝛc. Hierbei verdienen nicht minder die benachbarten Länder nahe Beachtung, so auch: Mythologie der Feen u. Elfen, aus dem Engl. v. Wolf m. Kupf. 1828, meist alle Länder, zumal die nordischen umfassend. Oft sind solche Samml. auch ohne Erläuterungen, nur als neue Gedichte abgefaßt, u. daher meist ohne histor. Zweck, manche nur zur gewöhnlichen Romanen-Lectüre bearbeitet. — Samml. sächs. Sagen z. B. die von Ziehnert 1839, Segnitz 1840; lausitzische v. Gräve 1839, voigtländ. v. Hager 1840, erzgebirg. v. Dietrich 1825, u. ders. mit Textor 1822, Dietrich's Erzstufen 1830, Schilling's Geister des Erzgeb. 1816; schlesische Sagen v. Peschel 1830, Münzberg 1829, Gödsche 1840; Büsching's Schlesienthal u. so die besondern vom Riesengebirgs-Geiste, dem Rübezahl 1821 ꝛc.; böhmische v. Gerle 1819, Woltmann 1815, 1821 u. so and. deutschen Gegenden, deren Nennung hier zu weit abführen würde; Böhmen besitzt zumal zahlreiche histor.-romantische Sagen vom

Herzog Krok u. seiner Tochter Libussa u. deren Freundin Wlasta an, bis in's Mittelalter zum heil. Nepomuck.

Anm. II. In Hinsicht der Volkslieder ist auf die Sammlungen von Büsching u. Hagen 1807, Arnim u. Brentano (das Wunderhorn 1808), von Wolf 1830, Soltau 1836, Erlach 1838 ꝛc. hinzuweisen; zumal ist der Talvj Versuch einer Characteristik der Volkslieder der german. u. außereurop. Nationen 1840 zur Lectüre zu empfehlen; so auch deren Volks-L. der Serben 1835 u. so and. slaw. V.-L. Sehr verdienstlich ist die jetzt erfolgende Herausgabe lausitzisch-wend. Volkslieder mit Noten von Haupt ꝛc., durch Vermittelung der Oberlaus. Gesellsch. der Wissensch. zu Görlitz. Ebenso ist wichtig die, von Hanka aufgefundene Königinhofer Handschrift altböhm. Lieder (2. Aufl. 1829) mit vielen Andeutungen heidn. Lebens und Glaubens. Oefters sind auch slaw. Sagen u. Lieder in der Zeitschr. Ost u. West (Prag 1837) mitgetheilt.

Das Volksmährchen führt noch weiter als die Sage zurück; es spielt die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens mehr in das Romantische, in das Phantastische herüber, indem es uns in eine Wunder-, in eine Unschuldswelt einführt, gleichsam in die früheste Zeit der jugendlichen Schöpfung, wo noch Götter u. Zauberer mit den Menschen verkehrten u. die ganze Natur belebt, Thieren u. Pflanzen die Sprache verliehen war; (wenn nur zur moral. Belehrung gedichtet, Fabel genannt). Als Musterschrift gilt der Gebr. Grimm Kinder- u. Haus-Mährchen, 4. Aufl. 1839; auch für Erwachsene sehr ergötzlich. Die Legenden schildern wunderbare Vorfälle aus der christl. Mythologie u. beruhen meist auf kirchlicher Tradition (Döring's deutscher Legendenschatz 1840). Die ächten Romanzen u. Balladen u. ähnliche Gedichte des frühern Minnegesanges u. spätern, aus diesem entstand. Meistergesanges vermögen nicht minder manche Aufschlüsse über der Vorfahren Liebe u. Leben im Mittelalter darzubieten, weshalb auch deren Erwähnung u. die Hinweisung auf die Schriften über mittelalterliche Poesie hier nicht fremdartig erscheinen kann, so wie überhaupt auf die Werke über deutsche National-Literatur von Wachler ꝛc., zumal über die deutsche Poesie früherer Zeit von Rosenkranz 1832, Gervinus 1838, und die Samml. alter Dichtungen, z. B. die Bibliothek deutsch. National-Lit. v. Maßmann, Mone ꝛc. seit 1835; (und, wer nur Gedicht- u. Sprachproben wünscht v. Dillschneider 1826, Künzel 1837, Lachmann 1835, Nodnagel 1837 ꝛc., zumal Wackernagel 1839, mit Gedichten vom 5. bis 15. Jahrh., und Roth's Denkmäler der deutsch. Spr. vom 8. bis 14. Jahrh. 1840.)

§. 6. Zwerg-Sagen in der Gegend um Zittau.

Nach der religiösen Ansicht unserer Altvordern gab es, wie im vorigen §. schon erwähnt, außer den obern Göttern noch andere, mindermächtige, gleichsam ein besonderes Geisterreich bildende Wesen, denen theils gute, theils üble Einwirkungen auf den Menschen, überhaupt übermenschliche Kräfte, Unsichtbarmachen, Gewährung von Schätzen u. dergl. eigen waren. Eine Gattung derselben sind die Zwerge, kleine, wenige Fuß, oft nur Zoll große, in Bergen, Wäldern, Quellen sich aufhaltende Wesen, welche in manchen Gegenden auch Wichtlinge, Heimchen, Erdmännchen, Ludchen ꝛc., in der Zittauer Gegend meist Querxe genannt werden. Besonders werden kleine Höhlen und Felsenspalten als ihr Aufenthaltsort angenommen, so die Zwerg- und Wichtlings-Höhlen am Harz, in Thüringen ꝛc., auch ein Querxloch auf dem Prudelberge bei Stohnsdorf in Schlesien. In Pommern heißen sie: Unterirdische, auch Uellerkens. Vergl. Anm. I. mit der Erläuterung von Querx aus Zwerg.

Die Querxe sind früher besonders in der Zittauer Gegend zu Hause gewesen, z. B. am Breitenberge bei Haynewalde, wo ein Querxloch und

ein Querxbrunnen, bei Dittersbach rc., und man konnte sie da oft beobachten, wie sie aus- und eingingen, lustig und güter Dinge waren und allerlei Kurzweil trieben. Sie wurden in frühern Zeiten allgemein geglaubt, selbst noch in neuerer Zeit von dasigen Landleuten, die solche gesehen zu haben, oft ernstlich versicherten. Daß es deren aber wirklich gegeben habe, ist auch gedruckt und geschrieben zu lesen. So heißt es z. B. in einer gedruckten Angabe aus einer alten Handschrift über den Eigenschen Kreis, von Dittersbach: „Die Einwohner melden, daß vor der Zeit, ehe die große Glocke gegossen worden, so geschehen 1514, im Dittersbacher Berge Zwerge gewohnt haben; sie sind oft in das Dorf kommen, und haben sich in die Häuser und Stuben verfügt, also daß die Leute ihrer gar gewohnt gewesen. Nachdem aber die große Glocke gegossen und geläutet worden, hat sie der harte Schall des Erzes, welchen sie nicht erdulden können, vertrieben, so daß man derselben keins mehr gespüret hat.“ — Die Zwerge in dieser Gegend waren übrigens nicht bösartig, wenn man ihnen nicht selbst feindlich begegnete, sie verspottete oder sonst beleidigte; sie standen vielmehr mit den Landleuten in gutem Vernehmen, wenn auch zuweilen ein neugieriges, genäschiges, launenhaftes Wesen an ihnen zu bemerken war. Sie wurden zumal dann lästig, wenn sie zu oft in die Häuser kamen, um sich heimlich Brod zu holen; letzteres unterblieb aber, als man deshalb Kümmel unter das Brod buk, den sie nicht vertragen konnten. So wie sie zuweilen den Menschen Geräthe liehen, so erborgten sie sich auch solche, wofür sie, wie für alle ihnen geleisteten Dienste, ein Geschenk ihrer Art gewährten, das, verständig benutzt, manchen Vortheil brachte. Auch nahmen sie gern an Schmäusen Theil und besuchten die Wochenstuben, doch immer in bescheidener Weise und gewöhnlich nicht ohne Geschenke. In manchen Gegenden aber traute man ihnen nicht recht, weil sie kleine Wochenkinder zuweilen mit Wechselbälgen vertauscht haben sollen, die sich in spätern Jahren durch Stumpfsinn und krankhafte Körperbeschaffenheit auszeichneten; doch wenn die Kinder getauft waren, konnten sie ihnen nichts mehr anhaben. Sie wanderten meistens aus, als die Kirchen mit Glocken versehen wurden, und wollten wiederum zurückkehren, wenn diese wieder abgeschafft seyn würden; manche sollen es auch mit den Worten zugesagt haben: „Wann Sachsenland käm wieder an Böhmerland.“ Die Zwerge am schon erwähnten Breitenberge hat ein dasiger, dafür reichlich belohnter, und zum reichen Manne gewordener Bauer, tief in das böhmische Gebirge hinein, auf einem Wagen fortgefahren; dieser war so voll davon, daß an allen Leitersprossen, und selbst zwischen den Radspeichen, Zwerge in zahlloser Menge gesessen haben.

Eine besondere Eigenthümlichkeit, um welche sie von den Menschen oft beneidet wurden und wohl noch werden, ist die Kunst, sich unsichtbar

zu machen, welches gewöhnlich durch eine aufgesetzte Nebelkappe erfolgte; nur ein Beispiel sey hier erwähnt: Einst hörte ein Querx des Breitenberges, wie ein Bertzdorfer Bauer, der nicht weit davon ackerte, von seiner Frau nach Hause gerufen wurde, um sich zu einer Hochzeit umzukleiden. Dieß veranlaßte den Querx und seine Kameraden, die Gelegenheit zu benutzen, um sich einmal einen guten Tag zu machen. Eine Menge kamen aus dem Querxloche hervor und einer nach dem andern rufte: „Gieb mir mein Käppel heraus!“ Ein dabei mit Ackern beschäftigter Bauer bemerkte dieß und rief endlich ebenfalls, ihm sein Käppchen herauszugeben. Es geschah auch und ein Zwerglein sagte ihm, daß er getrost mit ihnen zum Hochzeitschmause nach Bertzdorf gehen könnte, weil, so lange er jene Kappe aufhabe, er auch von den Hochzeitgästen nicht gesehen werde; essen und trinken möge er nach Belieben, nur dürfe er durchaus nichts einstecken. Der Bauer ging mit und ließ sich, völlig unsichtbar, Alles wohlschmecken. Als der Schweinsbraten an die Reihe kam, konnte er aber doch der Lust nicht widerstehen, ein Stückchen für seine Frau und Kinder einzustecken; doch kaum war es geschehen, so riß ihm ein Zwerg das Mützchen vom Kopfe und er saß nun, den Hochzeitgästen sichtbar, mitten unter ihnen in seiner Alltagskleidung am Tische. Man staunte nicht wenig, und als er die Ursache des Mitkommens, und daß auch noch Zwerge zwischen jeden zwei Gästen säßen, erzählt hatte, war es den letztern erklärlich, daß jede Schüssel immer sobald ausgeleert und auf der Hochzeit so äußerst viel gegessen worden sey. Doch der Hausvater zürnte nicht, bat vielmehr den Bauer auch den andern Tag zu Gaste, und obwohl dieß nicht bei den Querxen geschehen war, so merkte man dennoch ihre Gegenwart an dem wiederum sehr sichtlichen Abnehmen der aufgetragenen Speisen.

Es ist indeß meistens nur von männlichen Querxen und Zwergen die Rede; als weibliche Wesen dieser Art erscheinen zumal die Busch- oder Holzweibel, deren es sonst in der Zittau'schen Gegend ebenfalls viele gegeben hat, und wohl noch giebt, da wenigstens von ihrem Wegzuge nichts bekannt ist. Besonders in der Gegend zwischen Haynewalde und Spitzkunnersdorf, bei Großschönau, Dittersbach, Oberwitz, Cunnersdorf rc. hat man sie oft bemerkt, mit einem Korbe Holz oder mit solchem in der Schürze; auch spinnend und strickend im Busche, an Kreuzwegen rc. Einst hütete eine Kuhhirtin am Buschrande das Vieh und spann, da bittet ein Buschweibchen sie zu kämmen, wofür sie — denn sie belohnten gern die ihnen erzeigten Dienste — ihr auch eine Spille voll spinnen wollte; beides geschieht. Als nun des Abends die Hirtin das Garn abweift und ein Strähn, ein zweiter, ein dritter geweift und noch mehr vorhanden ist, ruft sie aus: „der Donner, das hat auch gar kein Ende!“ und siehe da, die Unverständige hat ihren Lohn weg, denn

das Garn ging bald aus. Ueberhaupt durfte man bei solchen, öfters als Geschenk von ihnen gewährten Knäulen nicht das Ende aufsuchen, weil es dann bald zu finden war, während der Knaul, ohne daß danach geforscht wurde, fortwährend aushielt. Ein gleicher Dienst wurde von einem andern Buschweibchen durch eine Schürze voll Laub belohnt; doch als die Hirtin dieses als unnütz weggeworfen hat, und, nach Hause gekommen, an ihrer Schürze noch ein Goldstück bemerkt, sieht sie ein, was sie wegwarf, konnte aber das Weggeworfene nicht wieder finden. Ein am Forste bei Spitzkunnersdorf pflügender Bauer sieht die Buschweibchen eifrig mit Anstalt zum Kuchenbacken beschäftigt, und bittet endlich, ihm auch einen solchen zu backen; sie versprachen es, und er fand den Morgen darauf einen schönen Kuchen auf einem Ackerraine. — Erlangter brieflicher Mittheilung zu Folge, wird dieselbe Sage von dem geschenkten Golde, das als Laub erscheint und verschmäht wird, von Querren am Dittersbacher Berge erzählt; gleiches aber auch von Zwergen und ähnlichen Geistern anderer Gegenden, wie denn überhaupt alle solche Sagen fast in ganz Deutschland verbreitet sind, obschon mit mancher Veränderung nach localen und nationellen Verhältnissen. Vergl. Anmerk. II.

Jenes Unsichtbarmachen der Zwerge, die an ihnen fast allgemein bemerkte Gutmüthigkeit, wie das Geräthborgen und Schätzebewahren (wovon oft Gold als Holzspähne, Laub, Kohlen ꝛc. von ihnen verschenkt wird) und endlich das Auswandern, sind die charakteristischen Züge fast aller Zwergsagen, nicht nur in sächsischen, sondern auch in andern deutschen Gegenden, und wer Gefallen daran findet, einige der auswärtigen zu vernehmen, wird die Anm. III. nicht überschlagen, zumal da sich auch zugleich einige Namen von Zwergen ergeben werden, die wenig bekannt seyn möchten.

So wie früher allgemein, so herrscht noch theilweise in vielen Gegenden der feste Glaube an die Zwerge; so z. B. ist es noch kürzlich mehrfach bei den lausitzischen Wenden vorgekommen, daß sie sich weigerten, bei alterthümlichen Nachgrabungen hülfreiche Hand zu leisten, um, nach ihrer Meinung, die Lutki nicht zu stören, wie jene von ihnen genannt werden, und von denen sie zumal die heidnischen Grabhügel bewohnt und die Näpfchen darin benutzt glauben. Uebrigens sind entweder die Geister jetzt meistens nicht mehr so friedlich, wie einst, gesinnt, oder — die Jetztzeit weiß sich nicht mehr jener freundlichen Ansicht von der Geisterwelt hinzugeben, wie das Heidenthum. Wenn Menschen jetzt mit ihnen in Berührung kommen, giebt es nicht selten Mißhandlungen oder Schreckhaftes zu sehen. So wollten z. B. vor nicht langer Zeit einige beherzte Leute im Dittersbacher Berge nach dem daselbst verwahrten Schatz graben, und schon sahen sie ihn; da rief einer — wider die allbekannte Maaßregel, beim Schatzgraben nicht zu sprechen — „Hebt"! und sofort war der

Schatz verschwunden und der Voreilige kam, wegen erhaltener Schläge, nur mit einem blauen Auge davon; spätere Schatzgräber mußten ihr Vorhaben wegen entstandenen furchtbaren Sturms aufgeben, und ein anderer, vor noch nicht zwei Decennien, der sich durch Unwetter nicht abhalten ließ, wurde durch einen Dämon so erschreckt, daß er Wochenlang krank lag. Daher erscheint es am gerathensten, ihnen, ohne dringende Aufforderung, die Schätze zu lassen, und sich mit der Erforschung des Ursprungs der Sagen zu begnügen.

Die Zwergsagen zeugen meist von einer Zusammensetzung in verschiedenen Zeitperioden. Einen Haupttheil bilden dabei öfters die Erinnerungen an unterdrückte und deshalb in Gebirgen, Wäldern und Höhlen verborgen gewesene Ueberreste einer verdrängten oder ausgewanderten Nation, und zwar verschiedenen Stammes von den herrschenden übrigen Bewohnern der Gegenden; daher ihr öfteres Verschwinden, vielleicht vor feindselig gesinnten und der Verkehr nur mit freundlichen Menschen, gegen welche sie sich wiederum dankbar bewiesen; daher auch das gegenseitige Leihen von Geräthen und so Aehnliches. Besiegte und unterdrückte Nationen werden, im Vergleich zu den Herrschern, gewöhnlich von kleinerer Figur, ängstlichen und furchtsamen Charakters gedacht, und schrumpfen nach und nach zu Zwergen zusammen, je weiter die Sage sich in neuere Zeiten fortpflanzt. So betreffen z. B. die im Harz, in Thüringen, im reuss. Voigtlande rc. herrschenden Sagen vom Wegziehen der Zwerge unbezweifelt die letzten Bewohner wendischer Colonien, deren Begründer erst zugelassen wurden, um wüste Plätze zu cultiviren, bis später, nach steigender Bevölkerung der Deutschen, die wendischen Einwohner so gedrängt und unterdrückt wurden, daß sie sich verbergen oder wegbegeben mußten. Die in der Anm. III. erwähnte Sage vom Wegzuge der Zwerge aus der Gegend von Wendenhausen am Harz scheint dieß recht klar zu erweisen, wo wohl unbedenklich die Wegziehenden als Wenden anzunehmen sind. In Bezug auf die sächs. und zumal oberlausitzischen Gegenden möchte dagegen bei den Querxen weniger auf Slawen zu schließen seyn, weil auf der einen Seite jener gebirgigen Grenzgegend ohnedieß Wenden, auf der andern Böhmen sich forterhielten, sondern, wie schon bei den Feensmännel-Berg erwähnt, eher auf germanische (und möglicherweise selbst noch frühere) Bewohner. Auch bei den hier genannten Sagen wird die Erwähnung des, die christliche Religion bezeichnenden Glockenschalls, als Ursache des Wegzuges, so wie die zugesagte Rückkehr nach deren Wiederabschaffung mit dem zugleich prophezeiten Wiedereintritt guter Zeiten, als ein späterer Zusatz anzunehmen seyn, wie denn auch bei manchen solcher Sagen der zur Auswanderung nöthigenden Glocken nicht gedacht ist. Als ein noch späterer Zuwachs erscheint das Versprechen der Wiederkehr, wenn die Oberlausitz wiederum an Böhmen gelangen würde; dieser kann nur nach dem Jahre 1623 erfolgt

seyn, da in demselben erst die Verpfändung jener frühern böhmischen Provinz an Sachsen geschah, und zumal die Zittau'sche Gegend früher stets zu Böhmen gehörte. Ein ähnlicher Zusatz bei den erzgebirgischen Sagen ist das Versprechen der Zwerge, nach Abschaffung des Bergbaues zurückzukehren, dessen Hämmern und Klingeln sie wahrscheinlich ebenfalls störte — oder wohl nur die durch denselben weiter verbreitete Cultur dieser gebirgigen Gegend. Die ebenfalls Anm. III. mitgetheilte Erzählung von der Einwanderung der Perchta (Bertha) im Orlagau und ihrem spätern Abzuge scheint offenbar auf die Anwesenheit einer gütigen, um das Ackerbauwesen verdient gewordenen heidnischen Gottheit hinzudeuten, und sollte mit der feindseligen Frau (oder Göttin) Holle und ihrem Nachtjägerzuge ebenso wenig vermischt, oder für gleichbedeutend angenommen werden, als die Frau Venus mit der letztern. Dagegen haben sich die oberlausitzischen Zwergsagen, und andere im nördlichen Deutschland, von Unholden, wie die Frau Holle und das wüthende Heer, meist frei erhalten, und in ihnen spricht sich das Gutmüthige und Drollige der Zwerge besonders aus; welche poetische Ansicht vielleicht Veranlassung gab, schon seit dem Mittelalter menschliche Zwerge an die Fürstenhöfe zu ziehen, wo sie nicht selten bedeutende Rollen spielten. Der nothgedrungene Abzug jener Perchta läßt das dadurch angedeutete Verdrängen des Heidenthums recht sichtlich erschauen, denn der so ernste Fremde, welcher die Leute vor den Heimchen, den fröhlichen Geistern der Heiden warnt, und der nicht lachte und sich nicht freute, war unbezweifelt die christliche Religion in ihrer damaligen Gestalt. Der Bedeutung der von den Zwergen bewachten Braupfanne als Opferkessel wurde im §. 4. gedacht. Ebenso reicht die in den Zwergsagen enthaltene moralische Belehrung tief in das Heidenthum hinauf, wo letztere noch durch Sagen und Lieder verbreitet zu werden pflegte, und geht zugleich in das Mährchen und seine Wunderwelt über, wie bereits §. 5. bemerkt. Denn offenbar sollen jene, auf eine Urzeit deutenden feenartigen Geschenke, z. B. die als Laub erscheinenden Goldstücke, zur Zufriedenheit ermuthigen, auch bei geringscheinenden Werthe; der Zwirnsknaul, der zu Ende geht, wenn man das Ende begierig sucht, zum beharrlichen Fleiße mit Ueberwindung der Neugierde; das Sichtbarwerden bei Gastmählern zum bescheidenen Genusse und so Anderes mehr, welches dem geehrten Leser zur eignen Erläuterung überlassen bleiben kann. Und so erblicken wir im Zwergmährchen, nach Lösung des historischen Elements, noch ein ethisches, oder, wenn man will, sittliche Grundsätze, welche in jenen fernen Zeiten zur belehrenden Sage gestaltet wurden, als der christliche Gottesdienst noch nicht seine beseligenden Lehren spendete. Von jenen Sagen mit ihren Wundergeschenken wurden unbezweifelt viele — nebst dem damit verwandten Zauberglauben und dunkler Ahnung einer frühern mährchenhaften Unschuldswelt, wo Alles in der Natur von geisti-

gen Wesen belebt war — bej der Einwanderung der europäischen Nationen schon aus dem Orient mitgebracht; dieser aber gilt recht eigentlich als das heimathliche Mährchenland, und zugleich als der einstige, der Mährchenwelt bedürftige Kindheitsgarten jener Völker. Nur mittelst eines solchen weit zurückgehenden Blicks werden jene, und so andere ähnliche Volkssagen und Mährchen, richtig zu deuten seyn.

Anm. I. Der oberlausitz. Name Querr, für Zwerg, ist leicht erklärlich; zw, dw, qu, ersetzen sich in verschied. Dialecten gegenseitig; daher zwerch und quer gleichbedeutend. Im Thüringer Wald: Querlich, anderwärts auch Querch 2c. für Zwerg; althochdeutsch: tuerc, mittelhochd. twerc, angelsächs. dverg, nordisch dvergr (nach Grimm u. And.) Ein s wird in manchen sprachl. Beziehungen oft beigefügt und eingeschoben, wie z. B. erlugen, erluchsen 2c. Rector Anton in Görlitz hat 1834 ein sehr lesenswerthes Programm über die Querxe herausgegeben, von denen, wie von and. oberlausitzischen Sagen u. deren Liter. auch Diac. Pescheck in s. Gesch. d. O. Lausitz. Poesie, im Lausitz. Magazin 1836 handelt. Solche Sagen sind ferner mitgetheilt in dems. Mag. 1838. S. 91. 378. u. 1839. S. 232, u. Büsching's wöchentl. Nachrr. 1817. II. mit oberlaus. Sagen v. Pescheck. Der Volkssagen v. Ziehnert, Segnitz, Gräse 2c. wurde schon gedacht, so wie and. Schrr. über diesen Gegenstand §. 5. — In der Nieder-Lausitz, im Voigtlande u. manchen and. Gegenden heißen die Zwerge auch Heimchen; in ersterer auf wendisch Ludki, d. i. Leutchen, denen dort meist die Bewohnung von kleinen Hügeln u. von Wäldern, zumal aber der Urnengräber, so wie die Fertigung und Benutzung der darin gefundenen Geräthe zugeschrieben wird. Das wend. ludk, Zwerg, abzuleiten (wie ludek, ludczek, poln. ein armes Menschchen) von lud, lid, in mehr. slaw. Sprachen Leute, Volk; (wohl aus dem Deutschen entlehnt oder wenigstens mit diesem urverwandt). Solche Zwerge, Erdmännchen, werden wend. auch koltki genannt, vielleicht von Kobold (Hausgeist) entsprungen. Ebenso werden, der Angabe der Umwohner zu Folge, auf dem Krulikenberge bei Tröbitz unweit Dobrilugk, mehrere kleine Hügel mit Urnen von Lutki's bewohnt; nur Schade, daß der Verf., als er im J. 1828 daselbst jene ausgrub, keinen der letztern bemerkte, weil er ihn sonst dem Leser, und gewiß als etwas Seltnes, in Abbildung mitgetheilt haben würde. (Vergl. Abend-Zeit. Einheimisches 1828. N. 9. Sept.). Manche niederlaus. Orte heißen davon: Ljutkowa Gora, Ludkenberge. In Thüringen und Hessen, wo man sie meist Wichtlein nennt, (von Wicht, Geschöpf, Wesen, zumal ein ärmliches), leben sie in Wichtleins-Höhlen. In Bezug auf den im Allgemeinen mehr gutmüthigen Charakter in Deutschland spielen sie in der nordischen Mythologie eine meist davon abweichende Rolle, getrennt in weiße u. schwarze, nehmlich gute u. böse Elfen. Die §. 5. erwähnte Mythologie ders. aus d. Engl. handelt weitläufig darüber. Der Glaube an die Elfen u. Zwerge ist seit uralter Zeit in Deutschland, wie im ganzen german. u. keltischen Norden (den brittischen, scandinav. u. niederländ. Reichen) verbreitet.

Anm. II. Am Breitenberge zwischen Bertzdorf und Haynewalde waren die Zwerge besonders häufig beim Querxloche (vielleicht einem alten Schachte), ebenso wie sie oft aus dem Querxbrunnen, am Fuße desselben, mit hervorquollen. Nicht minder fanden sich deren auf dem bei Dittersbach liegenden Knorr- (oder Bitterlings-) Berge, einem Basaltfelsen in Säulenform mit kleinen Spaltungen (wie in Leske's Reisen S. 479. abgeb., der auch von dasigen halbgeschmolzenen Granitstücken spricht; wohl ebenso wenig vulkanischen Ursprungs, wie die auf dem Löbau'schen Berge, vergl. §. 8., weshalb nähere Untersuchung räthsam wäre). Es ist sehr natürlich, daß diese seltsame Steinbildung für Zwergwohnungen gehalten wurden, wie denn überhaupt die äußere Form der Felsen meist zur Wahl von Opferorten und daran geknüpften Sagen veranlaßte. Auch wird von einem in der Christ- oder Johannis-Nacht zu hebenden Schatze auf demselben Berge gesprochen, so wie von einem früher dasigen Schlosse, obwohl sich jetzt nichts mehr davon entdecken läßt, und eben auch wohl nur seinen Grund in der allgemeinen Annahme hat, daß der Berg einst zu höherm Zwecke als jetzt benutzt wurde. Doch soll vor etwa 40 Jahren Mauerwerk von einer Art Vorkeller sichtbar gewesen seyn. Aehnliche Zwergsagen giebt es vom Riese- oder Quärgel- (Querx) Berge u. and. derselben Gegend.

Anm. III. Nachtrag zu den Querx- od. Zwerg-Sagen. Zu dem Besitzer der am Berge bei Dittersbach in der Oberlausitz gelegenen Halbhufe kommt einst, während er ackert, ein Zwerg u. bittet es Hübel (einem weiblichen Zwerg) zu sagen, daß Habel (ein männlicher Zwerg) gestorben sey; als der Bauer diesen ihm sonderbaren Vorfall beim Mittagsessen erzählt, kommt ein bisher nie bemerktes Weiblein aus einem Winkel der Stube zum Vorschein, eilt wehklagend zum Hause hinaus, und den Berg hinauf, ohne daß man es je wieder gesehen hat. (Jener beiden Namen Ursprung möchte eine Aufgabe für Sprachforscher seyn).

Oft hielten sie auch kleine Gastmahle unter sich. Auf die Bitte eines Querxlein, ein solches in der Wochenstube veranstalten zu dürfen, erlaubte es die Wöchnerin und bald kamen die kleinen Wesen durch eine Wandöffnung hervor mit kleinen Tischen, Stühlen, Schüsseln und Tellern u. dergl. mehr. Die Gesellschaft nahm Platz an den Tischen und auch Tafelmusik ertönte. Sie fingen selbst an zu tanzen; doch plötzlich kommt ein Querxlein in's Zimmer gestürzt und verkündet, die alte Mutter Pump sey todt. Dieß erschreckte sie Alle und sie eilten mit ihren Sachen davon; doch eins berichtet der Wöchnerin, daß dieser Tod für die sämmtlichen Querxe großen Nachtheil haben könnte. (Nach den Sagen anderer Orte und Familien, wo es sich zugetragen, hat der Unglücksbote gerufen, der König sey todt; noch Andere berichteten Urban ist todt; wer dieß sey hat sich nicht ermitteln lassen). Der Wöchnerin wurde von jenem Zwerge ein goldener Ring, ein silberner Becher und ein Weizenbrödchen verehrt, die, so lange sie in der Familie blieben, dieser Glück und Reichthum bringen würden. Dieß geschah auch so lange, als ersterer von der Frau des ältesten Sohnes des Stammes stets getragen, das übrige aber im Innern eines Thurms vermauert blieb. Doch eine spätere Besitzerin des Ring's verlor ihn aus Unachtsamkeit, das Glück besser zu beachten; unter Donner und Blitz verschwand dann auch beides Andere in dem zugleich gespaltenen Thurme, und seitdem ist die Familie wieder in die Dürftigkeit versunken, in der sie sich früher befand.

Noch giebt es zahlreiche Sagen dieser Art von oberlausitz. wie and. sächs. Orten, deren sämmtliche Mittheilung jedoch zu viel Raum einnehmen würde, auch nicht im Zwecke des Buches liegt, wodurch der Verf. mehr auf eigene Nachforschung in des Lesers Umgegend, beispielsweise hinweisen will. Aehnliche Sagen sind fast in allen deutschen Provinzen vorhanden. Zwischen Elbingerode und dem Rübelande am Harze wohnten sonst eben solche Wesen in den dasigen Zwerglöchern und standen mit den Bewohnern erstern Orts in so gutem Vernehmen, daß sie diesen Kessel, Töpfe, Schüsseln u. and. Küchengeschirr zu Hochzeiten liehen, wenn die Verwandten der Brautleute nach der Höhle gingen und es verlangten. Dann mußten diese sich stets von der Höhle etwas entfernen, während die Zwerge das Verlangte vor den Eingang derselben setzten, worauf es von jenen abgeholt und nach der Hochzeit, zum Dank mit etwas Speise versehen, wiederum zur Höhle gebracht wurde. Die in den nordöstl. Bergen unfern Dardesheim bei Halberstadt wohnenden Zwerge liehen den Einwohnern Geräth und Kleider zum Feste; man klopfte drei Mal an den Berg und sagte das Anliegen und „Frühmorgens eh' die Sonn' aufgeht, schon Alles auf dem Berge steht." Speise vom Feste wurde dafür den Zwergen zum Lohne auf den Berg gesetzt.

Nach Ottmar's Volkssagen wurde von den Zwergen beim Dorfe Thale (wo sonst Wendenhausen stand, zwischen Quedlinburg u. Blankenburg) den Einwohnern einst Brod gestohlen, und, als diese mit Reisern um sich hieben, die Nebelkappe manches Zwerges herabgeworfen, wodurch sie sichtbar wurden; man nöthigte sie später zur Auswanderung, und ein Jedes mußte ein Stück Geld in ein Gefäß legen, bei dem jedoch ungesehenen Abzuge; sie wendeten sich gegen Morgen zu. Auf gleiche Art wurden andere, bei Walkenrieth, beim Stehlen von Feldfrüchten entdeckt; sie zogen, nachdem sie einen Theil ihrer Schätze abgegeben hatten, ebenfalls ab; sie wollten nicht dabei gesehen seyn, doch einige Neugierige, unter der Brücke versteckt, bemerkten ein viele Stunden langes Getrappel kleiner Menschen, einer Heerde Schafe gleich. Seitdem lassen sich auch dort nur noch einzelne sehen, welche zuweilen kleine Kinder mit Wechselbälgen vertauschen. Auch in Diethmarsen gab es Zwerge, welche sich oft Kochgefäße borgten, es aber immer ehrlich an den Ort zurückbrachten; die Bauern zu Arbecke liehen den dasigen Zwergen Ochsen zur Abfuhr, wogegen ihr Vieh von keiner Krankheit angesteckt wird. Auch Grimm (Mythol. 697.) erwähnt eine ähnl. hessische Sage, wornach einem Bauer bei Utterhausen eine mehrmalige Lohnfuhre während der

Nacht über die Schwalm übertragen wurde; der Bauer fuhr schwere unsichtbare Lasten von den Löchern des Dosenberges weg, bis er zuletzt sah, daß er ein Feld voll von Wichtelmännlein gefahren habe, die in ein anderes Land zogen. Er erhielt dafür einen Wagen voll Geld; noch ist in jenem Berge ein Schatz, und alle 7 Jahre zeigt sich eine Flamme über dem Umfang eines unterirdischen Kessels brennend. Nach Börner's Sagen des Orlagaus waren die Heimchen dort mit den Landleuten sehr befreundet; sie verbreiteten Gedeihen, Glück und Heiterkeit, und nahmen an den Spielen der Kinder Theil, bald erscheinend, bald verschwindend; bald saßen sie auf den Heuschobern, bald auf dem Rindvieh, bald fielen sie beim Obstschütteln herunter. Doch endlich kam ein Fremder in's Land, der nicht lachte und sich nicht freute, und die Leute vor den Heimchen warnte, so daß das trauliche Leben mit ihnen aufhörte. Da ließ die Heimchen-Königin Perchta sich mit ihren Zwergen und deren Hausgeräth, auch einem Ackerpfluge, in der Gegend bei Wilhelmsdorf und Buche über die Saale setzen und sie kamen nie wieder; der Fährmann erhielt drei vom Pfluge abgehauene Spähne, die er wegwarf, wofür er am Morgen darauf an ihrer Stelle Goldstücke fand. So giebt es in jenem Gaue gleiche Sagen von Wald- u. Moos-Weibchen, welche im Hause und Stall fleißig mit arbeiten halfen, des Abends hinter dem Ofen säßen, auch guten Rath ertheilten, übrigens sehr furchtsam waren. Wegen der Genäschigkeit eines solchen buk man einst Kümmel in's Brod, da verschwand es und die Familie kam in dem von jenem beförderten Wohlstande wiederum zurück. Der wilde Jäger war ihr Erbfeind, und nur Holzstöcke sicherten sie vor ihm, wenn drei Kreuze von den Holzmachern darauf eingehauen wurden. Seit sie weg sind, ist die gute Zeit vorbei. Die Männchen sind nicht so gutartig gewesen, als die Weibchen und haben tiefer im Walde gewohnt. So wie von den Nixen es oft erzählt wird, so bedurften auch die Zwerg- u. Wald-Weibchen zuweilen der (stets gut belohnten) Kindfrau und so ähnlicher menschlicher Hülfe. Jene Kreuze und so andere christl. Beziehungen sind spätere Zusätze.

§. 7. Land und Volk.

Bei den geschichtlichen Betrachtungen in Bezug auf ein Land und dessen einzelne Gegenden ist die Rücksicht auf deren natürliche Beschaffenheit eine der nöthigsten, weil dieselbe in vielfacher Wechselwirkung mit den Bewohnern steht, die, zumal in frühern Zeiten, mehr als in neueren, mit und in der Natur lebten. Denn diese war es, wornach die frühern Bewohner sich hauptsächlich zu richten hatten, und welche auf deren physischen und geistigen Charakter im Laufe von Jahrhunderten oft bedeutenden Einfluß ausübte. Gebirgsgegenden veranlaßten zur Ausbildung zum rüstigen Jäger, Thalauen und fruchtbare Bergabhänge bildeten zum Hirtenvolke aus, zahlreiche Gewässer zur Schiffer- und Fischer-Nation rc. Die Einwanderer wählten aber auch möglichst schon diejenigen Landstriche zum Aufenthalt aus, welche ihren angewöhnten Beschäftigungen und Bedürfnissen am meisten entsprachen, oder suchten sie wenigstens durch Cultivirung günstiger und einträglicher für sich zu gestalten. Die Bildungsgeschichte der Nationen steht mithin mit der ursprünglichen Eigenthümlichkeit und der allmähligen Umänderung der natürlichen Landesbeschaffenheit in naher Beziehung; beides ist daher gleichzeitig zu beachten, und zwar ohne ängstliche Rücksicht auf politische Gränzen, welche der Geograph und statistisch-politische Historiker allerdings nicht überschreiten darf, wohl aber der Cultur-Historiker und Alterthums-, wie der Natur-Forscher. Denn diese wird die Aufmerksamkeit auf sich an einander reihendes

Gleichartiges oder doch Verwandtes, oft in angränzende und selbst entferntere Staaten führen, da ebenso wenig die Thier- und Pflanzen-Familien, als die menschlichen Cultur-Fortschritte sich in ihrer Verbreitung durch Schlagbäume aufhalten lassen, die ohnehin Kriegsglück oder Friedenspolitik, bald hier, bald da, zu errichten pflegt. Daher hat auch der Verf. sich nicht ein durch politische Gränzen beschränktes Ziel gesteckt, sondern ohne Kreis- und Amts-Gränzen genau zu beachten, hofft er auch zugleich öfters die so befreundeten Nachbarländer bei seinen Versuchen zu betreten.

Die sächsischen Lande und ihre Gränzgegenden — durch so manche Vorzüge begünstigt — erfreuen sich verschiedenartiger, einander meist gegenseitig unterstützender Landstriche, gebirgiger und ebener, waldiger und wasser- wie getreidereicher; daher kommen in deren Bezirken meist alle Verhältnisse der Cultur seit uranfänglichen Zeiten vor, und beleben um so mehr die Beschäftigung mit deren Geschichte.

Dem Geognosten und Geologen mag es überlassen bleiben, in Hypothesen die Bildung der Erdschichten, wie die der Berge und Thäler zu schildern, und wie das Binnenmeer in dem, von Höhen kesselartig umgebenen Königreich Böhmen, sich des Wassers entledigte und dessen Fluthen die sächsischen Sandstein-Gebirge, und so auf andern Seiten die Massen durchbrachen, dadurch das Bette späterer Flüsse, wie bequeme Pässe in's Ausland bildeten. Des Geschichts- und Alterthums-Freundes Sache aber ist es, zu erforschen, wie, bei der Einwanderung der frühesten Bewohner, die Erdoberfläche muthmaßlich gestaltet und durch Thiere und Pflanzen belebt war; wie dann allmählich die Boden-Cultivirung begann, wilde Thiere mehr und mehr in die Walddickichte eingeengt und endlich völlig verdrängt, wie andere dagegen einheimisch wurden; wie nach- und nach Wälder ausgerottet, Sümpfe ausgetrocknet, Gewässer eingeengt oder selbst verlegt, harte Hölzer gegen weiche, bald wachsbare vertauscht, und die Landstriche sonst umgewandelt wurden. So auch die dadurch erfolgte Veränderung der frühern, zum Theil weit rauhern, aber auch beständigern Witterung, in mildere und zugleich leichter wechselnde; letzteres wohl oft zum Nachtheil der Menschennatur. Wird diese natürliche Landesgeschichte auch von dem Naturforscher zugleich in Anspruch genommen, so ist sie dennoch nicht minder für den Geschichtsfreund von hohem Interesse. Sie gewährt öfters Gründe, um Sagen und schwankende historische Vermuthungen zur hohen Wahrscheinlichkeit zu verstärken, und so z. B. anzudeuten, wo die ersten Wohnsitze der Gegend waren und wie deren Verbreitung erfolgte; wie Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse, gewerbliche Beschäftigungen, die Lebensart überhaupt, nach und nach wechselten; wie schon vorhandene Felsen und Berge zu religiösen, politischen und kriegerischen Einrichtungen Veranlassung

gaben oder erst künstliche Hügel und Wallgräben dazu nöthig wurden; wie selbst die Sprachdialecte sich zum Theil durch unläugbaren climatischen und andern natürlichen Einfluß, nach gebirgigen, oder ebenen und See-Gegenden modificirten. Daher die singenden und die eintönigen und platten, die wort- und bilder-vollen, wie die sich kurz ausdrückenden, wortkargen, die vocal-reichen, wie die, Zischlaute oder andere Consonante zusammenhäufenden Mundarten eines und desselben Sprachstamms. Und selbst die geistige und sittliche Nationalität im Ganzen unterliegt aus gleicher Ursache mancher Umgestaltung. In gebirgigen Gegenden gedieh ein mehr frohsinniges, freiheitsliebendes, daher auch mehr kriegerisches Leben, zugleich mit Bestehen kleiner Volksverbindungen, da dieselben schwieriger zu bezwingen und unter ein Oberhaupt zu vereinigen waren, als in ebenen Gegenden; selbst die Phantasie bildete sich andere Götter und Geister, in gebirgigen als in ebenen, andere in waldigen, sumpfigen Landstrichen, als am Meeresstrande und auf isolirten Inseln.

Als die ersten Wohnplätze in Deutschland — und wohl fast aller Länder überhaupt — sind die fruchtbaren Thalgegenden und, in Hinsicht der Ebenen, wenigstens die an Gewässern anzunehmen, und zwar zumal solche, wo leichte Ueberfahrts- und Uebergangs-Orte vorhanden waren, sowohl bequeme Flußfurthe und Landungsplätze, als Gebirgs- und Morast-Pässe. In solchen Landstrichen befanden sich sonst, wie noch jetzt, die nach und nach zu größern Städten umgestalteten ersten Ansiedlungen; die Sitze der Fürsten, Regierungen und mächtigsten Grundbesitzer, so wie der geschäftsreichsten Gewerbtreibenden, denen insbesondere bequeme Land- und Wasser-Straßen zur Hand seyn mußten; alle Gegenden geben den Beleg dazu, und die Landkarte wird dieß zumal leicht überblicken lassen, wenn man die Flußgegenden der benachbarten Oder, Neiße, Spree, Mulde, Elbe, Saale, Werra, des Mains ꝛc. näherer Betrachtung in dieser Hinsicht widmet. Fruchtbarkeit des Bodens war, zumal bei gepflegtem Landbau, ein besonders dringendes Bedürfniß, daher die sogenannten goldenen Auen (im Thüringischen, Meißnischen, der Oberlausitz ꝛc.) nicht nur als die bevölkertsten, sondern auch zugleich in alterthümlicher Beziehung, als die reichhaltigsten Landstriche sich ergeben. Und so wählten auch Ritter und Mönche zu ihren Burgen und Klöstern in der Regel solche fruchtbare und zugleich möglichst romantische Berg- und Thal-Gegenden, denn weite und reizende Aussichten wurden schon im Mittelalter hochgeschätzt. Ebenso wurden die Gegenden mit besonders reinen und starkfließenden Brunnen, zumal Salz- und andern mineralischen Quellen und ähnlicher Begünstigung von der Natur, am zeitigsten zu Wohnsitzen und Opferplätzen ausgewählt, und im Mittelalter oft durch Wallfahrtskirchen berühmt. Bei zunehmender Bevölkerung mußte allerdings mehr und mehr zu unfruchtbarern Gebirgs- und Wald-Gegen-

den, wie zu sandigen und morästigen Ebenen die Zuflucht genommen werden. Die, im Anfange meist einzelnen freien Familienvätern allein gehörigen Landbesitzungen, wurden durch Abbauung der Abkömmlinge, wie treuer Dienstleute, zu Dorfschaften gestaltet, auch wohl mehrere derselben, durch vermehrten Anbau zusammenstoßend, zu größern Orten, zu Städten vereinigt. Die Umgegenden, meist zuerst nur zu Weideplätzen benutzt, wurden, wie selbst die entferntern unwirthlichern Landstriche, bei zunehmender Menschenmenge mehr und mehr von der Cultur ergriffen und zu Ackerland bearbeitet, und die Huthungs-Ablösungen und Gemeinheits-Theilungen neuester Zeit scheinen den Schlußstein dieser Cultur insofern zu bilden, als sie nicht mehr gemeinschaftliche Lehden und Huthungen zur künftigen Cultivirung übrig lassen.

Daß die Germanen, die Jagd hauptsächlich liebend, daher sich stets waldigte und gebirgige Landstriche wählten, und daß dagegen die slawischen Nationen sich nur in ebenen und wasserreichen Gegenden ansiedelten, die ihnen Ackerbau und Viehzucht, wie Fischerei reichlich gewährten, wird zwar allgemein angenommen und fast in allen historischen Werken wiederholt, ist aber keines Falls in seiner unbegränzten Allgemeinheit, wie es meist erzählt wird, anzuerkennen, und es muß selbst zu den einseitigsten Ansichten führen, wenn man, wie es oft geschieht, jenes Verhältniß als einen Beweis annehmen will, daß niemals Germanen die ebenen östlich-deutschen Gegenden bewohnt hätten. Allerdings läßt sich von vielen, vielleicht den meisten germanischen Nationen annehmen, daß sie — bei ihrem eigenthümlichen Freiheitssinne, verbunden mit gleichen Rechten aller freien Glieder des Volks und des (beides sich zu wahren) vorherrschenden kriegerischen Geistes, — zugleich auch zu dem, damit in so nahem Bezug stehenden Jagdbetrieb viel Neigung besaßen und daher dazu geeignete gebirgs- und waldreiche Landstriche den ebenen vorzogen; die Jagd diente aber zum Nahrungserwerb, so wie zur Sicherheit gegen wilde Thiere und zur Belebung der Jugend mit männlich-tapferem Sinn. Sprechen auch classische Schriften vom müßigen Herumschlendern wegen dieser Jagdlust, so liegt es einerseits in der Natur des Geschäfts, andererseits wurde jene wohl damals eben auch oft als Zeitvertreib von den reichern, höhern Ständen betrieben, wie noch jetzt von solchen die Jagd als noble Passion betrachtet wird; nur daß es jetzt leichter ist, die tödtliche Kugel dem gehetzten Thiere aus der Entfernung zuzuschicken, statt sonst, wenn Pfeil und Bogen nicht ausreichte, einen persönlichen Angriff und Kampf zu wagen. Uebrigens ist es genügend bekannt, daß, zumal in westphälischen, niedersächsischen und andern nördlichen Ebenen, der alte Deutsche auch Ackerbau und Viehzucht fleißig trieb, so wie Fischerei und lebhafte, wegen seines kriegerischen Sinnes, oft bis zur Seeräuberei ausgeartete Schifffahrt; — zu welchem Allen die Landesbeschaffenheit Veranlassung gab. Andernseits

ist es aber ebenso gegründet, daß die slawischen Nationen, wie ihre Geschichte und Verfassung zeigt, zu einem großen Theile weniger von jenem, bis in die untern Volksstände verbreiteten germanischen Freiheits- und Gleichheits-Sinne belebt waren, und meist nur die höhern Stände, bei Leibeigenschaft der niedern, jenen Sinn zeigten; daß die Masse mehr Neigung zu friedlicher Landbebauung, Fischerei und Viehzucht besaß, daher auch sich deshalb um so mehr in den fruchtbarern, von den Deutschen schon Etwas cultivirten ebenern und hügeligen Gegenden des östlichen Deutschlands zuerst ansiedelten. Bei fast allen slawischen Nationen zeigen die Volkslieder und Sagen, — diese treuen Spiegel des gemüthlichen Lebens — einen friedlichen Geist, ein trauliches, genügsames Naturleben, daher selten von kriegerischen Vorfällen, von Kampf und Untergang oder Sieg die Rede ist, wie so oft in den germanischen und nordischen. Daß aber demungeachtet manche slawische Nationen, bei vermehrter Bevölkerung, auch die gebirgigen Gegenden nicht scheuten, beweisen zahlreiche slawische Ortsnamen in Schlesien, der Lausitz, Sachsen und Böhmen, und, blicken wir auf manche südslawische Nationen, so findet sich selbst ein, durch geeignete Oertlichkeit oft bis zur Räuberei ausartendes freies Gebirgs- und Jagd-Leben. Jene Ansicht wird daher nur sehr beschränkt anzunehmen seyn. — Wer das physische und geistige Leben eines Volkes, von den frühesten bis zu den neuesten Zeiten, nach den nationellen Eigenthümlichkeiten und deren Grundursachen verfolgen will, wird daher, außer andern Einwirkungen, zumal politischer und geistiger Art, auch die natürlichen Landesverhältnisse nicht unbeachtet lassen können. Bildliche Darstellungen versinnlichen jeden Gegenstand, und erleichtern das Eindringen in denselben; so wie daher Landkarten zur neuesten Länder- und Völker-Kunde erforderlich sind, so auch historische Karten mit Rücksicht auf die natürliche Landesbeschaffenheit nach Jahrhunderten oder sonst geeigneten Perioden zur Erläuterung der vaterländischen Culturgeschichte, zuerst nach kleinern Districten ausgeführt, aus denen sich dann erfolgreiche Uebersichten im Ganzen desto leichter entwerfen lassen, wie Anm. I. näher angerathen ist.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen auf das alte Deutschland (Germanien) ins Besondere übergehend, ist es wahrhaft ergötzlich, zu lesen, wie dasselbe mit seinen Bewohnern, in Bezug auf die Römerzeit, etwa zum Anfange der christlichen Zeitrechnung, in frühern, selbst in neuern Schriften, höchst grausenhaft geschildert wird. In jenem, mit Urwäldern über und über bedeckt, — gleich einer Kehreule, rund herum mit Borsten besetzt — und voller Sümpfe und Moräste, trieben sich, solchen Schilderungen nach, die armen Deutschen nackt umher, nur mit einer Bärenhaut über die Schulter und einer Keule versehen; mit Eichelmast sich sättigend und, mit dem Ur und Bär im Walde, um ein Nachtlager

kämpfend. Allerdings ist zuzugestehen, daß in jener Zeit zahlreiche Urwälder und Moräste noch ganze Landstrecken einnahmen, von denen sich selbst bis jetzt noch einzelne, wenig zugängliche Gegenden erhalten haben, und daß seitdem Vieles erst cultivirt wurde; so bildete z. B. einen solchen, meist zusammenhängenden und Deutschland von Südosten nach Westen durchziehenden Gebirgswaldstrich, das Riesen-, Erz-, thüringer Wald- und Harz-Gebirge in seiner frühern Beschaffenheit. Allein nicht jeder Boden ist zu Wald und Sumpf geeignet; daher gab es in Deutschland, und zwar vom Urbeginn an, auch zahlreiche unbewaldete und morastlose Gegenden und selbst liebliche Auen mit zahlreichen Blumen geschmückt, die nicht erst seit einem Jahrtausend geschaffen sind. Man erzählt Vieles von Urwäldern in Amerika, und wenn dieß auch deren zahlreiche besitzt, so erfreut sich dennoch dieser Erdtheil ebenso auch frucht- und bewohnbarer Landstriche. Der Ausdruck „voll Urwälder" ist aber einmal beliebt, und die Phantasie davon so erfüllt worden, daß man sich auch in Bezug auf das frühere Deutschland nicht gern davon trennen mag. Bei Romanen würde es nichts bedeuten, denn werden Liebende auch erst in Urwälder verschlagen, so gestaltet sich dennoch später Alles noch zu Rosenpfaden; gilt es aber der Geschichte, so werden genauere Prüfungen nöthig. Um die Schilderungen der Klassiker in Bezug auf Germanien recht zu deuten, wird man allerdings ihr heimathliches waldloses Italien, diesen ewig blühenden Garten mit seinem steten blauen Himmel, dabei in Anschlag bringen müssen, wornach damals der Vergleich geschah. Vermißt der Italiener sein, von der Natur so reich ausgestattetes Italien noch jetzt in dem, seit jener Zeit so cultivirten Deutschlande, so mußte den Römern das alte, germanische, um so mehr als ein höchst unwirthliches Land mit unbehaglichem Aufenthalte erscheinen, zumal da dessen kriegerische Bewohner bei den römischen Cohorten eben auch nicht in dem freundlichsten Andenken standen. Hätten Russen oder Scandinavier jene, noch auf uns gekommene erste genauere Schilderung Deutschlands und seiner Bewohner ungefähr zu Christi Zeiten — die Germania des Tacitus — geschrieben, sie würde weit vortheilhafter lauten. Doch es sind weniger die alten Klassiker, als neuere Schriftsteller, welche das Bild so grausenhaft ausmalen, um ihrer Phantasie zu genügen; denn jene nennen selbst Deutschland hinreichend ergiebig und gestehen ihm sogar Obst und andere Gartenproducte zu, so daß es mithin mit einem ganz Deutschland bedeckenden Urwalde nicht rechter Ernst seyn kann, in welchem, gab es einen solchen, die Römer schwerlich so zahlreiche Colonien in süd- und westlichen Gegenden angelegt und noch zu vermehren gesucht hätten. Uebrigens scheint jene Schilderung besonders dem ihnen bekanntern West-Deutschlande zu gelten.

Was den Culturzustand der Germanen anbetrifft, so gestaltet sich die, von Manchen fälschlich gewähnte Uncultur derselben, bei

näherer Betrachtung der Verhältnisse, weit günstiger. Ein Vergleich jener mit den stumpfsinnigen Botecuden und ähnlichen amerikanischen Wilden — wie so oft erfolgte, weil man sie beide für uncultivirte Nationen annimmt, ohne ihr Wesen näher zu unterscheiden — möchte nicht zulässig seyn. Jene Wilden, obschon seit 3 Jahrhunderten mit Europäern bekannt, stehen jetzt noch auf derselben Stufe der Rohheit und Nacktheit, wie in frühester Zeit und haben von der europäischen Cultur nichts angenommen, als — den Branntweingenuß. Sie haben selbst von der Cultur der mit ihnen näher verwandten, meist ausgestorbenen, und weit gebildetern mexicanischen und andern amerikanischen Nationen sich nichts angeeignet, von derer hohen Bildung noch zahlreiche erstaunenswürdige Denkmäler zeugen, welche die neueste Zeit uns enthüllte.

Der Name: „Germanen", galt muthmaßlich nur einigen kleinern, zur gemeinschaftlichen Wehr (Wehrmannei) verbundenen, westlichern deutschen Nationen; schon von den alten Klassikern für alle diese gebraucht, wird jener Name bekanntlich noch jetzt und so auch in dieser Schrift, zur Bezeichnung der alten, heidnischen Deutschen im Allgemeinen benutzt, obschon sie sich selbst meist nur nach ihren einzelnen Nationen oder Bündnissen benannten. Nach der sogenannten Völkerwanderung im 4. und 5. Jahrhundert und dem Auftreten der neuern fränkischen, sächsischen 2c. Völkerstämme und der Bildung ihrer Reiche mit allmäliger Verbreitung der christlichen Religion, wird der Name „Deutsche" üblicher, und zwar vom Stamme der Teuten (latinisirt Teutonen) für's ganze Volk entlehnt, wenn nicht vom Thuisko, als dessen angeblichem Stammvater; — welches Alles wiederum seine Ableitung in einem ähnlichen althochdeutschen und nordischen Worte finden mochte, nehmlich Thiot, das Volk; und das gothische Adjectiv: thiotisc, das zum Volke Gehörige. Sehr unbegründet erscheint die Vermuthung, daß die germanische Nation in Deutschland nur auf dessen südwestliche Hälfte beschränkt, dagegen die nordöstliche, zumal die Gegend östlich der Elbe und Saale, seit frühester Zeit von Slawen bewohnt gewesen wäre. (Dieser Name ist von Slowenen abzuleiten, wie sich einige slawische Nationen selbst nanuten, daher auch die Schreibart Slaven hier vermieden wurde; letzteres aber wohl nicht von Slawa, der Ruhm, sondern wahrscheinlicher von Slowo, das Wort, abstammend, als (ihnen verständlich) sprechende, im Gegensatz der ihnen unverständlichen, daher gewissermaßen nichtsprechenden, stummen Nationen, womit sie z. B. die Deutschen bezeichneten: nehmlich Njemz, wend. Niemiec, poln. der Deutsche, von njemy, stumm, wovon Niemitsch u. ähnl. Orte benannt sind.) Als germanische Nationen aber werden in unsern Gegenden wenigstens muthmaßlich angenommen: die Markomannen in Böhmen, Varisker im Voigtländischen und angränz. Bayern, die Elysier, Naharwalen, Didunen und and. lygische Nationen in Schlesien, die später

in Spanien mit den Vandalen verbundenen Silinger in der Oberlausitz (und vielleicht in angränzenden schlesischen Gegenden), wo später auch die Astinger erscheinen, die Marsinger aber in der Niederlausitz; das Haupt- oder Central-Volk der Sueven, wovon der spätere Name Schwaben abstammt, nehmlich die Semnonen, im preußischen Herzogthum Sachsen, und überhaupt zwischen der Spree, Havel und Elbe; die Hermunduren und mehrere dazu gehörige kleine Völker, Teuriochämen rc., woraus später die Thüringer entstanden, im Bayerschen, Thüringen und bis an die Ober-Elbe im Meißnischen, vielleicht selbst bis an die Oberlausitz und nach Böhmen hinein, wie dieß später noch näher zu bezeichnen. — Dagegen kommen von den slawischen Nationen in diesen Gegenden nur vor: Polen in Schlesien, Czechen (Tschechen gespr.) noch jetzt in Böhmen, und, in der Gegend der Spree, bis zur Elbe und Saale (und selbst in einzeln Orten über dieselbe hinaus, als freiwillige oder von den Deutschen gezwungene Colonisten): die Sorben oder Wenden, wovon sich ein Ueberrest in den Sorben-Wenden der Ober- und Nieder-Lausitz noch bis jetzt erhielt, deren weiterhin insbesondere gedacht werden wird.

Die ausgezeichnetsten Geschichts- und Alterthums-, wie Sprach-Forscher sind noch immer der Meinung, daß auch der Osten Deutschlands, und zwar selbst östlich der Oder, vielleicht bis zur Weichsel, und so ebenfalls die baltischen Küsten, nach den so klaren Angaben der Classiker und Chronisten und manchen alterthümlichen und sprachlichen Gründen, von den Germanen, und zwar noch vor den Slawen, bewohnt waren, und wollen auch eine neuere, vermittelnde Meinung nicht gelten lassen, daß nehmlich jene nördlich-östlichen deutschen Gegenden, so weit slawische Ortsnamen reichten, ursprünglich von den Slawen besetzt, diese aber von den eingewanderten suevischen und lygisch-vandalischen Stämmen der Germanen beherrscht worden wären, so daß diese die Fürsten- und Krieger-Caste, jene aber die Masse des niedern, beherrschten und arbeitenden Volks gebildet hätten, bis die Germanen bei der allgemeinen Völkeraufregung im 4. und 5. Jahrhunderte, sich südlichere und westlichere Wohnsitze suchten. Der Verfasser theilt vorjetzt noch die Ansicht jener Forscher, bis deren Gründe durch wahrscheinlichere Beweise gnügend widerlegt seyn werden und demzufolge ist von ihm, auch in dieser Schrift, der Osten Deutschlands, als ursprünglich von Germanen bewohnt, angenommen, so daß erst nach ihrem freiwilligen Abzuge, die Slawen in deren sehr entvölkerten Wohnsitzen friedlich einzogen, und zumal in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, nach dem Falle des thüringischen Königreichs, von den Gegenden östlich der Saale und Elbe Besitz nahmen, bis sie von den neuern Deutschen durch Karl den Großen bekriegt, zumal aber durch Kaiser Heinrich I. dem Sachsen, und dessen Nachfolgern überwältigt, und ihre Besitzungen, mit Ausschluß weniger Provinzen, und ungefähr wiederum

so weit germanisirt wurden, als früher die Wohnplätze der Germanen mit vieler Wahrscheinlichkeit anzunehmen sind. Es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß Celten, richtiger Kelten gesprochen, in manchen Bezirken des östlichen Deutschlands, noch vor den Germanen, einige Zeit lang ihre Wohnsitze aufschlugen, und selbst in den Elb- und Oder-Gegenden, da der nicht zu bezweifelnde Aufenthalt der keltischen Bojer in (den nach ihnen noch benannten) Böhmen (Bojenheim), und so Anderes dafür zu sprechen scheint; — welcher Gegenstand später noch zu erwähnen seyn wird, so wie die, ohne nähere Prüfung ebenfalls nicht wegzuweisende, vielmehr durch Manches unterstützte Ansicht, daß germanische Ueberreste sich auch noch während der Slawen-Herrschaft, zumal in den gebirgigen Gränzgegenden Schlesiens, Sachsens und Böhmens rc. forterhielten, bis, nach der Slawen-Ueberwältigung, mittelst zahlreicher deutscher Einwanderung, und dadurch verbreiteter deutscher Sprache und Cultur, im 10. und 11. Jahrh. ein neues nördlich-östliches Deutschland hervorgerufen wurde.

Alles von den Germanen, nach Schriften und andern Quellen, bisher Bekanntgewordene, zeugt von einem schon sehr vorgeschrittenen Standpunkte ihrer Cultur. Jene Thierfelle derselben gestalten sich, bei näherer Betrachtung, zu wärmenden Pelzen, welche dem, solcher nicht nöthig bedürftigen Römer, nur als Thierhäute erschienen, aber noch heutigen Tages getragen werden, und die selbst bis in neuere Zeiten, als Hermelinmäntel, zum fürstlichen Schmucke dienten. Die angebliche Eichelkost gestaltet sich zu trefflichem, schon damals beliebt gewesenen westphälischen Schinken, den die Marsen auch an die Römer lieferten, und für welchen sogar ein gesetzlicher Preis zu Rom (im Jahr 303) bestimmt war; für das dasige Pfund ($\frac{3}{4}$ des unsrigen) 20 Denare (etwa 2 Thaler 6 Groschen). Ferner: gemästete Gänse, von denen die kleinen weißen Federn, nach Rom gesandt, das Pfund mit 5 Denaren bezahlt wurde. Daß die Germanen, neben der Jagd, auch Ackerbau und Viehzucht trieben, ist schon erwähnt; Weinbau lehrten ihnen die Römer in den, von diesen in Besitz genommenen süddeutschen und Rhein-Gegenden. Sie brauten bereits Getränke, fertigten Seife, gerbten Leder und gebrauchten Pelzwerk schon als Besatz. Zu so mancherlei Beschäftigungen bedurfte es auch mancher mechanischer Gewerbe, an denen es daher nicht fehlen konnte. Die Frauen webten Leinewand, und es erfolgte schon damals zuweilen in Kellern, zum desto bessern Gelingen, wie es noch jetzt in solchen, zumal zum feinern Gewebe und Spitzenfertigen, in manchen deutschen und niederländischen Gegenden gewöhnlich ist. Selbst das Wollgewebe war, wenigstens bei dem stammverwandten Belgen, schon gebräuchlich. Die Töpferei mußte besonders ausgebildet seyn, denn die uns hinterlassenen Urnen und andern Gefäße zeugen oft eine geschmackvolle griechische Form, wozu sich jetzige Töpfer selten erheben; gefundene Schmelztiegel und Metallmassen aber von ihrer Schmelz-

kunst; von manchen germanischen Stämmen wurde selbst Bergbau betrieben. Durch alterthümliche Auffindungen werden die meisten Nachrichten der alten Classiker bestätigt, und, wenn sich Manches ergab, was diese nicht erwähnten, so ist anzunehmen, daß den Römern theils nicht Alles bekannt war, daß sie aber auch das, mit heimathlichen Verhältnissen Uebereinstimmende mit Bedacht, als bekannt, übergingen und nur des Fremdartigen dachten, wie dieß meist auch jetzt bei Beschreibungen fremder Länder und Nationen zu geschehen pflegt. Wird auch von den Classikern, bei Beschreibung der allgemein üblichen Bekleidung der alten Deutschen, von zuweilen beobachteter Nacktheit derselben und zumal der Kinder gesprochen, so ist es mehr als Gegensatz eines vollständigen Anzuges (mit Toga ꝛc. nach Römerart) und nur als ein Weglegen mancher, nicht eben nöthiger Kleidungsstücke zu betrachten, wie noch z. B. jetzt bei den Landleuten zur Erndtezeit, beim Viehhüten im Wasser ꝛc., und wie auf dem Dorfe und bei armen Leuten in kleinen Städten, die Kinder sehr unbekleidet umherlaufen. Fremde Reisende könnten daher in ihren Berichten noch jetzt oft von solcher halben Nacktheit in Deutschland sprechen. Man beschuldigt selbst die Germanen des Menschenopfers; näher betrachtet wird sich vielleicht nur finden, daß, so wie noch bis jetzt von uns Verbrecher getödtet und vor nicht langer Zeit muthmaßliche Spione ohne Weiteres gehangen (in dem aller-christlichsten Spanien aber zahlreiche Unschuldige bei dem Auto-da-Fé verbrannt, und noch in den letztern Kriegsjahren Tausende von Gefangenen und selbst friedliche Landleute von den gegenseitigen Parteien erschossen), so auch damals Verbrecher, für Kundschafter gehaltene Feinde u. And. dem Tode, und zwar dem Opfertode geweiht wurden, als den Göttern verfallen, da Gerichtspflege und Gottesdienst bei den Germanen nahverbundene Gegenstände waren.

Ohne vorjetzt näher in die speciellen Cultur-Verhältnisse derselben einzugehen, sey nur im Allgemeinen bemerkt, daß, wenn auch Trunk-, Spiel- und die oft nur davon herstammende Streitsucht, das Bild der alten Germanen Etwas verdunkelt, diese Fehler sich auch bei andern Nationen, zum Theil in noch höherm Grade fanden, übrigens durch allgerühmte Tapferkeit und Redlichkeit, strenges Worthalten, manche edle häusliche Sitte und eheliche Treue und so Anderes reichlich überwogen wird. Ihr (von Grimm erwiesener) hoher Rechtssinn, ihre schon sehr geregelte Gau- und Gemeinde-Einrichtung, und, in Verhältniß zu andern heidnischen Nationen, sehr einfache und zugleich reine Gottesverehrung, so wie die, selbst von den verfeinerten Römern ihnen überhaupt zugeschriebene, hohe Verständigkeit und Gemüthlichkeit u. dergl. m. beweiset eine selten geistige Bildsamkeit und ein mit jenen amerik. Wilden nicht in Vergleich kommendes, schon sehr vorgeschrittenes Cultur-Verhältniß. Ohne ein solches, und ohne den ihnen eigenthümlich kräftigen

und muthigen Charakter, hätten sie den römischen Legionen nicht so zu widerstehen, sich nicht als ein so selbstständiges Volk zu behaupten, und nach und nach zu einer Höhe emporzuschwingen vermocht, worin sie auch später, im Mittelalter, und zumal in neuerer Zeit, fast in jeder Wissenschaft, Kunst, wie in Handels- und Gewerbthätigkeit, in Sitte und Glaubensreinheit, andern Nationen, und selbst den romanischen vorangingen, welchen eine römische und keltische Cultur zu Gute kam, wie den Franzosen, Spaniern, Italienern 2c., welche sich das wahrhaft Nützliche und Gute davon aneignen konnten, obwohl es weniger von diesen, als in Hinsicht der Unbeständigkeit, Ueppigkeit und andern nicht nachahmungswerthen Eigenschaften geschah. Die Deutschen, — welche von den, ihnen ursprünglich sehr verwandten und mit ihnen überhaupt in naher Verbindung gewesenen keltisch-gallischen Nationen unbezweifelt manche gewerbliche Fertigkeiten sich aneigneten, — erlernten aber auch Zahlreiches von den Römern, doch nicht deren leichte Sitten, wogegen sie ihr Charakter schützte, sondern manche andere, ihnen nützlich gewordene Kenntnisse; so z. B. ahmten sie Mehreres von römischen Kriegswesen und zumal Burgbau nach, bei welchem die römischen Castelle im südlichen Deutschland ihnen zum Vorbilde dienten. Sie wurden wiederum die hauptsächlichsten Lehrmeister der in Deutschland eingewanderten Slawen, deren Bildungsgrad nach Allem, was vorliegt — wenn man zugleich von ihrem tiefen Zustande im Mittelalter und bei manchen Nationen selbst noch in neuerer Zeit in Bezug auf Ost-Europa einen Schluß auf früher zieht — weit geringer war, als der germanische, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß, so wie ein Mensch auf den andern, bei dem nähern Umgange oft bildend einwirkt, auch cultivirte Nationen zuweilen Sitten und Ansichten von weniger cultivirten annehmen. Doch von dem Zustande der slawischen Nationen in Deutschland ist in Hinsicht früherer Zeit wenig bekannt, und erst im 10. und 11. Jahrhunderte berichten einige Schriftsteller darüber, so daß vieles ihnen Beigelegte auf bloßer Vermuthung beruht, während eine ihnen fehlende Germania und andere frühesten Schriften Mannichfaches von den Deutschen berichten. Anm. II.

In den, in dieser Schrift zu besprechenden Gegenden sind daher zu erwarten: germanische (altdeutsche), so wie slawische (zumal sorbische) Alterthümer; — Namen, Sitten, Sagen, politische, wie Rechts- und religiöse Gebräuche, Bauwerke, Waffen, Geräthe 2c. Manche Steinbaue, Bronze- und Stein-Waffen 2c. werden vielleicht auch von keltischen Bewohnern abstammen; selbst hunnische Schanzen, Waffen 2c. vorzufinden, würde in das Reich der Möglichkeit gehören, da Hunnen und Avaren auch die Elbgegenden längere Zeit heimsuchten. So wie aber auch hier und da in der Erde römische Münzen entdeckt wurden, so sind ebenfalls zahlreiche in ost-deutschen Gegenden gefundene Waffen, Geräthe, Schmucke 2c.

unbezweifelt römische Producte, welche die frühern Nationen, zumal die Germanen, leicht von den Römern erbeutet, oder auch eingetauscht haben konnten, da römische Kaufleute wohl zahlreich Deutschland durchstreiften (von solchen in Marobudum, zur Marcomannen-Zeit in Böhmen, sprechen selbst klassische Schriftsteller) und überhaupt die Römer mit ihren Colonien im südlichen Deutschland und längs des Rheins nicht so entfernt waren, als daß nicht mancherlei römische Handelsproducte in unsere Gegenden gelangen konnten. Ferner sind durch die, seit dem frühesten Mittelalter, — seit Ueberwältigung und Bekehrung der slawischen Nationen im östlichen Deutschland — eingewanderten (Neu-) Deutschen, wodurch letzteres germanisirt, zu deutscher Sprache und Sitte gebracht wurde, zumal Thüringer, Franken, (Nieder-) Sachsen ꝛc. (später auch Flammländer, Harzer ꝛc.) neu-deutsche Dialecte, Sitten, Trachten, Gebräuche, Sagen ꝛc. mitgebracht worden, die sich, so weit sie sich bis jetzt erhielten, ebenfalls noch meist nach den Nationen unterscheiden lassen werden. Dieß Alles möglichst erforscht, gesondert, und auf frühere, wie jetzige Bildungszustände bezogen, wird mannichfach Interesse gewähren.

Der nicht selten sich ergebende innige Zusammenhang der ältern und neuern Zeit, auch in Bezug auf nationelle Verhältnisse, läßt von deren neuern Zuständen auf nahverwandte früherer Zeit oft mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen, und manche Resultate erwerben, die aus historischen Nachrichten, gefundenen Alterthümern u. dergl. sich nicht allein erlangen lassen. Von den S. 35. genannten historischen Quellen, sey hier beispielsweise auf die Ursprungs-Ermittelung der, durch besondere Eigenthümlichkeit, noch jetzt von andern sich auszeichnenden Bewohner einer Gegend gedacht und zwar nicht bloß slawischer, sondern auch deutscher Nationen unter Deutschen. Entweder es erhielten sich manche Stämme der frühern Bewohnung, oder wenigstens deren Ueberreste, nach dem Wegzuge eines Theils derselben unter einer Masse neuer Einwanderer, und, wenn auch nicht unvermischt, doch noch als kennbar verschieden von ihnen; oder es wanderten kleine neue Stämme in schon von andern bewohnte Gegenden ein. Sie befinden sich zwar in politischer Hinsicht gewöhnlich völlig ungetrennt von der sie umgebenden Bevölkerung, allein Gesichtsbildung und übrige physische Beschaffenheit, wie der geistig-gemüthliche Charakter, Sitten, Kleidertracht ꝛc. weisen klar auf eine verschiedene Abstammung hin, und nicht selten auf den Ursprung von untergegangenen, oder doch sehr entfernt davon einheimischen Nationen; so z. B. die Landleute um Altenburg, die Halloren in Halle ꝛc. Weiteres davon vergl. Anm. III.

Auf ähnliche Art lassen sich aus den neuern Bezirksgränzen die ältern, selbst die frühesten, oft mit vieler Sicherheit ermitteln. Nicht wie jetzt, wo die Menschen nach geraden Seelenzahlen oder einer

gezogenen Linie auf der Landkarte andern Herrschern zufallen, oder andern Landesbezirken zugetheilt werden, war es in früherer Zeit, wo die Gränzen der heidnischen Periode meist auch die spätere mittelalterliche bildete. Die germanischen Gau- und Mark-Gränzen, wie die, der slawischen Castellaneien und Supanien, verblieben öfters die mittelalterlichen Burgwarts- und Mark-Gränzen, und zugleich die, der meist auf letzteren wiederum beruhenden kirchlichen Diöcesan-Abtheilungen. Dieß ist auch sehr erklärlich, denn schon die Natur bildete in der Regel die Scheidewand. Die größern Bezirke wurden seltener durch leicht zu überfahrende Flüsse, mehr durch Gebirgszüge, Wälder, Sümpfe und Moräste begränzt; bei den kleinern bildeten zwar solche, ebenfalls aber auch Flüsse und Bäche, Wege, wüste Striche und dergl. die Gränze. Mangelte es aber an solchen, von Natur dargebotenen Gränzlinien, so wurden diese in Wäldern durch Verhaue und zumal in Ebenen durch Langwälle und Landgräben gebildet, wie sich deren auch in den sächsischen Landen, von der Elbe und Saale bis nach Schlesien, noch bis jetzt erhalten haben, und, der Wahrscheinlichkeit nach, sämmtlich, oder doch meistens, wie später zu erwähnen, als germanische Mark- oder Gau-Gränzen anzunehmen seyn möchten. Bei der Ueberwältigung eines Bezirks und zumal dessen Haupt-Vertheidigungsortes, traf das Loos alle Bewohner des erstern, weil sie ein nationales und locales, oder sonst verwandtschaftliches Band zusammenhielt, und es an andern Abgränzungsmitteln, als die schon angenommenen natürlichen, fehlte. Einzelne wenige Bewohner würden sich, unter solchen Verhältnissen, von den ihnen so verwandten Nachbarn nicht getrennt haben und, wäre es der Fall gewesen, auch bald nachher überwältigt worden seyn; es lag in der natürlichen Beschaffenheit der Gegend, daß die früher zusammengehörigen Landstriche auch bei neuen Oberherrn, sich wiederum vereinigten; wenigstens war es wohl meist bei den kleinern, den germanischen Mark- und Gemeinde-, wie den slawischen Supanie-Bezirken der Fall. Müssen aber auch vielleicht zahlreiche Ausnahmen zugegeben werden, so ist dennoch mit hoher Wahrscheinlichkeit, selbst mit Gewißheit in der Hauptsache, von jenen mittelalterlichen, politischen und kirchlichen Bezirken, auf die noch früheren, der heidnischen Zeit zu schließen, wie sich nicht nur fast in allen deutschen Staaten bereits ergeben hat, sondern jetzt selbst aus Frankreich bestätigt wurde. Anmerk. IV.

Und so wie die meisten der jetzt bestehenden Orte schon in frühester Zeit bewohnt, und die jetzigen Kirchen und Kapellen zum großen Theil auf demselben Platze gefunden werden, wo einst den heidnischen Göttern geopfert wurde; wie die mittelalterlichen Burgen und neuesten festen Plätze oft dieselben Orte sind, welche germanische und slawische Schaaren mit Wällen versahen und gegen andringende Feinde vertheidigten,

so sind es mithin — mit Ausnahme der seit neuesten, sehr veränderlichen Zeiten erfolgten Abänderungen — meist auch dieselben Bezirks- und Flur-Gränzen, welche schon die frühesten Bewohner anerkannten. Selbst in physischer und geistiger Beziehung auf des Menschen Eigenthümlichkeit, ergeben sich manche interessante Züge, bei der Vergleichung der Bewohner der frühern und der neuern Zeit eines Landes; sowohl in Hinsicht auf Geist und Gemüth, politische und *Religions-Ansichten*, Sitten und Gebräuche, wie auf Nahrungsbetrieb und Kampf gegen die natürliche Localität, und überhaupt auf das Walten fortdauernder, nationeller Eigenschaften, weil, wie schon erwähnt, die Naturbeschaffenheit der Gegend auf den Menschen höchst einflußreich dazu mitwirkt. So wie z. B. der Italiäner, zumal der Neapolitaner, in Bezug auf Bequemlichkeit und Sinnengenuß, bei einer, die Nahrung fast von selbst darbietenden Landes-Fruchtbarkeit, und günstiger, nicht Feuerung und warme Kleidung fordernder Witterung, jetzt fast ganz noch derselbe ist, als zu der Zeit, als Herculanum und Pompeji verschüttet wurden, so erscheinen auch deren jetzige Religions-Ansichten und christlichen Feste nicht viel anders, als die der frühern heidnischen Religion; die christlichen Heiligen haben, wenn sie nicht alles Gewünschte gewähren, jetzt ebenso von Spott und Verachtung zu leiden, wie es einst im gleichen Falle den alten Götterbildern erging. Klemm hat (in seiner Reise nach Italien) auf Kleidungsstücke der alten Römer und Etrurier hingewiesen, welche in deren Gegenden noch jetzt üblich sind, so wie auch der ärmste Italiäner seinen beschädigten Mantel, noch einer Toga gleich, in herrliche Falten zu werfen weiß. — Wenn aber auch Wissenschaften, Künste und industrielle Erfindungen, selbst politische Einrichtungen und Religions-Ansichten sich von einem Volke zum andern verbreiten, und allerdings manchen wichtigen Einfluß auf dieselben zu äußern vermögen, und wenn ein solcher selbst durch den hohen Geist und kräftigen Willen eines Einzigen in mancher Hinsicht erfolgen kann, so ist alles Dieses dennoch selten so bedeutend, daß der nationelle Charakter des Volks im Ganzen dadurch völlig umgewandelt würde. Freiheits- und gesang-lustige Gebirgsvölker zeigen meist noch denselben Charakter, der ihren Urahnen vor Jahrtausenden zugeschrieben wird; derselbe Fall ist es auch bei den schifffahrenden, bei mühsam den Acker bauenden Nationen u. s. w. Sitte und Religion ist in vielen Ländern seit langen Zeiten, dem Wesen nach wenigstens, dieselbe verblieben, obschon die Formen wechselten; zuweilen ist die sinnliche Form noch fast dieselbe, weil ihr die fortbestehende Natur und mit ihr auch der sinnliche Mensch nahe steht. Wie in Frankreich sich die Provinzen noch jetzt streng nach nationellen Eigenthümlichkeiten scheiden, auf die frühe Bewohnung durch verschiedene Völkerstämme und deren theilweise Vermischung beruhend; so scheint in den scandinavischen

Ländern noch derselbe ernste, muthvolle und religiöse Geist vorzuherrschen, den wir, nach der Geschichte und den Sagen der Edda rc. bei den frühern Bewohnern ebenso vermuthen müssen; — ganz so, wie ihre kriegslustigen Heereszüge in älterer und neuerer Zeit sich ähneln. (Vergl. Anm. III.) — Des Tacitus Schilderung der Germanen nach physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten paßt in vieler Hinsicht noch völlig auf die Deutschen neuerer Zeit, und so auch in Bezug auf deren Naturbenutzung, zumal in den mittlern und nördlichen Landestheilen. Noch findet man in Gegenden des reingermanischen Nieder-Sachsens und Westphalens — insofern sie noch unbekannt mit der neuern Mode-Cultur — zahlreiche Verhältnisse der frühesten Zeit; so z. B. das Wohnen der Landleute in zerstreuten Häusern in der Mitte ihrer Felder, und eine uralte Land- und Viehwirthschaftsart, mit einfacher, häuslicher Einrichtung; das niedrige, nur einen Stock hohe Haus, von Holz und Stroh; die Scheuern, Ställe, Kammern rc. in eins gebaut, ohne Nebengebäude. Das Tenne in der Mitte zum Einfahren, nur mit Gitter gegen das Herauslaufen des Viehes verschlossen, welches letztere rechts und links der Diele seine Ställe hat; hinten einige Kammern für Vorräthe und Webstuhl. Dabei das auf freiem Platze brennende Feuer, dessen Rauch von keinem Schornstein herausgeleitet wird, und, zur Seite desselben, die Schlafstätte der Familie, so wie die der Knechte über den Pferden, der Mägde über den Kühen (vergl. Hoche's Reise in dem Saterland). Und so dort noch andere ähnliche uralte Sitten, so wie Rechtsgebräuche, welche völlig die, ihrer germanischen Urahnen zu seyn scheinen. So ist ferner das armselige Wasserleben der Wenden des lausitzischen Spreewaldes — dieses noch erhaltenen Ueberrestes eines Urwaldes — wie des in der Nähe gelegenen Schradenwaldes und and. benachbarten Sumpfwaldungen, eins der Bilder aus frühester, germanisch-slawischer Zeit, die sich dem aufmerksamen Beobachter noch in der Gegenwart darbieten; niedrige Hütten von Baumstämmen zusammengefügt, die Lücken mit Moos verstopft und zuweilen kaum getheilt für die Menschen und für das Vieh, auf dessen Mastung äußerste Sorgfalt verwendet wird. Die dasselbe im Wasser und Schilf hütenden Hirten haben meist bis in den Oberleib darin zu waten, oder fahren auf Kähnen dabei, welche letztere, in einfachster Art, noch unlängst zuweilen aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestanden. Und so auch andere einfache Geräthe, wie gleiche Sitten und Gebräuche, bei Entbehrung so mancher Annehmlichkeiten des Lebens, auch der niedern Classen anderer Gegenden; die Kinder im Wasser oder auf Bäumen, als ihren einzigen Spielplätzen; die Wege in den meilen-langen und -breiten sumpfigen und schilfigen Niederungen, nur durch Canäle gebildet und manches Dorf, gleich einem Venedig, nur zu Wasser zu besuchen; daher auch Hochzeit- wie Leichen-Processionen nicht selten auf Kähnen umherziehen. Diese seltene Ver-

trautheit mit dem Wasser wird zumal manchen slawischen Nationen zugeschrieben, und schon der Grieche Herodot gedenkt einer solchen, welche sich vor dem verfolgenden Feinde lange Zeit unter dem Wasser zu verbergen vermochten, der Budinen; (Wudinen, Wasser- oder in wasserreicher Gegend wohnenden Menschen, von woda, Wasser, mit seinem, zumal im letzten Kriege durch die russischen Kriegsvölker sehr bekannt gewordenen Deminutiv, wodka, obwohl diese eine andere (gebrannte) Art Wässerchen darunter verstanden). So ist ferner Lebensart und Sitte der niedern Classen in Polen und Rußland, zumal auf dem Lande, unbezweifelt meist noch dieselbe, welche vor vielen Jahrhunderten, selbst wohl Jahrtausenden statt fand, weil die Cultur dort weit langsamer vorwärts schritt, als in Deutschland, wo z. B. sonst die häusliche Einrichtung und überhaupt Luxus und Sitte der Fürsten, in etwa einem Jahrhunderte, zum Theil auf den Adel, in einem spätern schon auf den Bürger-, und nach einem gleichen Zeitraume auch auf den Bauern-Stand der cultivirtern Gegenden überging; — jedoch mit Ausnahme der neuern Zeit, wo allerdings öfters, und in früheren Zeiten sehr ungewöhnliche Sprünge des Luxus von den höhern, zu den niedern Classen zu bemerken, und wo Sitte und Lebensart edler und weiser Fürsten nicht selten einfacher sind, als die so mancher seiner Unterthanen, welche in äußerer Pracht und Sinnenlust die höchste Ehre und Glückseligkeit zu finden vermeinen. Und so wird sich bei solchen, hier nicht weiter auszuführenden Betrachtungen in Bezug auf Deutschlands Provinzen zahlreiches Interessantes ergeben, und dadurch zugleich, daß das A l t e r t h u m u n s n i c h t s o f e r n s t e h t, und dessen Kenntniß für den Gebildeten keineswegs so etwas Fremdartiges ist, als man nicht selten zu wähnen pflegt. Man wird dabei oft zur Verwunderung ersehen, wie die früheste und neueste Zeit, in engem Zusammenhange stehend, sich gegenseitig erläutern; wie einerseits die Jetztzeit uns oft noch der Vorzeit Verhältnisse erkennen läßt, wenn man nicht allein Bücher, sondern auch die Natur und den Menschen selbst, und beider Producte, in historischer Beziehung studirt, und wie andererseits so manches für neu Gehaltene sich schon früher vorfindet; wie überhaupt, — als die drei hierbei hervortretenden Hauptgegenstände, — die Natur des Landes, des Menschen natürlicher Charakter, und der über beides zu herrschen bestimmte menschliche Geist, ihren gegenseitigen, oft auch rückwirkenden Einfluß zu äußern vermochten.

Zumal aber wird es jedem Gebildeten einen besondern Reiz gewähren, bei Reisen und Spaziergängen i n d e r h e i m a t h l i c h e n G e g e n d, sich solchen vergleichenden Betrachtungen hinzugeben, und ihre Bewohner von frühern bis neuern Zeiten und die wechselseitigen Einwirkungen beider auf einander, im lebhaften Bilde vor das geistige Auge treten zu lassen. Und wohl uns dann, wenn dieß nicht allein die Phantasie angenehm

beschäftigt und den Verstand belehrt, sondern auch zu ernster gemüthlicher Betrachtung und selbst dazu Veranlassung giebt, das Alles zu ermitteln, was in der Jetztzeit noch für die Gegend und deren Bewohner gethan, und wie es, nach historischen Erfahrungen, am zweckdienlichsten ausgeführt werden könnte, um mehr und mehr eine höhere Landes- wie Volks-Cultur rechter Art in's Leben treten zu lassen. Und auf solche Weise die Vergangenheit mit der Jetztzeit und der Zukunft in erfolgreiche Verbindung zu bringen, wird der Beschäftigung mit der Geschichte zugleich einen praktischen Werth verleihen, der es genügend rechtfertigt, sich solcher mit Liebe und Eifer zu widmen.

Anm. I. Solche culturhistor. (bildungsgeschichtlichen) Landkarten werden alle Veränderungen sinnlich darzustellen haben, in Bezug auf 1) die natürliche Beschaffenheit von einst u. jetzt, die Wälder, Sümpfe u. Gewässer, Thiere u. Pflanzen ꝛc., wie auf 2) die menschlichen Einrichtungen, sonst u. jetzt bewohnte Orte, Vertheidigungs- und religiöse Plätze, Straßen, Gränzen ꝛc.; selbst 3) die Eigenthümlichkeit der frühern u. jetzigen Bewohner nach Sprache, Sitte, Religion, vorherrschendem Gewerbe u. sonstigen einflußreichen Rücksichten, welche sich oft durch die natürliche Landesbeschaffenheit erklären lassen. — Die Witterung wurde veränderlicher, ungesunder und unfruchtbarer (in Hinsicht des Weinbaues ꝛc.) in den Ländern, wo ein fast völliges Niederschlagen der Waldungen erfolgte. (Anzeiger d. D. 1840. 253.)

In Hinsicht der Pflanzen-Geographie sind seit zwei Jahrtausenden zahlreiche Veränderungen vorgegangen; die mehr feuchten Boden liebenden Eichen- und andere Laub-Waldungen sind durch Sumpfaustrocknen ꝛc. sehr vermindert, und die dagegen mehr angebauten, selbst auf Sandboden gedeihenden und zeitigen Nutzen bringenden Nadelhölzer wollen, bei überwiegendem Getreidebau, immer weniger zu Brenn- und Bau-Holz ausreichen. Die größern wilden Thiere, Auerochs (Ur), Bär, Elenn, Biber ꝛc. wurden erlegt oder in unwirthlichere, östlich- und nördlich-europ. Gegenden verdrängt, so daß sie bei uns nur noch in Menagerien gefunden, und, bei der gleichen Verminderung der Hirsche und ähnl. Wilds, die Jagdlustigen bald nur auf die Hasen beschränkt seyn werden. — Bäre gab es noch 1680 im Erzgebirge (Hering's Hochland I. 425.); 1725 noch im Riesengebirge; (Kurf. Johann Georg I. von Sachsen erlegte v. J. 1611—51 unter and. 95 Bären, 29 Biber, 81 Fischottern ꝛc.) — Zahlreiche deutsche u. slaw. Ortsnamen zeugen noch von Thier- und Holz-Arten, die in den Gegenden nicht mehr, oder nur spärlich noch vorkommen; ebenso wie solche Namen auf Teiche, Sümpfe, Straßen ꝛc. deuten, die längst nicht mehr vorhanden sind, dennoch aber die Verhältnisse der Vorzeit erläutern. Nicht uninteressant ist diese Ermittelung der in frühesten Zeiten vorhandenen Thier- und Pflanzen-Gattungen, wovon die Opfer- und Grabhügel noch manche Ueberreste enthalten; so auch der allmäligen Veredelung der ersteren und Einführung neuerer, insofern dieß bedeutenden Einfluß jener Art zu äußern vermochte, und der Veränderung der Menschennatur, worüber in Hinsicht auf früheste Zeit D. Schmidt in Hohenleuben treffliche Zusammenstellungen lieferte (in d. Variscia ꝛc.) — Manche einst sehr angebaute Gegenden sind durch Natur- und politische Verhältnisse, besonders Ortszerstörungen in Kriegen (im Hussiten- und 30jähr. Kriege, auch wohl schon durch die Hunnen oder Ungarn und andere barbarische Horden) wüste geworden, und nur Flur-, Gehölz- u. and. Namen weisen sie uns nach. Solche sehr verdienstliche Wüstungs-Verzeichnisse des preuß. Herzogthums Sachsen sind in Förstemann's Mittheil. d. thüring.-sächs. Alterth.-Vereins I. ff. veröffentlicht worden. Schon früher gab es einträglichen Terrassenbau an Berglehnen, bei Römhild, nach Kruse deutsche Alterth. III. 1. u. in der Ober-Lausitz, nach Böhland, wie jetzt wenig gebräuchlich ist; Hochäcker in Bayern (Schr. darüb. 1832), breitfurchig und hochgewölbt, für römisch, auch für gallisch gehalten. Nicht nur mittelst Abreißung von Erdboden u. dessen Anschwemmen in andern Gegenden durch die Gewässer, sondern auch durch der letztern veränderten Lauf hat sich manche Gegend umgestaltet; z. B. der frühere Lauf der Elbe im Meißnischen, muthmaßlich durch die Rassau und um das Spargebirg, so wie vielleicht getheilt, bei den Drachen-

bergen, Zscheila, Zadel, (das deshalb, nebst dem dazu gehörigen jenseitigen Gute Görisch einst zu Daleminzien gehört haben könnte) Röderau, Zeithayn ꝛc. (nach Pötsch Elbfluthen, Hofmann's Oschatz I. 10., Klemm's Chronik Dresdens I. ꝛc.); (Pfeiffer's Programm über die Urgesch. der Reiße ꝛc.) Eine oft bedeutende Veränderung trat durch Auflagerung neuer Erdschichten mittelst Ueberschwemmung ein, wie durch die sich oft schnell bildenden Torf- und Moor-Lager. In den Niederungen Deutschlands, zumal den Moorgegenden in Holstein, den baltischen Küstenländern ꝛc. sind deshalb zahlreiche Alterthümer gefunden worden, selbst alte Straßen, wie im Diethmarsen eine solche 8 Ellen tief, in Flandern unter Torfmoor gallische Bronze-Geräthe, in England eine Römerstraße, Waffen und Münzen, in Schottland 1820 ein Boot aus einem Eichenstamme, 15 Fuß lang, 3 F. breit u. zahlr. and. Beisp. mehr. (Leonhardt's geol. Vorles. III. 550., v. Hoff's Gesch. der natürl. Erdveränd.) Aber auch ohne jene erklärlichern Ursachen erhöhte sich oft die Erdoberfläche; denn so fand man z. B. heidn. Alterthümer 7 Ellen tief bei Grottau unfern Zittau; Urnengräber 10 Ellen tief bei Ratibor in Schlesien, in welcher Tiefe sie ursprünglich wohl nicht beigesetzt wurden u. s. zahlr. Beispiele mehr.

Wichtig für die alte Geographie ist ferner die Erforschung der nicht mehr oder doch nicht in demselben Grade benutzten uralten Landstraßen; so ging z. B. die Heerstraße von Meißen nach Leipzig früher nicht durch den Keilbusch, sondern über Lommatzsch; eine solche nach Böhmen über Purschenstein (Klemm's Chronik V. 70.), die Löbau-Zittauer Straße über Ruppersdorf; eine früher sehr frequente, jetzt nicht mehr bereiste Handels-, die uralte, sogen. hohe Schlesinger Straße von Polen aus über Görlitz, Schöps, Budissin, Großenhayn, Merschwitz, Boritz, Oschatz nach Leipzig. Uralt ist ebenso die Straße über Zwickau nach Süddeutschland und Italien; nicht minder schreibt man der sogen. grünen Straße bei Delitzsch ein hohes Alter zu. Manche erhielten schon in frühern Zeiten besondere Namen von der Abholung bestimmter Producte, so die Salzstraße von Hayn über Zabeltitz nach Mühlberg, die Glasstraße nach Böhmen u. a. m., die wegen verändertem Geschäftsbetrieb ihre Wichtigkeit verloren. Ein von Kruse, Worbs u. And. vermutheter Handelsweg von der Donau nach den baltischen Bernsteinküsten in heidnischer Zeit (von den Römern benutzt) ging wahrscheinlich vom Waagthale aus nach Schlesien, dann durch die Oberlausitz und Brandenburg, bei Mittenwalde vorbei, nach Klöden's Gesch. v. Berlin; in der Lausitz gefundene römische Münzen hat man zugleich darauf bezogen. Es verdient wenigstens näherer Prüfung, bevor man, wie so oft bei solchen nicht urkundlich zu erweisenden Gegenständen, aus vorgefaßter Ansicht sie als leere Hypothese ansieht.

Anm. II. Unerklärlicher Weise sind in neuerer Zeit dagegen Ansichten aufgestellt worden, wonach die Slawen gebildeter gewesen wären, als die Germanen; darüber hat der Verf. B. V. H. 3. des N. Lausitz. Magazins 1840 unter dem Titel „Kleinigkeiten" sich näher geäußert. Man beachtet oft nicht die verschiedenen Zeiten und schreibt frühern das Alles zu, was erst in weit spätern z. B. im 10. oder 11. Jahrh. von Zeitgenossen berichtet wird; ebenso wenig die Gegenden, indem man die höhere Cultur einigen Handelsstädten an der Ostsee in jenen Jahrh. (woran übrigens angesiedelte ausländ. Handelsleute wohl wesentlichen Antheil hatten) ebenfalls allen andern slaw. Stämmen bis zum adriatischen Meere und von der Elbe bis zu dem Ural zugesteht. (Ueber die slaw. Sitte und Cultur: Literaturblatt, Tübingen 1839. No. 107.) Zudem verfällt man zuweilen in ein bodenloses Etymologisiren, indem man alle Gegenstände, deren Namen irgend eine Aehnlichkeit mit slaw. Worten haben, für Slawen Ureigenthum hält, so daß die Germanen und andere Völker von jenen damit erst bekannt gemacht wurden. Ebenso pflegt man oft alle Orte, deren Namen bei den Slawen oft vorkommenden Sylben besitzen, als von den letzten angelegt, anzunehmen; — ohne im Mindesten darauf Rücksicht zu haben, wie trüglich bloße Wortähnlichkeiten überhaupt sind; wie oft fremde Worte in die Sprache einer Nation ohne Noth aufgenommen werden, die bereits andere für denselben Gegenstand besitzt und diesen längst kennt, und wegen jener Wortannahme nicht mit ihm erst vertraut wird; endlich, daß wegen Urverwandtschaft aller indisch-europ. Nationen und Sprachen, eine Menge Worte allen diesen gemeinschaftlich eigenthümlich sind. Wenn dieß unbeachtet bleibt, wird man leicht Orte mit solchen slaw. Sylben auch auf Jamaika und Japan als slaw. Colonien in Anspruch nehmen und ebenso behaupten können, daß die Deutschen von den Slawen oder Rö-

mern erst über den Besitz und Gebrauch von Augen und Nasen belehrt worden wären, weil diese deutschen Worte mit den latein. (oculus, sonst ocus; nasus) u. den slawischen (oko, woko; noss) desselben fast gleichlautend sind. Eine solche (nicht sehr seltne) Sucht zu etymologisiren, würde die Geschichts- und Völker-Kunde bald zum Roman, oder zur Satyre gestalten und neue Irrungen verbreiten, statt daß eine vorsichtige Etymologie die Wahrheit zu erforschen bemüht ist.

Anm. III. Solche kleine Bezirke mit nationellen Eigenthümlichkeiten der Bewohner giebt es in vielen Gegenden; so z. B. die Altenburger, die durchaus von Wenden abstammen sollen — wie denn in manchen Gegenden alles Wendisch oder Slawisch seyn muß, wenn man dessen Ursprung nicht sogleich auf andere Art zu erläutern weiß — und dennoch ein deutsches Element in Sprache, Sitte rc. zeigen; sie sind vielleicht zu Wiprechts von Groitsch Zeit aus Franken, als Ansiedler oder auch schon weit früher angekommen; manche Sitte soll schwäbischen gleichen. Kann man sich nur von der vorgefaßten Meinung des slaw. Ursprungs trennen, so wird nähere Untersuchung bald Anderes ergeben. Ebenso sollen die Halloren, die Nachkömmlinge von Salzbereitern aus deutschen Gegenden, ebenfalls Wenden seyn. Auch die Mundarten, Sitten rc. der Bewohner des Erzgebirges, der südlichen Oberlausitz, und Schlesiens mit ihren so eigenthümlichen Sprachdialecten und der deutschen Nord-Böhmen werden Stoff zu jenen Untersuchungen abgeben. — So zeichnen sich ferner die Bewohner auf manchen Dörfern um Ratzeburg durch Tracht und Sitte wesentlich vor andern aus, mit dem sie sich nie gern vermischen; dieß gleiche Verhältniß findet sich bei den katholisch-deutschen Bewohnern in der Conitzer Gegend in Pommern; ebenso auf der Rügenschen Halbinsel Mönchsguth, sonst Reddewiß, die nicht minder durch Kleidung, Sitten und Abneigung gegen andere Rügianer sich von diesen scheiden. Diese Forschung wird auf die gegenseitigen physischen, sprachlichen und sittlichen Verhältnisse der Bewohner der verschieden Provinzen Deutschlands zu erstrecken seyn. Versuche dazu in physiolog. Hinsicht wurden im Inlande 1830. N. 255 ff. u. Morgenblatt 1830. 184 ff. mitgetheilt. Einige Schilderung der Sitten rc. mancher Gegenden in culturhistor. Bezug enth. die Schrr. der mecklenburg., pomm. u. voigtl. Alterth.-Vereine. Beifall verdient es, daß an einer Sprachkarte der deutschen Provinzen von mehrern Alterthums-Vereinen eifrig gearbeitet wird, womit eine Karte eigenthüml. Trachten, Sitten und Lebensart sich leicht verbinden lassen würde.

Als ein Excurs sey hier auf ein ähnliches Verhältniß in Bezug auf die scandinavischen Bewohner hingewiesen. So wie in neuerer Zeit von ihnen, zumal den Schweden, manche ferne Kriegszüge (zum Theil sehr abentheuerliche) unternommen wurden, und in frühester Zeit schon die Schaaren der Gothen aus jenen Ländern auswanderten und sich nach Osten und Westen verbreiteten, so wurden im frühesten Mittelalter (in dem 8. bis 11. Jahrh.) zahlreiche kriegs- u. eroberungslustige Schaaren ausgesandt, deren bisher wenig beachteten und doch so merkwürdigen, auf spätere Zeiten einflußreiche Seefahrten und Kriegszüge einen interessanten Stoff zu historischen Betrachtungen darbieten. Manche ihrer sehr abentheuerlichen Fahrten sind in den interessanten Wickings-Sagen geschildert. Die Normannen (eigentlich Nordmannen oder vielleicht von Norje, Norwegen, so benannt) eroberten sich Landstriche in Frankreich, England, Italien rc.; sie entdeckten, wie sich kürzlich ergeben, Nordamerika, und beschifften muthmaßlich auch das südliche. Als Waräger durchzogen sie Rußland, u. gründeten unter Rurik ein Fürstenthum. Von ihren Sitzen sind die in der Krimm, am Dniper und Roß, ebendieselben, welche noch jetzt die, durch manche Eigenthümlichkeit vor andern slaw. Bewohnern sich auszeichnenden — und muthmaßlich von jenen Einwanderern abstammenden — Zaporoger Kosaken bewohnen. Diese Waräger oder Wäringer (vom Warägischen Meere, der Ostsee so benannt) also mit den Deutschen stammverwandte Nord-Germanen, sind es, welche den Grund des jetzigen russischen Reiches legten, obschon es später in slaw. Besitz übergieng, und welche ihm muthmaßlich auch den Namen gaben, denn sie selbst werden Ruß in arabischen Schriften, vom Longobarden Luitprant, von Nestor und die Schweden von den Finnen jetzt noch so genannt. Jene Zaporoger haben noch sehr eigenthümliche Sitten und Gebräuche, eine Art Constitution rc., dem Slawenthum fremdartig; sie nannten ihre Sitze Gard, der nordische Name für Burg, und ihre burgwallartigen Befestigungen, wie Grabhügel, Steinhämmer und andere Alterthümer gleichen auf überraschende Art den germani-

schen, wie dem Verf. von dem Prof. Ritter in Berlin brieflich mitgetheilt wurde, in dessen Geographie Näheres enthalten seyn wird. Und so fänden sich im fernen Rußland noch german. Ueberreste und selbst Nachkommen, obschon nicht so rein erhalten, wie (nach Bragur VI., nach Goethe, v. Hagen u. and. Reisenden) in Italien (bei Verona, Vicenza, Toscana rc.) durch Sitte u. Sprache als deutsche Colonien sich ergebende Gemeinden angetroffen werden; wohl Nachkömmlinge german. Nationen, die zur Zeit der Völkerwanderung Italien heimsuchten.

Anm. IV. Diese Zurückführung der mittelalterlichen Mark- u. Burgbezirks-Gränzen, und zugleich der meist darauf beruhenden Diöcesan-Gränzen der Bisthums-, Diaconats-, Erzpriester- u. and. kirchl. Sprengel, auf frühere german. u. slaw. Bezirkseintheilung, hat sich im Allgemeinen vielfach bewährt; so z. B. durch Leutsch sächs. Gau-Geographie (in s. Gero) u. durch Schiffner's bereits gleich beabsichtigte Leistung; ferner durch Raumer (in s. brandenburg. Regesten), Wersebe (Gaue in Bezug auf die Elb- und Weser-Gegend), Lang in Hinsicht Bayerns, Ledebour in der Brukterer-Gegend; so in Schleswig u. and. deutschen Landen. Selbst in dem nördlichen Frankreich hat man auf jene Weise und zugleich durch Beachtung der nationellen Eigenthümlichkeit der Bewohner, die frühern röm. und gallischen Sitze u. deren Gränzen mit viel Glück ermittelt.

§. 8. Der Löbauer Berg, der Stromberg und Rothstein.

Die Stadt Löbau, eine der jetzigen Vier- (und ehemaligen Sechs-) Städte der Ober-Lausitz ist unermeßlich reich; sie besitzt einen fast noch unbenutzten Geldkeller, und, wenn dessen Schätze einmal auf gemeiner Stadt Kosten gehoben und dann vertheilt werden, so hofft auch der Verfasser, als getreues Stadtkind, einen reichlichen Theil davon zu erhalten, obwohl vorjetzt noch unbekümmert darum, wie er am besten anzuwenden. Ohne Scherz! — der Geldkeller ist wirklich vorhanden auf dem, ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde südlich von der Stadt, mitten in ebener Umgegend, kegelförmig und ziemlich hoch und steil sich erhebenden (Löbau'schen) Berge. Der Vier-Stadt Löbau gebührt aber auch eine solche Auszeichnung vor andern wenigstens deshalb, weil sie — wenn auch nicht urkundlichen Nachrichten, doch Volkssagen und Chroniken nach — als die älteste der Sechs-Städte gilt, wie Anm. I. näher erwähnt ist. Der gütige Leser mag den Verf. auf den Gipfel jenes Berges begleiten, und es wird ihn schwerlich gereuen; denn, wenn auch nicht einige Goldthaler aus jenem Keller, selbst nicht wichtige alterthümliche Ergebnisse, oder die für den Naturfreund interessanten und zum Theil seltenen botanischen und geognostischen Merkwürdigkeiten des Berges, ihn für den Weg belohnen sollten, so doch wenigstens die reizende Aussicht auf der südlichen Bergkuppe. Ein herrliches Panorama mit zahlreich belebten Orten in fruchtbaren Auen und an der diese bewässernden Löbau, mit einem durch bläuliche Hügelreihen lieblich bekränzten Horizont, lockt nicht nur die Bewohner der Stadt und Umgegend während der wärmern Jahreshälfte auf ganze Tage hinauf, sondern auch alljährlich zahlreiche Reisende, welche es nicht vorziehen, die Welt nur mit Eil- und Dampf-Wagen zu durchfliegen und sich höchstens die passirten Orte in der Schreibtafel zu bemerken,

um, nach englischer Sitte, wenigstens dagewesen zu seyn, versichern zu können. Der schöne Naturgenuß wird von Allen gerühmt, welche die Mühe des Weges nicht scheuten, die, durch freundlich dargebotene Erfrischungen, in baldige Vergessenheit zu bringen, ein behender Berghausgeist gern bereit ist, welcher — gleich den Hospiz-Bewohnern auf des St. Gotthardts Höhe — zum Wohle der Besteiger des Berges, auf dessen südlicher Kuppe während der Sommerzeit Tag und Nacht gastlich Haus hält.

Wir wählen den östlichen, weniger nahen, aber auch nicht, wie der südliche, zu steil ansteigenden Weg, und gelangen bald nach dem Eintritte in das schattige Nadelgehölz, und dem begonnenen Steigen des Berges, zu dem Honigborn. Taf. I. N. 42. (mit Löbau und dessen Berge, so wie den mit a bemerkten benachbarten Rothstein) zeigt diesen bei e, während b der Bautzner Kuppe, c dem Schaafberge und d der schon erwähnten Kuppe mit dem Berghause gilt. Jener köstliche, reine und erquickende Quell wohl ebendieserhalb Honigbrunnen genannt, ist derselbe, wovon man in der Gegend allgemein erzählt, daß aus ihm die kleinen Kinder herausgefischt werden, welche zärtliche Eltern gern zu besitzen wünschen. Der Ort — dessen frühere Tische und um diese befindlichen Sitze, von rohen Steinblöcken wohl schon seit Jahrhunderten errichtet, jetzt durch bequemere von Holz ersetzt sind, — wird von den Stadtbewohnern an heitern Nachmittagen fleißig besucht, zum Genuß einer reichlich belohnenden Aussicht, wie geselliger Unterhaltung und Erholung und eines einfachen, im Freien bereiteten Mahles. Vergl. Anm. II. Von dort ist es nicht mehr weit zum schon besprochenen Geldkeller, — einige fast senkrecht hervorstehende Steinblöcke, mit wenigen schmalen Spalten statt der Thüre; darin liegt nun der Schatz, eine große Braupfanne mit Gold. — Zwei Knaben spielten einst bei dem Geldkeller, und dem einen führte der Wind sein Strohhütchen zwischen die Felsen; er suchte es ängstlich und gelangte dabei in einen früher nicht gekannten Felsenkeller, wo eine Anzahl stummer Herren, am Tische sitzend, ihm winkten, sich aus der, hinter ihnen stehenden Braupfanne mit blanken Thalern und Goldstücken, Einiges zu nehmen; ein feuerschnaubender Hund hielt zwar Wache dabei, that ihm jedoch nichts zu Leide. Die kleinen Taschen mit Geld gefüllt, gelangte der Knabe auch ohne Nachtheil wiederum aus der Höhle, und er erzählte dem Gespielen das glücklich abgelaufene Abentheuer. Dieser wollte es ebenfalls bestehen, doch als er endlich mit vieler Mühe den Weg in den Keller gefunden hatte, winkten ihm die Herren mit böser Miene, sich sogleich zu entfernen und der Hund bewieß sich so grimmig, daß jener ohne Erreichung seines Zwecks davoneilte. Nur selten ist der Keller geöffnet, so z. B. zur Mitternachtszeit in der Christnacht, am Mittage des Johannisfestes und zu ähn-

licher seltnen Zeiten; auch ist es überhaupt bisher nur Wenigen geglückt, ihn betreten zu können, da selbst bei schon halbgelungenen Versuchen meist noch ein Versehen begangen wird, weil dabei manche Vorsicht nöthig ist; — wie gewöhnlich bei allem Schatzgraben. Wer nur habbegierig nach dem Schatze strebt und alles Andere dabei vergißt, kommt oft übel weg; daher giebt es auch so wenig Beispiele, daß man reiche Geldschätze mit fortbrachte und daß dieselben zugleich zum wahren Lebensglück gediehen. Das Loos einer unbesorgten Mutter kann zur Warnung dienen. Eine arme Frau gewahrte einst, — es war gerade an einem Charfreitage früh, als man eben vom Chor die Passion sang, — daß die Thüre des Geldkellers des Löbauer Berges offen stand; sie ging hinein, um einen Schatz zu finden, wie es Manchem vor ihr geglückt war, obwohl sie einen solchen schon auf den Armen trug, nehmlich ihr liebes, einziges Kind. Ueberall glänzten helle Karfunkel, Gold= und Silberstücke ihr entgegen, die in mächtigen Braupfannen aufgehäuft waren. Kein Wächter ließ sich sehen, und um nun recht viel von diesem Schatze zu erlangen, setzte sie auf einen, unfern des Einganges befindlichen Tisch einstweilen ihr Kindchen, wo es mit einigen darauf liegenden ganz frischen Aepfeln zu spielen begann. Soviel als möglich raffte sie des Geldes und Goldes in ihre Schürze, so daß es kaum fortzubringen war, und trug es eilig vor dem Keller hinaus, um darauf ihr Kind nachzuholen. Doch welch' ein Schreck! der Keller hatte sich hinter ihren Rücken plötzlich verschlossen, und sie konnte dessen Thüre nicht wiederfinden, so sehr sie sich auch dieserhalb bemühte; alles Jammern und Klagen war fruchtlos, so gern sie selbst alle erlangten Schätze für den verlornen wiederum weggegeben hätte. Und obgleich sie ihr Unglück denen, die zu Rathe saßen, anzeigte, so konnten dennoch auch diese und Niemand ihr rathen und helfen, und selbst alle Nachforschungen auf gemeiner Stadt Kosten nach der Kelleröffnung waren vergeblich. Nur Zeit und Geduld konnten ihren Schmerz mildern, so wie die Hoffnung, das nächste Jahr, wenn sich der Keller zu derselben Zeit wiederum öffnen würde, ihr geliebtes Kind wiederzufinden. Und dieß geschah auch; denn als man das nächste Mal die Passion sang, öffnete der trauernden Frau sich plötzlich die unterirdische Pforte mit ihren blinkenden Schätzen. Doch diese blendeten sie nicht mehr; nur zu ihrem Kinde eilte sie freudig, das, noch mit jenen Aepfeln spielend, auf dem Tische saß, worauf sie es gesetzt hatte, und die Aermchen ihr sehnsuchtsvoll entgegenstreckte. Als sie aber mit ihm das Sonnenlicht erreichte, erblich das Kind in ihren Armen. — Doch, für die Leser, welche ein so tragisches Ende solcher Erzählungen nicht gern vernehmen, sey hier eine andere Lesart der Sage mitgetheilt. Nur eine dreitägige Ohnmacht hatte das Kind befallen und da ein Jeder an dem Schicksale der unglücklichen Mutter Theil nahm, so auch ein wunderthätiger Mann der Ge-

gend; es gelang ihm, dem Kinde wiederum Leben und Gesundheit zu schenken und zwar mittelst heilsamer Kräuter, die nicht weit von jenem Geldkeller wachsen, weshalb auch ein dasiger Ort bekanntlich der Kräutergarten heißt. Der darauf munter gedeihende Knabe war aber nie mehr auf den Berg zu bringen, mochten seine Gespielen auch noch so fröhlich dahineilen, und als er zum Jüngling herangewachsen und die Mutter verstorben war, ging er in die weite Welt, und hat da, durch Fleiß und Rechtschaffenheit, sein Glück gemacht, mochte aber nie von dem Glücke etwas wissen, welches nur durch Schätze in Geisterbergen und auf ähnliche Art leicht zu erwerben sey. — Unbedachtsame Leute haben oft lange Jahre in der Höhle zubringen müssen; so erging es z. B. einem Löbauer Bürger. Als ihm einst, — es soll in der Mittagsstunde eines Johannistages gewesen seyn — der Zutritt zum Schatze gelungen war, hatte er, aus übergroßer Begierde, sich möglichst viel davon anzueignen und immer Köstlicheres auszuwählen, sich dabei sehr verspätigt und vergessen, daß der Berg nur eine Stunde offen sey; er mußte sieben Jahre lang darin verbleiben. Als nun, nach deren Verlauf, während dem er in tiefen Schlaf versunken war, sich die Thüre wiederum öffnete, eilte er, das Mitnehmen der schon zusammengespeicherten Schätze darüber gern vergessend, hinaus, schon froh, nur seine Freiheit wiederum erlangt zu haben. Er konnte mit dieser Strafe noch zufrieden seyn, denn ein Schäfer mußte einst, bei einer gleichen Absicht, zwanzig Jahre in dem bekannten Küffhäuser in Thüringen zubringen, und es giebt selbst Beispiele von hundertjährigem Aufenthalte in solchen Geisterbergen. Ueberhaupt hat die Erfahrung gelehrt, daß dessen Streben nie gelang, welcher leicht und ohne viel Mühe zu erlangende Schätze absichtlich aufsuchte, wogegen der, welchen, — von ihm ungesucht — ein günstiges Geschick zur rechten Zeit und an den rechten Ort hinführte und dem dabei ein bescheidener Sinn zu eigen verblieb, desto eher vom Glück — der Verfasser meint hier nehmlich von jenem Löbauer Schatze — begünstigt wurde. — Des in der Nähe jener Gegend befindlichen Kräutergartens mit heilsamen Pflanzen wurde schon gedacht; in diesem blüht zuweilen auch die berühmte, so seltene Wunderblume, welche mancherlei Glück bringen soll; ein Rathsförster sah einst, ungefähr vor dreihundert Jahren, eine solche in ihrer Blüthe, aber aus Unentschlossenheit, sie zur rechten Zeit zu brechen, verscherzte er sein Glück. Vergl. Anm. V.

Um nicht ebenfalls sieben Jahre in diesem Geldkeller verschlossen zu werden, oder durch die etwa erlangten Schätze nicht noch Unheil zu erleiden, unterlassen wir das emsige Suchen nach dessen Thüre, geduldig auf das eigene Handeln eines günstigen Geschicks vertrauend, und begeben uns an der nord-östlichen Berghöhe weiter hinauf, bis zu dem sogenannten Schaafberge, einem breiten und unebenen Platze, mit üppig wuchernden

Grase und **kleinen** Gesträppe, so wie hier und da mit Steingerölle bedeckt. **Zur Seite** befindet sich eine Bergkuppe, die eine weite Aussicht, selbst auf das deutlich zu erschauende Budissin gewährt und deshalb die **Bautzner Kuppe** genannt wird. Wurde schon vorher Manches von Geistern und **wunderbaren** Ereignissen erwähnt, so ist es nun zumal auf diesem **Schaafberge** nicht recht geheuer; da läßt sich nicht selten der **Nachtjäger** mit seinem Gefolge sehen, und schon mancher beherzte und scharfsichtige **Förster** wurde auf unerklärliche Art geäfft, und so werden manche andere **grause** Gespenstergeschichten, selbst aus neuerer Zeit erzählt, welche der **Verf. nicht** einmal nacherzählen mag. Dagegen ist der uralten Volkssage zu **gedenken**, daß nehmlich auf diesem Schaafberge einst die Stadt **Löbau gegründet** werden sollte, und schon an die Stadtmauer **Hand angelegt** ward; die Sache gedieh aber nicht, denn die dazu bereit gelegten **behauenen** Hölzer wurden stets in der Nacht von einem weißen Pferde **herunter** in das Thal geschafft, wo die Stadt jetzt steht; man mußte sich also **diesem** fügen. Diese Stadtmauer ist Taf. II. N. 6. dargestellt.

Orte, wo es so zahlreiche Sagen giebt, verdienen in alterthümlicher Hinsicht **näher** untersucht zu werden, und bei einer solchen Nachforschung hat sich **denn** auch hier manches Merkwürdige ergeben; vor Allem gehört dazu, daß eben dieser Bergtheil von einem Steinwalle — die Stadtmauer jener Sage — umgeben ist. Auf dem Grundriß des Berges Taf. I. N. 13. befindet sich diese mauerartige Umwallung, als ein etwas schiefes **Quadrat** mit abgerundeten Ecken, mit a bemerkt, während e den **Honigborn** und g den Weg dahin, von der Stadt aus, bezeichnet; d aber die **Budissiner** Kuppe und f den ebenfalls schon gedachten südlichen **Berggipfel** mit dem Berghause und einer Schießstätte. Nicht fern vom **Geldkeller** (b) fand man (in der Gegend von c) vor etwa 30 Jahren zufällig **mehrere Drathringe**, Nadeln und ähnliche, — zwar nicht mehr vorhandene, aber von Augenzeugen genügend bezeichnete — Metallgegenstände, wie sie in **germanischen** Grabstätten öfters vorkommen; nehmlich von der, gewöhnlich mit dem antiken grünen Rost überzogenen Bronze, der bekannten, zumal bei den Römern gebräuchlichen Metallmischung von Kupfer und etwas wenig Zinn. Auf dem Schaafberge selbst aber wurde im J. 1802 ein **Kelt** (oder Celt), nehmlich eine, aus gleichem Erze bestehende und mit jenem edlen Rost bedeckte, meiselartige Stoßwaffe aufgefunden, die in des Verf. Besitz gelangt, und Taf. I. 43, a, b, c nach verschiedener **Ansicht** abgebildet ist; — über welche meiselartige, den Kelten und **Germanen** zugeschriebene Geräthe ein besonderer §. handeln wird. Nach solchen Auffindungen muß jener Steinaufwurf um so bedeutsamer erscheinen. — Dieser Steinwall, von ungefähr 1550 Ellen Länge, meist $1\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ E. Höhe, 5—10 E. Breite, und süd- und westlich mit höher und breiter als öst- und nördlich, ist aus zahlreichen auf-

einandergeworfenen Steinen verschiedener Größe gebildet, und zwar von denselben Steinarten (Granit, Basalt, Dolorit 2c.) aus welchen der Berg besteht. Solche Steinwälle, die nicht als eine Spielerei müßiger Hirten betrachtet werden können, woran vielleicht Mancher, bei dem Namen des Ortes, Schaafberg, denken möchte, sondern, wegen so bedeutender Länge und Höhe, als ein Werk von großer Anstrengung zahlreicher Menschen anzusehen sind, gehören der heidnischen Zeit an, als mittelst Kalkmörtel zu fertigendes künstliches Maurrwerk noch nicht bekannt war, das vielmehr in die östlich- und nördlich-deutschen Gegenden erst im 9. und 10. Jahrhundert, nach Ueberwältigung der Slawen und deren Germanisirung, in Gebrauch kam. Ueberhaupt ist die Sitte, wichtige Orte durch Steinumsetzung und Steinumwallung zu sichern und abzuschließen, allen minder cultivirten Völkern eigen und man findet sie häufig als Ueberreste früherer asiatischer, wie europäischer, selbst amerikanischer Nationen. Und so gehören auch alle solche Steinbaue, die Steinkränze und Steinkreise, wie andere Steinsetzungen in Deutschland, jener heidnischen Periode an, und zwar zumal keltischen und germanischen Nationen, da sie sich in deren Ländern häufig finden, obwohl auch in manchen, jetzt von Slawen bewohnten Provinzen; vergl. Anm. IV., wo beispielweise einige genannt sind, die theils zu kriegerischen, theils zu religiösen Zwecken benutzt wurden.

Jener Steinwall hat aber noch eine besondere Eigenthümlichkeit; er besteht nehmlich, zumal an der westlichen Seite, aus theils durchglühten und entfärbten, theils mehr oder weniger geschmolzenen und verschlackten Steinen, wovon mehrere gewöhnlich in einem Klumpen fest zusammenhängen, der von andern daranliegenden oft durch einen, muthmaßlich von Holzkohle herrührenden, kleinen Raume getrennt ist und sich dadurch genau scheidet. Es ist daher eine sehr räthselhafte Schmelzung erfolgt, so wie Kohlenüberreste auf dem Boden, auf einen Brand an Ort und Stelle, und zugleich an manchen Orten der innern Fläche des Walles, deutlich hinweisen, wie Anm. V. mit Erläuterung der Abbild. T. I. 35. ausführlicher angegeben ist.

Daß jene Schlacken nicht natürlicher, vulkanischer Art, sondern durch Menschenhände hervorgebracht sind, haben die geachtetsten Geognosten bestätigt; D. Cotta's Ansicht darüber ist Anm. VI. enthalten. Solcher Schlackenwälle giebt es mehrere, und da jener mit einem solchen bei Buckowetz in Böhmen besondere Aehnlichkeit hat, so ist dieser letzte Taf. I. N. 16. im Grundriß mitgetheilt und in Anm. VII. näher beschrieben; er verdient diese Beachtung zugleich auch als der zuerst entdeckte alterthümliche Wall dieser Art, durch dessen Erwähnung bei der Versammlung der Naturforscher Deutschlands zu Prag, im Jahre 1838 (durch Prof. Zippe), die Aufmerksamkeit auf solche räthselhafte Gegenstände der Vorzeit zuerst angeregt wurde. Wohl werden manche Leser sich dabei der

von Leonhardt zuerst zur Sprache gebrachten, verglaseten Burgen Schottlands erinnern, deren nähere Beschaffenheit in der Anm. VIII. geschildert ist, da sie, wenn auch nur entfernt mit jenen Wällen verwandt, dennoch schon an sich als eine merkwürdige, für jeden Gebildeten interessante Erscheinung gelten werden.

Aus diesem Allen geht mit Gewißheit hervor, daß an eine Erzschmelzstätte nicht zu denken ist; daß vielmehr, so schwierig sie auch erscheint, dennoch eine Schmelzung des Gesteins durch offenes Feuer im Freien erfolgt seyn muß, und daß endlich nicht die letztere der Hauptzweck gewesen ist, sondern daß das Schmelzen nur als Nebensache, beim Opferfeuer oder andern Brande, erfolgte, so wie auch auf unbezweifelten Opferorten anderer Gegenden ebenfalls zahlreiche Steinschlacken dieser Art vorkommen, deren Schmelzung wohl meist nur bei ihrer Benutzung zum Herde des Opferfeuers nach und nach statt fand. Merkwürdig ist ferner, das völlig gleiche Zusammenhängen einer Anzahl Steine in getrennten Klumpen bei Löbau und bei Buckowetz, — wenn auch am letztern Orte überall im Walle, und bei erstern fast nur an einer Seite desselben, — welches auf getrennte Schmelzung dieser Steinballen deutet, so wie der oft dabei bemerkbare Raum auf dazwischen befindlich gewesene, zugleich mit verbrannte Hölzer. Von manchem Walle der Slawen an der Ostsee (in Pommern, Mecklenburg rc.) zur Zeit ihrer Ueberwältigung und Bekehrung, ist aus gleichzeitigen Annalisten bekannt, daß dieselben oft sehr hoch aus Holzstämmen errichtet und mit Erde und Steinen dazwischen ausgefüllt waren; (auch von Fundamental-Steinen ist dabei die Rede), so wie, daß sie gewöhnlich vom Feinde angezündet und verbrannt wurden. Man könnte bei den Steinwällen, wo sich jene Schlacken und Klumpen finden, vielleicht ein ähnliches Verhältniß annehmen, daß z. B. der Hauptbau aus vielem Holze gefertigt und zu mehrerer Festigkeit zwischen dessen Schichten dann noch Steine angehäuft wurden, die bei dem Brande, mitten in der Flamme wohl von derselben stark angegriffen und dadurch mit einander verbunden, dann mit den sie umgebenden Kohlenschichten herabstürzten. Wird auch durch diese Vermuthung so mancher Zweifel noch nicht beseitigt werden, so möchte sie dennoch, zumal da die verschlackten Steine meist zu den basaltischen Gebilden, und daher zu den leichtflüssigern Mineralien gehören, vorjetzt als eine der wahrscheinlichern Erklärungen gelten können, bis sich weitere Resultate ergeben haben.

Als ein Wall zu kriegerischen Zwecken, zum Sicherungsplatz der Umwohner rc., möchte der des Löbau'schen Berges nicht anzunehmen seyn; er liegt nicht genügend abgesondert und könnte von allen Seiten leicht angegriffen werden; er wird daher vielmehr nur für einen Opferort gelten können, vielleicht auch zugleich zu Volksversammlungen bestimmt. Die an manchen Orten, zumal östlich und nördlich, nur unbedeutende

Höhe und Breite des Walles konnte keinesfalls zur Abhaltung von Feinden, sondern nur zur Abgränzung eines geheiligten Platzes dienen, um Uneingeweihte in der Entfernung zu halten. Allerdings ist es räthselhaft, woher jene, fast nur westlich bemerkbare Feuer-Einwirkung entstand; da es zahlreiche Opferorte anderer Gegenden giebt, die, durch Wälle gesichert, als Götter- und Priester-Vesten anzunehmen sind, so könnte wenigstens eine theilweise Befestigung auch dieses Ortes vermuthet werden; doch erscheint es wohl noch wahrscheinlicher, daß es an jener Seite vielleicht einem Gerüste oder einer sonstigen besondern Vorrichtung zu Opferzwecken galt, wodurch jene Steine klumpenweise schmolzen. Bei einem vielleicht Jahrhunderte lang unterhaltenen Opferfeuer konnten wohl auch die härtesten Steine zum Schmelzen und Verschlacken gebracht werden. Auf einem Opferplatz deuten ferner die Branderde und die geschmolzenen Steine in der Mitte des Wallplatzes, wo sich, bei genaueren Untersuchungen, auch wohl noch andere alterthümliche Gegenstände finden könnten; ferner die Lage jenes Bergtheils nach Osten zu, — wohin meist alle Opferorte gerichtet waren, — während die beiden andern Kuppen desselben unbeachtet blieben, wenigstens keine Andeutung auf frühere Benutzung besitzen. Besonders wird diese Vermuthung durch die oben erwähnten Sagen gesteigert. Wo von Schätzen an, von Geistern bewachten Orten die Rede ist, gab es in der Regel heidnische Opferaltäre, und die Braupfannen deuten auf die dabei benutzten Opferkessel. Insbesondere weiset die Sage von jenem Schimmel auf ein gottesdienstliches Verhältniß hin; denn weiße Pferde waren den altdeutschen und slawischen Göttern gewidmet. Bei den Slawen war ein solches dem Swantewit geheiligt; es diente, nie geritten, nur zur Weissagung, so z. B. in dessen Tempel auf Rügen; sollte es zum Kriege kommen, so wurden drei Mal zwei Spieße kreuzweis hinter einander zum Darüberspringen in die Erde gesteckt; setzte jenes den rechten Fuß voraus, so war es ein gutes, wenn dagegen den linken Fuß, ein übles Zeichen. Ebenso wurden in der nordischen Mythologie dem Odin und so auch andern Göttern weiße Pferde beigegeben; für des germanischen Wodan's Pferd ließ man bei der Erndte gern ein Büschel Getreide stehen, und in manchen deutschen Gauen wurden weiße Pferde, in heiligen Haynen, auf Gemeindekosten unterhalten. Hoher Wahrscheinlichkeit nach war ein solches ebenfalls ein geheiligter Gegenstand jenes gottesdienstlichen Platzes; solche auffallende einzelne Merkmale eines Orts erhalten sich oft Jahrtausende in Sagen und werden mittelst derselben von einer Bewohner-Generation auf die andere fortgepflanzt. Jene bronzenen Geräthe scheinen endlich auf eine weit frühere Zeit hinzuweisen, als die, wo Slawen von der Umgegend Besitz nahmen, deren Gränzlinie, in Hinsicht noch bis jetzt erhaltener wendischer Sitte und Sprache, so wie gleicher Ortsnamen, von Löbau's Thoren nach Norden zu, sich deutlich

scheidet, wogegen südlich davon, mit Ausnahme einiger wendisch oder böhmisch benannten Orte, von früher slawischer Bewohnung keine Spur vorhanden ist, vielmehr Alles nur auf stete deutsche Bewohnung deutet, wie weiterhin näher zu bemerken seyn wird. Es muß jedoch vorjetzt dahingestellt bleiben, ob jener Opferplatz einer der südlichsten der Wenden war, oder ob Germanen ihn anlegten und benutzten, vielleicht zu der Zeit, als Kelten oder Germanen noch Böhmen bewohnten, da jene Bronzegeräthe in diese Epoche zu gehören scheinen, bis spätere Ergebnisse mehr auf das Eine oder das Andere hinweisen. Es wird daher vorläufig genügen können, wenn wir auch nur die Ueberzeugung von der hohen Wahrscheinlichkeit eines heidnischen Opferplatzes im Allgemeinen gewonnen haben, bevor wir die Budissinische Kuppe besuchen, um auf die, viele Meilen weit in's niedere Land sich erstreckende Gegend herabzublicken, von wo einst vielleicht zahllose Opfernde auf den Berg wallten, und wornach von uns die entgegengesetzte südliche, mit gleich weiter Fernsicht gezierte Kuppe, (f auf dem Grundriß) bestiegen wird. Dieser, besonders frei und steil sich erhebende Berggipfel aber war unbezweifelt ebenfalls ein wichtiger Punct in der Vorzeit und wenigstens ein trefflicher Wachtposten, um die Stadt Löbau und die übrigen Umwohnenden durch Fahnen- oder Feuer-Zeichen zu warnen, wenn feindliche Schaaren sich zu nähern drohten. Wir aber, in gesichertern Zeiten, können unbesorgt und von der zurückgelegten Wanderung behaglich ausruhend, — wenn sonach das historisch und auch vielleicht das naturhistorisch Merkwürdige des Berges genügend beachtet ist, — uns dem Genusse der herrlichen Aussicht und, damit abwechselnd, der geselligen Unterhaltung hingeben, welche diese Bergspitze mit dem gastlichen Hause, nicht selten, zumal an schönen Tagen, den Besuchern darzubieten pflegt.

Eine benachbarte Anhöhe, der Stromberg, wegen seiner freien Lage und kegelförmig sich erhebenden Gestalt, mit weiter Aussicht, und sich schon vom Weiten vor andern Anhöhen auszeichnend, zog unbezweifelt bereits die Blicke der ersten Bewohner der Gegend auf sich, und wurde deshalb wohl ebenfalls zeitig zu ihren Zwecken benutzt; er ist 2 Stunden von Löbau nordöstlich und ½ Stunde südwestlich von Weißenberg entfernt und wird manchen Lesern vielleicht schon dadurch bekannt seyn, daß Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege, nach dem Ueberfalle bei Hochkirch, einige Stunden daselbst ausruhte und zugleich die Gegend besser zu überschauen suchte. Er ist bei der Horizont-Ansicht Taf. I. N. 40. mit b bezeichnet, und die südlich (rechter Hand zu) sich etwas erhebende Kuppe ist es insbesondere, wo es einen Schatz, in einer von Geistern bewachten Braupfanne, geben und überhaupt nicht recht geheuer seyn soll. — Ein Bauerknabe, welcher auf dem Stromberge oft die Kühe hütete,

bemerkte einst ein schönes Goldstück zu seinen Füßen; freudig hob er es auf, da blitzte ein zweites ihm in die Augen, und schnell langte er auch nach diesem; dann noch ein drittes, viertes, und so hatte er bald zehn in sein Mützchen gelesen. Damit hätte er allerdings genug haben können, allein, wie es zu gehen pflegt, er suchte immer emsiger nach mehrern und war unzufrieden, daß sich solche nicht fanden. Da zeigte sich ein elftes, doch, wie er darnach greifen wollte, empfing er einen Backenstreich von unsichtbarer Hand, und nicht nur das Goldstück, sondern auch jene zehn Ducaten oder Louisd'or, oder was es etwa seyn mochte, waren zu gleicher Zeit verschwunden und der Knabe so arm, wie vorher. Doch soll er dennoch späterhin ein reicher und zufriedener Bauer geworden seyn, weil ihm der Geisterwink vielleicht zur Lebensregel diente.

Wo Feuerfunken hervorsprühen und blaue Flämmchen in die Höhe spielen, liegt — dem Volksglauben nach — stets ein reicher Schatz, den man erhält, wenn sogleich etwas Metallnes dahin geworfen wird. Eine arme Frau am Stromberge wußte dieß und als sie einst so Etwas sah, — es war gerade unter dem Gottesdienste — warf sie ihr Taschenmesser hin; sie grub später nach und fand eine bedeutende Anzahl alter Groschen, die sie auch behielt, weil sie — damit zufrieden war. Eine andere Frau, sie darum beneidend, ahmte ihr es nach, war aber so habgierig, daß sie ihre ganze Schürze voll alte Thaler raffte und kaum genug hatte; doch, als sie dieselben zu Hause hastig zählt, erblickt sie das ganze Dorf plötzlich im Feuer stehen. Sie läuft weg, sieht sich aber getäuscht, und zwar doppelt, denn das Feuer war nur ein Blendwerk der Geister und auch ihre Thaler waren verschwunden, aus Strafe für ihre Habsucht. — Zuweilen war sonst auf dem Stromberge ein Schloß zu sehen. Einst kehrte ein Schuhmacher aus Löbau vom Weißenberger Markte zurück, verirrte sich spät Abends und ging auf jenes erleuchtete Schloß los, wo er zwei Herren antraf, einen schreibend, den andern, auf- und abgehend, jenem dictirend. Er bat um eine Laterne, doch er mußte drei Tage dableiben und Steine auf den Berg karren; dann erhielt er jene und einen Silberdreier für seine Arbeit, mit der Weisung, daß, so lange er ihn behielte, es ihm nie an Gelde fehlen würde. Als er nun in Löbau ankam, fand es sich, daß er ein ganzes Jahr abwesend gewesen war; doch da es ihm wegen des Dreiers nie an Geld fehlte, wurde er lüderlich, ließ die Arbeit Arbeit seyn und ergab sich dem Trunk. Da geschah es denn, daß er einmal im Rausche den gefährlichen Dreier mit weggab und fast ganz zum Bettler wurde. Doch er ermannte sich wieder, und als ihm endlich die Arbeit auf's Neue schmeckte, kam Alles wieder in's rechte Gleis und er ward, zwar nicht durch Geisterhülfe, doch durch eignen Fleiß, später ein wohlhabender Mann und selbst Obermeister, wo er, bei offner Lade, den Jungmeistern und Gesellen oft die Geschichte des Dreiers zu Jedermanns

Warnung zum Besten gab. Alle diese Sagen aber zeigen klar, daß das in frühern Zeiten übliche Schatzheben ein ebenso seltenes und in seinen Folgen sehr zweifelhaftes Glück war, wie das, als Ersatz dafür seitdem Mode gewordene — große Loos.

Bei näherer Untersuchung des Berges in Rücksicht dieser, stets auf heidnische Opferorte deutende Sagen, — als ein solcher auch der Stromberg in der Gegend angenommen wird, — findet sich auf jener südlichen Kuppe eine, wenn auch von Natur entstandene, doch durch Menschenhand geregelte, meist ringsherumlaufende Erhöhung von mehrern Ellen, in Bezug auf die innere Fläche. An mehrern Stellen und zumal längs der nördlichen Seite jener Kuppe, wodurch letztere von dem übrigen Berge getrennt wird, besteht diese Erhöhung aus verschlackten Steinen und mehr oder minder rothgebrannten, oft fälschlich für Ziegel gehaltenen Thonstücken, wie man solche auf andern unbezweifelten Opferaltären ebenfalls häufig findet. Die Mitte des Platzes enthält viel gebräunte und kohlenhaltige Erde. Vergl. Anm. IX.

Von einer dasigen Burg ist nirgends eine geschichtliche Spur, und wenn auch, nach früherer Art ein Holzgebäude darauf errichtet war, so konnte bei dessen Einäscherung keine Spur verbleiben; auf eine solche aber allein jene Schlacken und Kohlen beziehen zu wollen, erscheint völlig unzulässig. Unbeschadet jenes Zweckes, als Opferstätte, kann der Ort, seiner freien Lage und weiten Aussicht wegen, zugleich und zwar in heidnischer Zeit, wie im Mittelalter, als eine Warte oder ein Wachtposten zu Feuersignalen bei feindlichen Ueberfällen gedient haben, wie es damals sehr gewöhnlich und dringend erforderlich war; ebenso sollen auch Volksversammlungen auf ihm gehalten worden seyn; — allerdings Alles nur Vermuthungen, bis vielleicht ein günstiges Geschick genauere Auskunft darbietet.

Zu ein paar Bauern, welche am Stromberge ackerten, kam einst plötzlich ein kleines graues Männchen, sie wußten selbst nicht recht woher, und verlangte sechs rothe Ochsen zum Transport der Braupfanne mit dem Schatze des Stromberges auf den benachbarten Rothstein. Aus Furcht vor dem Berggeiste spannten sie sogleich ihre vier Ochsen aus, es waren gerade rothe, und holten noch zwei solche aus dem Dorfe herbei. Das unbekannte Männchen stellte es ihnen frei, ob sie die Wegführung des Schatzes sehen oder nur hören wollten, und da wählten sie denn, um das Anerbieten nicht ganz abzuschlagen, das ihnen am wenigsten gefährlich erscheinende letztere. Doch nicht geringe Angst ergriff sie, als sie die Erde unter sich dröhnen und die großmächtige Braupfanne, wie einen gewaltigen Donner dahinbrausen hörten. Seitdem befindet sich der Schatz auf dem Rothstein bei Sohland. Deshalb wird der

gütige Leser mir noch bis zu diesem folgen mögen. Sagen von diesem Berge sind dem Verf. nicht bekannt worden, wohl aber zeigt der östliche Gipfel desselben einen merkwürdigen Doppelwall, der nicht minder auf einen gottesdienstlichen und zugleich befestigten Ort hinzuweisen scheint.

Dieser, der Basaltformation angehörige, und wie alle solche Berge, sich aus der Ebene kegelförmig erhebende, ziemlich hohe und eine weite Aussicht gewährende Rothstein, — auch der Sohländer Berg genannt, von dem östlich daran gelegenen Dorfe — hat drei Gipfel, der nördliche Kamm, Taf. I. N. 15, ohne Bezeichnung, die südöstliche Kuppe mit jenen Wällen (a und b), die südwestliche oder die Georgenkuppe (c); dabei eine westliche Anhöhe (d), die Gorke, bei e das Dorf Dolgowitz, südwestlich (unter a und c) Bischdorf und entgegengesetzt, nordöstlich des Berges, Sohland. Auf der Georgenkuppe ist noch einiges Mauerwerk vorhanden, welches für die Ruine einer christlichen Kapelle zum heil. Georg gehalten wird. Jene zwei Wälle (Taf. I. N. 42.) nach südöstlicher Ansicht, westlich zu fast offen, und östlich sich an einander anschließend, wo sie sich (in der Mitte) bis auf 12 Ellen erheben, sind zum Theil aus Steinen (basaltischer Art, wie der Berg selbst) zum Theil aus Erde aufgeführt, und von weit größerer Festigkeit als der Wall des Löb. Schaafberges. Doch sind sie noch nicht genügend untersucht und so hat man auch die Ueberreste der mittelalterlichen Burg Dolgowitz noch nicht aufgefunden, welche in einer Urkunde vom Jahre 1213 erwähnt und nur auf dem Rothsteine zu vermuthen ist. Vergl. Anm. X.

Und so hätten uns denn Sagen zu drei muthmaßlich als Opferorte anzunehmenden Bergen mit Schlacken- und Erdwällen hingeleitet, welche, in einem Dreieck liegend, sich gegenseitig erblicken können, und wegen mancher Aehnlichkeit unbezweifelt mit einander in naher Beziehung standen. Die zuletzt erwähnte Sage deutet klar auf ein früheres Verhältniß des Stromberges zum Rothstein. Die Wälle des letztern, wie alle dieser Gegend, sind erst seit wenigen Jahren bekannt, und nirgends vorher erwähnt; sie konnten zu jener Sage nicht Veranlassung geben, die vielmehr uralt und volksthümlich ist. Sie scheint mit hoher Wahrscheinlichkeit auf den Wegzug heidnischer Priester von dem freistehenden, fast baumlosen Stromberge, nach den ihnen mehr Verborgenheit gewährenden, mit Wald bedeckten und von Landstraßen mehr abgelegenen Rothstein, zu deuten, und zwar zu einer Zeit, wo eine ältere Religion von einer neuern, wohl von der christlichen, verdrängt wurde. Daß aber nur geringe Spuren von einem Opferdienst auf dem Rothstein vorhanden sind, möchte sich dadurch erklären lassen, daß die heidnischen Priester dort wohl nicht lange in Ruhe verblieben, vielmehr bald darauf durch Ueberhandnahme der christlichen Lehre, ebenfalls vertrieben wurden. Vielleicht war es gerade dieser gewählte Zufluchtsort jener Priester, welcher

den Bischof von Meißen veranlaßte, zur immer weiteren Unterdrückung des heidnischen Cultus, in dessen Nähe, in dem nach ihm benannten (Bischofs-) Dorfe an des Berges Fuße, eine Kirche und, auf der einen Kuppe desselben, jene Kapelle zu erbauen, wie es überhaupt häufig vorkommt, daß, zur bessern Verdrängung des heidnischen Opferdienstes, an deren Stelle oder doch in der Nähe, christliche Gotteshäuser errichtet wurden, — wie denn auch wohl jene Burg zum Schutz der bischöflichen Umgegend diente. — Ob aber diese Opferorte nur Local- oder Bezirks-Göttern und welchen derselben galten, und so Anderes ihrer Verhältnisse, möchte wohl für immer ein Räthsel bleiben, wenn nicht vielleicht noch alterthümliche Auffindungen zu genügendern Ergebnissen führen.

Die Taf. I. N. 40. mitgetheilte (vom Pfaffenberge bei Eiserode aus aufgen.) Horizont-Ansicht wird die Lage jener drei Berge und anderer, später noch zu schildernder, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse veranschaulichen; sie wird aber auch überhaupt zugleich Denen, welche diese Gegend der Ober-Lausitz und in der Mitte die, in der Provinz überall sichtbare Landeskrone einst erblickten, zu einer wohl erfreulichen Erinnerung dienen; a bezeichnet das Städtchen Weißenberg, b Strom-, c Wohlscher Berg nebst d dem Dorf Wohla, e Königshayner Berge, f Städtchen Reichenbach, g Dorf Kittlitz, h Landeskrone, i Rothstein oder Sohländer Berg, k Dorf Bischdorf, l die nur schwach hervortretenden Riesengebirgs-Höhen, m die Bautzner Kuppe, nebst n dem Schaafberge und o Honigborn des Berges der, p Stadt Löbau. — Wie es aber etwa eintausend Jahr später, nach Benutzung des Opferwalles auf jenem Schaafberge, in der Stadt Löbau ebenfalls in religiöser Hinsicht gehalten wurde, darüber wird der folgende §. einigen Aufschluß gewähren.

Anm. I. Daß Löbau, wenn nicht als die älteste der Sechsstädte, doch als eine der ältesten der Gegend anzusehen ist, wird wegen der örtlichen Lage in fruchtbarer Gegend und an einem schon bedeutenden Gewässer, — das Löbauische Wasser, die Löbau, — nicht als unwahrscheinlich gelten. Sie befindet sich in ungefähr gleicher Entfernung von drei andern Städten (in der Mitte von Budissin, Görlitz, Zittau), wie solche in hiesigen Gegenden meist von einander liegen, 5—6 Stunden; diese Weite war in früherer Zeit die gewöhnliche der Tagereisen, und dieß Verhältniß gab zur Anlegung und Wachsen größerer Orte ebenso die nächste Veranlassung, wie die Wahl solcher, von einander in ungefähr gleicher Entfernung liegender Orte zum Sitze der Bezirks-Obern. Der später zu erwähnende Opferplatz spricht ebenso für hohes Alterthum der Stadt, die selbst in königl. böhmischen Ausfertigungen „die alte“ genannt wird, auch in frühern Jahrhunderten von weit bedeutender Größe war, und Lauban und Camenz vorging. Nach Volkssagen, wie Chroniken, und den — in Hinsicht früherer Zeit zwar wenig urkundlich begründeten, doch seit einigen Jahrhunderten genau von den Stadtschreibern fortgeführten — rathsherrlichen Stadt-Annalen, wurde die Stadt von der böhmischen Fürstin Libussa im Jahre 706 gegründet (nach andern Angaben vom Vater derselben, Herzog Krok, und von ihr selbst erweitert und mit Ringmauern versehen); darauf von der bekannten Wlasta zerstört, später wiederum aufgebaut, zumal vom böhm. König Sobieslaw 1180 und zugleich von ihm zur Stadt erhoben. Es ist dieß vielleicht nur Vermuthung früherer Annalisten, doch wäre es auch möglich, daß sich diese Vorfälle in Sagen forterhalten hätten. Der erste Anbau erfolgte unbezweifelt am Löbau-Ufer, wo

jetzt das Tiefendorf liegt (im J. 1306 urkundl. „Diebesdorpp" genannt), und an dem in jenes Wasser fallenden, von Oehsa herkommenden Bache, wo jetzt Alt-Löbau (wend. Stara Libije) und der niedere, südliche Stadttheil liegt; wogegen auf deren höherm Theile, an dessen steilem Abhange die Löbau vorbeifließt, sich in heidn. Zeit wahrscheinlich ein fester Platz befand, vielleicht mit einem Opferplatz verbunden (wo jetzt der Kirchhof oder die Hauptkirche befindlich, die oft auf jenem errichtet wurden), wenn auch jetzt nicht mehr histor. und örtl. Spuren vorhanden sind. Der Vermuthung, daß der Name der Wetzschke-Mühle von sswiaty, heilig; sswiatniza, Heiligthum; swiez, Licht, wend. abzuleiten sey, ist es entgegen, daß er von einem Besitzer jenes Namens herkommt, der 1527 „die Hölle Mole" für 275 Meißn. G. laut archival. Nachrichten erkaufte. — Dennoch läßt Manches auf eine zeitige Bedeutsamkeit des Orts und daher auch auf den dasigen Sitz eines slawischen Bezirksobern, eines Supans, schließen; 1239 wird Löbau zwar erst in Urkunden genannt, allein deshalb kann man dem Orte, selbst als Stadt, ein höheres Alter nicht absprechen lassen, weil der Beweis sich nicht führen läßt, daß keine Urkunde jener Jahrhunderte, worin desselben gedacht, verloren ging, während es allgemein anerkannt ist, daß zahllose solcher aus dieser Epoche nicht bis auf uns gekommen sind. Die Stadt mußte vielmehr schon damals von einiger Bedeutung seyn, weil sie als Sitz eines königl. böhm. Voigts (Advocatus, Richter) aufgeführt, 1303 bereits von erlangter eigner Gerichtsbarkeit der Stadt, und später vom dasigen Vehmgerichte die Rede ist. Die specielle Geschichte der Stadt, wozu die Oberlaus. Kirchengallerie 1840. N. 35 ff. schätzbare Beiträge enthält, ist hier zu übergehen; nur sey derselben als Versammlungsort der Sechsstädte seit 1346, bei deren, zur Berathung ihres gemeinschaftlichen Besten, von Zeit zu Zeit, oft mehrmals im Jahr, gehaltenen Städtetagen gedacht, und insbesondere eines seltsamen Zufalls bei dem letzten derselben.

Als nehmlich, wegen der Gelangung eines Theils vom Königreiche Sachsen an das Königreich Preußen im Jahre 1815, auch die nordöstliche Hälfte der Ober-Lausitz, und dabei die Sechsstädte Görlitz und Lauban dahin gelangten, daher nur die übrigen (Budissin, Zittau, Camenz, Löbau, dagegen als sächs. Vierstädte) verbunden blieben, so war im Jahre 1814 von allen sechs noch der letzte Städtetag zu Löbau gehalten worden. Bei dem gewöhnlichen Eintragen der Namen der anwesenden Deputirten in das seit 1672 gehaltene sogenannte Convent-Buch, war gerade nur die letzte Blattseite noch dazu frei und es wurde daher durch diese letzte Einzeichnung völlig beendigt. Es erinnert dieß an den von Goethe erwähnten gleichen Zufall, daß, durch die Aufstellung des Bildnisses des letzten römisch-deutschen Kaisers im J. 1792, in dem mit dem Portraits aller dieser Kaiser verzierten Saale des Römers (des Rathhauses) zu Frankfurt am Main, ebenfalls der nur für dieß letzte noch allein freie Raum ausgefüllt wurde.

Die Stadt wird mit folgenden, theils latinisirten, theils sorbisirten Namen urkundlich genannt: 1239 Lubavia, 1267 Lubawe, später bis 1400 Lobaw, Lubawe, Lubowe ꝛc., selten Leubaw, Lebaw, Libaw ꝛc.; das Löbauer Wasser urkundlich Lubata, Lubota, Lubotna; (die in Carpzow Ehrentempel Namen Löbda, Lobesch, wend. Lubaßk, finden sich nirgend weiter vor und sind daher sehr zweifelhaft). Die Stadt heißt in dem bei histor. Forschungen auch zu beachtenden Volksdialecte gewöhnlich: Lebau, und „de Liebe" (wie Zittau: „de Sitte"); wend. ton Lubj, ta Libije, Lobije, Lubja, Lubji. Gewöhnlich wird es von lobio, lobina, lobosč, Tiefe, Abgrund, abgeleitet, (loboky, lobozy, tief; lobschi, tiefer ꝛc., wovon manche and. Ortsnamen, Lobkowitz, Lobschütz ꝛc.) Allein damit scheint die Sache noch nicht abgethan, denn das bei diesen Worten vorkommende l ist das durchstrichene und in der Gegend wie w gesprochene ł, wie es aber nie bei jenem Stadtnamen gebräuchlich ist; dieser weiset vielmehr, wie alle ähnliche Namen der Gegend, Lübben, Lauban ꝛc. auf ein l und vielleicht lj hin; doch die Ableit. von luby, lieblich, angenehm, (Aue) ꝛc., möchte ebenso wenig anwendbar seyn, denn es giebt noch angenehmere Gegenden. Aehnliche Ortsnamen sind Libau in Kurland, (Libawa, auch Lipawo genannt und dort von lipa, die Linde abgeleitet, welches jedoch bei den gleichen Namen hiesiger Gegend nicht anwendbar erscheint. Doch giebt es auch ein russ. lub, lubja, Linden- oder Ulmenrinde, luiwa, Bruch, Sumpfwald). Ferner: Löbau in Westpreußen, poln. Lubawa, gespr. Ljubawa, Liebau in Mähren u. Schlesien, Lubow in Mecklenburg, ähnl. in Böhmen ꝛc. — Jener Name kann aber auch aus

dem Deutschen und zwar von den slawonisirten deutschen Leiba, Loiba, Luba, Lubia ꝛc., ein (Laubholz-) Wald abstammen, ebenso wie die zahlreichen mit leben, leiba ꝛc. zusammengesetzten Namen in thüring. u. angränz. Gegenden. Sie werden fast nur in reindeutschen und in den germanisirten wendischen Gegenden, so auch in den von colonisirten Wenden besetzten Orten in deutschen Gegenden gefunden, so wie dagegen die angränz. slaw. Dialecte diese Loiba ꝛc. nicht besitzen; das krain. lubnu, Hayn, ist ohne Zweifel ebenfalls aus dem Deutschen aufgenommen. Sie werden abgeleitet von dem althochd. leiba, altsächs. lebha ꝛc. der Ueberrest, das Bleibende, althd. liban, bleiben, wohnen, daher Leben: Wohn- oder Aufenthaltsort. Uebrigens verwandt mit dem althd. laub, lauf, niedersächs. loof, schwed. lew, löf ꝛc., Laub, Baum, Wald, u. dem althd. loh, ebenfalls Busch, Wald, wovon noch Hohenlohe ꝛc. herstammt. (Das h geht leicht in b, we, über, das o und u, in das hellere i, e). Wohnungen von u. bei Bäumen waren bekanntlich in frühester Zeit gewöhnlich und somit wird ihre Benennung von letztern sehr erklärlich erscheinen. Es gab aber auch vielleicht ein göttliches Wesen, Lubbe, Luib (nach Grimms Myth. u. ders. in Haupt's altd. Blättern 1836. IV. S. 370.); ferner im Mannsfeldischen einen verehrten „guten Lubben" (Förstemann's Mittheil. V. 116.), eine poln. Göttin Luibe-geld (nach Tkany Mytholog.), welche den Dinkel nach Polen brachte ꝛc. Und so giebt es noch zahlreiche Andeutungen, welche den Etymologen vielfachen weitern Stoff zur Ermittelung der wahren Abstammung jenes Namens darbieten werden, während dieselbe bis zu deren Gelingen hier ausgesetzt bleiben kann.

Anm. II. Der Löbauische (Stadt-) Berg besteht aus Basalt und ist in geognost. Hinsicht sehr wichtig; zumal an der westl. Kuppe geht das Gestein in Nephelin-Dolorit (Nephelin und Augit) über. Unzählige unregelmäßig über einander gestürzte Blöcke beider Steinarten, meist von einer weißlichen (in der oft von Nebeln umgebenden höhern Bergregion sehr gedeihenden) Flechte, bedecken den Berg an vielen Stellen. Näheres über denselben (wie über and. O. Laus. Berge in mineralog. Hinsicht) in: Cotta's Erläut. der geognost. Karte v. Sachsen N. VI. Dresd. 1839. u. Poggendorf's Annalen 1837. IX. Die in geogr. Schrr. oft vorkomm. Angabe von Löb. Diamanten auf dem Löb. Berge kann nur auf einem Mißverständnisse beruhen. Versuche auf Bergbau an demselben blieben ohne günstigen Erfolg. — Die Flora dieses, wie des nahen Sohländer Berges enthält viele heilsame Pflanzen, und fremde Kräutersammler wurden auf demselben sonst häufig gefunden; eine Stelle am Löbauer Berge heißt deshalb seit undenklichen Zeiten der Kräutergarten. Noch ist des nahen, an der Stadt befindlichen sehr eisenhaltigen Mineralbrunnens zu gedenken, der vielleicht schon in den frühern Jahrhunderten zur Heilung benutzt, nur in neueren Zeiten weniger beachtet wurde, als der Besuch warmer Bäder mehr in die Mode kam; über seine Vorzüge belehrt Herzog's Beschreibung desselben. Bekannt ist es, daß in frühern Epochen die Menschen, der Natur weit näher stehend, alle solche natürlichen Vorzüge der Gegenden bald erforschten und fleißig benutzten, daher auch auf deren zeitigen Anbau mit hoher Wahrscheinlichkeit zu schließen ist.

Der Verf. verdankt manche Gefälligkeit bei Untersuchung des Berges dem dasigen Bergförster Feurich, und die bei diesem §. benutzten Zeichnungen dem Landbau-Cond. Wilsdorf, welcher ihn auch mit dem Abriß von einiger Schanzen ꝛc. der Gegend gütigst unterstützte. (Der Berggipfel liegt gegen 640 F. üb. d. Löb. Wasser).

Anm. III. Mehrere der in diesem §. mitgetheilten u. noch and. Sagen der Gegend sind in Büsching's wöchentl. Nachrichten, dem N. Lausitz. Magazin und Gräve's Sagen enthalten. — Auch erzählt man von geistigen Wesen bei dem Geldkeller, welche armen Frauen Geschenke gewährten, die aber, scheinbar nur Laub, von diesen wenig geachtet, in zufällig verbliebenen Ueberresten jedoch als Gold- und Silber-Münzen erkannt wurden, wie bei den Zwergsagen §. 6. — Leicht konnte man in frühern Zeiten in jener Gegend zuweilen Geldstücke finden, woraus die Sage entstand; alterthüml. Metallsachen wurden ebenfalls in der Nähe gefunden, und ebenso könnten einst römische Münzen auch da verloren gegangen seyn, wie in andern benachbarten Gegenden. So wurde z. B. eine bei Herwigsdorf gefundene römische Münze vom Verf. erlangt u. in s. O. Lausitz. Alterth. beschrieben u. abgebildet. — Die Wunderblume blüht nur in der Johannis-Nacht alljährlich, man sagt auch, sogar nur aller hundert Jahr. Ein vor mehrern Jahrhunderten lebender Rathsförster (Schreier), welcher sie (1570) in dem Kräutergarten auf dem Löb. Berge erblickte, versäumte jedoch, aus Ueberraschung, sie zu

brechen, und plötzlich verschwand sie mit Donner und Blitz, als eben der Kirchthurm-Seiger die Mitternachtstunde anzeigte. Sie war von Farbe purpur mit goldener Einfassung, grün mit Silber an den Blättern, veilchenblau ihr Stengel und himmelblau die Staubfäden; ein lieblicher Duft, ein magisches Licht und Aeolsharfen-Töne gingen aus ihr hervor. An dem Orte, wo sie stand, fand er nachher einen schwarzen Pergament-Zettel mit goldener Mönchsschrift in lat. Sprache, mit der Weisung, daß nur Sterbliche mit reiner Seele sie brechen u. das ihnen dadurch gewährte Glück genießen könnten. Dieser jetzt nicht mehr vorhandene Zettel soll, nebst einem Protocoll über des Försters gerichtliche Aussage, noch vor einem Jahrhundert auf der Löbauer Raths-Bibliothek befindlich gewesen seyn; — wie dieß Alles Gräfe in s. Lausitz. Volkssagen (H. I. S. 42.) näher mittheilt, der die Richtigkeit der Angaben selbst vertreten mag, welche ihm (laut gefälliger Auskunft auf die Anfrage nach der Quelle) vor etwa 50 Jahren, der damalige dasige Rector Heinitz erzählt haben soll.

Anm. IV. Insbesondere finden sich die Steinringe und Steinkränze, (wo einzelne Steinblöcke, an einander gesetzt, einen Kreis bilden, oft auch eine Anhöhe ringsumher bekränzen), wie die Steinwälle, (wo lose über einander geworfene Steine einen Platz wallartig umgeben), in den frühern keltischen Gegenden (in England und Irland, Frankreich und am Rhein, wo es im Elsaß besondere mächtige Steinkränze dieser Art giebt); ferner in german., auch manchen jetzt slaw. Ländern, (in Scandinavien und Deutschland, in den russ. Ostsee-Provinzen ꝛc.) So z. B. giebt es in Lief- und Kurland zur Befestigung dienende Steinwälle von 800 Schritt Länge, 30—36 Breite u. 20 Fuß Höhe, — eine wahre Riesenarbeit! (Mittheil. der kurländ. Gesellsch. 1837). Ferner: ein Kreis von losen Basaltsteinen, 80 Schritt im Durchmesser, bei Herborn (Nassau'sche Annalen II. 2. 102.); zwei Berge bei Römhild, die Diesburg (in der Nähe der Herthaburg) ein Riesenwall von Basaltblöcken mit 4 Ausgängen, nach den Himmelsgegenden, und der kleine Gleichberg mit dreifachem Steinwall, der äußere 250 Ruthen lang, 8—12 Fuß breit, 4—6 F. hoch. (Kruse's Alt. II. 4. 64. Meining. Beitr. zur Alt.-Kunde III. 100). Von ähnl. im nördl. Deutschland, der Mark ꝛc. berichten Beckmann und die Schriften der Alterth.-Vereine. In Hinsicht Böhmens hat uns der würdige Kalina von Jäthenstein (in seinem böhm. Alterth. 1838.) mit mehrern Steinkreisen, als muthmaßlichen Opferorten, bekannt gemacht, so z. B. der Berg Döblitz bei Zirkowitz; der Burgberg bei Kaaden, wo die sogenannte Umfassungsmauer, theils aus natürlichen Felsen, theils aus einem Erdwall gebildet, und 200 □ Klaftern mit gelegten Steinen ohne Mörtel begränzt sind; auf dem Berge Hradisst bei Brzezina, dessen Gipfel (von 4200 □ Klaftern) ein an manchen Orten 3 Ellen hoher Wall aus größern und kleinern Steinen umgiebt. (Kürzlich fand man daselbst einen behauenen großen (muthmaßl.) Opferstein). Der Radlstein bei Bilin besitzt zwei solche Steinwälle ohne Mörtel, mit nach den vier Weltgegenden gerichteten Eingängen. Ferner sind mit Granitblöcken umkränzt der Wienetz (von wenec, böhm. der Kranz, benannt), der Trzemssin, beide im Parchimer Kreise Böhmens. Und so zahlreiche ähnliche Steinumwallungen, deren späterhin auch noch in Bezug auf andere sächs. und Nachbar-Gegenden gedacht werden soll.

Anm. V. Bei näherer Untersuchung einer Stelle dieses (Taf. I. N. 23. östl. gesehenen) Walles an der südwestlichen Seite (auf die Kuppe f zu) unfern des Einganges, ergab sich, daß mehrere verschiedenartige verschlackte Steine — wie Taf. I. N. 35, linker Hand oben im Quadrat bemerkt — in Klumpen von ½ bis 1 Elle Stärke, meist fest zusammenhingen, zuweilen auch an einander geschmolzen waren. Diese Klumpen fanden sich, weil an den Seiten wahrscheinlich die Witterung mehr auf sie eingewirkt hatte, meist nur im Innern, in jenen festverbundenen Zustande, wie dieß auch auf der Durchschnittszeichnung N. 35, durch ein X bei jedem der zusammenhängenden Ballen angegeben ist. Gewöhnlich war zwischen diesen Klumpen (wie N. 35. ebenfalls ersichtlich) ein Zwischenraum fast ringsherum zu bemerken, der wohl meist nur von Holzkohlen herrührte, so wie auch auf der Grundfläche eine schwache schwarze, kohlenhaltige Erdschicht vorhanden war, unter welcher dann der lehmige Boden, ohne Steine, folgte. Die an den Wallseiten und unten befindlichen Steine waren meist weniger als im Innern verschlackt. Die Gesteinart ist die des Berges und es fanden sich in jenen Klumpen Basalt- und Nephelin-Dolorit-Stücke, theils nur entfärbt, theils außen verglaset, theils mehr oder weniger geschmolzen und ver-

schlackt, selbst zuweilen stalactistisch stark geflossen, was besonders von heftiger Feuereinwirkung zeugt. Ein stark verschlacktes Stück der letztern Gesteinart zeigt auf beiden Seiten deutliche Eindrücke von Holz. Die verschlackten Steine finden sich besonders an der westlichen Wallseite, wenig an der südlichen; so wie auch bei einer Durchgrabung am östl. u. nördl. Walle sich selten solche ergaben; doch ist eine völlige Untersuchung des Ganzen noch nicht erfolgt. Der vom Walle umschlossene Platz ist sehr uneben, mit Gestrüppe und Steingerölle überdeckt und daher nicht bequem zu begehen; zufällig fand der Verf. dabei Granit, mit einem angeschmolzenen Basaltstücke, und auf einer der obersten Stellen der, in diesem Raume (jedoch nicht so regelmäßig, wie Taf. I. N. 13. bei a angegeben) befindlichen Erhöhung, eine röthliche und zum Theil mit Kohlen vermischte obere Erdschicht, ohne aber weitere alterthümliche Ergebnisse darzubieten. Die Breite des Walls ist ost- und nördlich unten 4—9 Schritt, oben 2—3, süd- und westlich unten zuweilen gegen 10—12, oben 2—3½, die Höhe west- u. südlich bis 3 auch 4, ost- u. nördlich etwa 1—2 Ellen. Manche Steine sind, zumal nördlich, so bedeutend groß, daß sie nur schwierig zu transportiren seyn möchten. So wie nördlich an der zum Theil vom Felsenhervorstehen gebildeten Bautzner Kuppe, so schließt sich der Wall auch südlich an Felsen an. Der Raum des Walles wird auf 16½ Scheffel Land geschätzt. Der das. gefundene Celt ist 7 Zoll lang u. 34 Loth schwer.

Anm. VI. Der rühmlichst bekannte Geognost D. Bernhard Cotta in Tharandt, welcher im Auftrag der Freiberger Bergakademie, außer and. sächs. Gegenden, auch die Ober-Lausitz mehrjährig geognostisch untersuchte, erwähnt in der Anm I. bem. Schr., daß die Schlacken zwar zuweilen für vulkanisch gehalten worden wären (wozu wohl die Basalt-Formation meist veranlaßte), daß sie sich jedoch von solchen in jeder Hinsicht unterscheiden, indem er zugleich auf Leonhardt (Jahrb. 1837. S. 673.), Nögerath (Ausflug nach Böhmen 1838. S. 322.) u. and. Geognosten verweiset. Derselbe sagt in Bezug auf den Löbauer, wie den Strom- und Sohländer Berg in s. Abhandl. über die Burgwälle dieser Provinz (N. Lausitz. Mag. 1839. Bd. IV. H. 2. S. 124.) „Bei keinem derselben findet man Spuren einer regelmäßigen Aufmauerung; die verschlackten Massen liegen vielmehr locker, aber in deutlicher Wallform über einander. Dieß unterscheidet sie wesentlich von den (zumal v. Leonhardt in s. Basaltgebilde II. S. 523, u. s. popul. Geologie II. S. 21. beschr.) verglaseten Burgen Schottlands, an welche ihre Erscheinung wohl erinnern könnte. Der böhm. Schlackenwall auf dem Schaafberge bei Bukowetz ist sicherlich derselben Entstehung mit denen der Oberlausitz, welchen er in aller Hinsicht gleicht. Daß die letztern alle auf Basaltbergen gelegen sind, während der erstere einen Grauwackenhügel krönt, ist offenbar ganz zufällig. Weniger zufällig scheint es hingegen, daß alle verschlackten Wälle, obwohl an sich niedriger und weniger festungsähnlich, als die unverschlackten, dennoch höher, stets auf die flache Gegend beherrschenden Hügel oder Bergen gefunden werden. Die Verschlackung erreicht oft einen so hohen Grad und ist in allen Theilen der Wälle (zuweilen) so gleichförmig, daß dabei an eine zufällige Feuer-Einwirkung durchaus nicht gedacht werden kann, zumal da sich dieselbe Erscheinung an 4 bis 5 jetzt bekannten Orten sehr gleichmäßig wiederholt. Sie muß offenbar durch lange fortgesetztes heftiges Feuer herbeigeführt seyn. Da man aber bei der Niedrigkeit und schlechten Bauart dieser Wälle, deren einzelne Schlacken nur locker über einander liegen, nicht annehmen kann, man habe durch Verglasung und Aneinander-Schmelzung der einzelnen Theile ihre Festigkeit vergrößern wollen, wie bei den schottischen Burgen der Fall gewesen zu seyn scheint; da ferner an ein Metall-Ausbringen aus den betreffenden Steinen ebenso wenig zu denken ist, so kann man auch die Schmelzung der Schlackenbildung nicht füglich für den Zweck halten; man muß vielmehr annehmen, daß das Feuer selbst die Hauptsache war, und daß die Steine nur zufällig, gleichsam als Herd, dazu kommen." Leonhardt weiset zugleich darauf hin, daß solche Steinveränderung (nach verschiedenen Graden: entfärbt, geröstet, geglüht, verglaset, geschmolzen, verschlackt), auch einzeln bei ausgebrannten Burgen und Schlössern (z. B. zu Heidelberg, bei Baden rc.) vorkommen, und daher dazu eine vulkanische Einwirkung nicht nöthig war.

Anm. VII. Dem Prof. D. Zippe in Prag verdankt der Verf. dem Grundriß und ausführliche briefliche Nachricht von dem verschlackten Steinwall auf dem Schaafberge bei Bukowetz in Böhmen; vergl. Taf. I. N. 16, (wo der Wall jedoch fast ringsherum, daher auch bei c, wo er nur punctirt, und ebenso

von d noch weiterhin auf a zu, bis zu dem Felsenvorsprunge, ebenso wie bei d und b gezeichnet, anzunehmen ist). Der Vorwall gegen NO. ist mit e bemerkt, bei dem innern ist die Stelle bei b untersucht, bei c ist ein alter Eingang, der Weg von e nach a und weiterhin führt nach Bukowetz, bei d ist außerhalb des Walls ein kleiner geebneter Vorsprung. Er befindet sich auf einer mit Wald bewachsenen Bergkuppe am rechten Ufer der Mies, unweit des Dorfes Bukowetz, 1 Meile NO. von Pilsen, welche Kuppe NW. u. S. gegen das Flußthal der Mies u. in ein kleines Seitenthal desselben, ziemlich steil herabfällt, und theils beraset, theils mit Steinbrocken bedeckt ist. Oestlich verläuft sie sich in das Plateau und erhebt sich nur unmerklich. Die obere Platte der Kuppe ist fast eben und somit der ganze Berg nur ein Vorsprung der Hochebene gegen das Thalgehänge. Das feste Gestein der letztern, wie die losen Steinblöcke gehören der Grauwacken-Bildung an, aus der schieferigen Struktur in ein dichtes, der Grundmasse eines Porphyr ähnlichen Gebirgsgestein übergehend. Die Kuppe ist an ihrem Rande fast ringsum kranzartig mit einer Art von Wall eingesäumt, welcher sich bei der nähern Untersuchung bald als ein Werk von Menschenhand kund that. — Er ist von 3—4 Fuß Höhe, in der Basis auf 2 Ellen dick, und bildet, nach Taf. I. N. 16. ein unregelmäßiges Polygon mit geraden und sanftgekrümmten Seiten, wie zum Theil stumpfeinspringenden Winkeln; er ist ferner 90 Ruthen lang und 50 breit, und richtet sich ganz nach der Figur der Bergplatte. In der Entfernung von 90 Ruthen findet sich an der NO. Seite, da, wo die Bergplatte sich in die Hochebene verläuft, jener andere wallartige Aufwurf (bei e), welcher von einem Gehänge des Berges zum andern geht, und von welchem aus eine grabenartige Vertiefung sichtbar ist. Beide Wälle, zumal der äußere Abschnitt, sind ziemlich mit Rasen u. Dammerde bedeckt. Der innere Wall des Hauptwerks besteht aus zusammengetragenen losen Gesteine, ohne durch eine Art Kitt oder Mörtel mauerartig verbunden zu seyn; diese Steine, von der Felsart des Berges, sind aber an Ort und Stelle meist durch Feuer verändert und zum Theil geschmolzen, so daß sie in eine blasige und poröß schlackige Masse übergehen, wie dieß an andern außerhalb, wie im innern des Walls befindlichen Gesteine nicht vorkommt. Es betrifft jene Schmelzung also nur die zum Walle herbeigeschafften Steine und muß an Ort und Stelle erfolgt seyn, da sie oft an einander zusammenhängen und große Klumpen, ja oft ansehnliche Massen bilden. Unter dem Steinwalle fand sich eine 2—3 Zoll hohe Lage von Kohle, dem Anschein nach von Buchenholz. — Es sind somit fast dieselben Ergebnisse, wie bei dem Löbauer Walle. Der erw. Prof. D. Zippe theilte dem Verf. noch mit, daß auf einem Berge bei dem Flecken Kallowitz im prachimer Kreise, 2 Stunden westlich von Strackonitz, ein gleicher Schlackenwall, wie bei Bukowetz sich befindet, der, von 4—5 Schuh Höhe, eine ovale, im Durchmesser 50 und 70 Klaftern betragende Fläche umschließt, nördlich, wo der Berg sanft abfällt mit drei äußern Wallabschnitten, wie bei den obigen nur einer; das verschlackte Gestein ist Gneus und die Felsart des Berges.

Anm. VIII. Geh. Rath v. Leonhardt in s. schon erw. geolog. Vorlesungen, sagt über die verglaseten Burgen Schottlands: „Es sind dieß Räume, zum Theil von ansehnlicher Größe, ihrer Lage nach bald mehr, bald weniger zu Vertheidigungs-Plätzen geeignet, und umgeben mit einem Steinwall, mit einer Trocken-Mauer, d. h. wo Steine ohne Bindemittel neben- und aufeinander gesetzt werden; allein die Außenseiten der Mauern tragen die unverkennbarsten Spuren erlittener Feuer-Einwirkung. In den verschiedenartigsten Abstufungen ist der Hitze-Einfluß an den Mauersteinen wahrzunehmen. Die ausgezeichnetsten Schlacken trifft man mehr an den niedrigsten Stellen der Mauern, an ihrem Fuße. Aufwärts zeigt sich ein Gemenge von porösen Schlacken und von Steinen, die nur hin und wieder geschmolzen, aber dem ungeachtet den Schlacken fest verbunden sind. Noch höher haben bloße Röstungen stattgefunden. So vermindern sich allmälig, aus der Tiefe nach oben, diese Erscheinungen, und die höchsten Theile der Mauern bilden ein Werk unverbundener Steine." — Von bloßen Sammelplätzen der Clans (Stämme) oder von Lärm- und Wachtthürmen kann, bei der Lage mancher Burgen u. den oft 12 Fuß starken Mauern, nicht die Rede seyn; daß sie bewohnt waren, beweisen bei manchen zimmerähnl. Abtheil. gefundene Thierknochen ꝛc.; sie sind in der Regel nur an der Außenseite verglaset, doch nicht durch bloßen Brand bei feindlichen Angriffen, sondern planmäßig, oft nur an einzelnen Seiten, und wohl nur um den Mauern bessere

Befestigung und zumal größern Schutz gegen Einwirkung der Witterung zu gewähren; „man umgab, so scheint es, die aufgeführten Trocken-Mauern mit einem Erdwall, der Zwischenraum wurde mit Brennmaterialien erfüllt, und dann die Brennung so oft wiederholt, bis die Absicht erreicht war."

Anm. IX. Jene östliche Kuppe des Stromberges, mit der Erhöhung ringsherum und den Schlacken, ist von Gestalt ein unregelmäßiges Halboval, die nördliche fast gerade Seite, welche an den nördlichen Bergtheil anstößt, ist gegen 40 Schritte lang, von jeder ihrer beiden Ecken bis zu der östlichen Spitze des Oval sind 80 Schritt. Allerdings ist es seltsam, daß hier ebenso wenig, als auf dem Löbauer Berge, Urnen-Bruchstücke, Thierknochen und ähnliche Gegenstände gefunden werden, wie solche auf andern Opferstätten nicht selten vorkommen; doch können jene Gegenstände nicht als ein unbedingtes Erforderniß dazu angesehen werden. Cotta, in seinem schon erwähnten Wall-Verzeichniß, welcher nur jene nördliche, durch Schlacken vorzugsweise ausgezeichnete Seite im Auge hat, sagt von derselben: „Dieser Schlackenwall ist unter allen der Gegend der deutlichste. Er läuft mit geringer Biegung quer über den Berg, so daß dadurch der höhere östl. Theil desselben fast ringförmig abgeschlossen wird. Die Höhe des Walls beträgt 3—5 Fuß, die Schlacken sind oft stark verglaset, liegen aber locker über einander. Der Berg ist ein Basaltberg und die Schlacken sind daher, wie auch bei dem Löbau'schen, dem Rothstein und der Landskrone basaltisch." — (Sagen-Liter. auch von diesem Berge vergl. Anm. III.) Der nördliche Theil des Berges gehört zu Weißenberg, der östliche zu Maltitz, das Uebrige zu Särka; dieser Besitz Seiten mehrerer Gemeinden scheint an sich schon auf eine frühere gemeinschaftliche Benutzung desselben zu gottesdienstlichem oder kriegerischem Gebrauch zu deuten, wie dieß sich anderwärts bei ähnlichen Orten ebenfalls öfters ergiebt. Der Name Stromberg kommt ohne Zweifel von strma (nehmlich gora), der steile (Berg), was er auch ist; später wurde das deutsche Berg angefügt.

Anm. X. Cotta sagt von diesem Berge (in der angeg. Schr.): „Der Rothstein zeigt nur wenige Verschlackung, schließt aber die östliche Spitze des Berges als flachen Doppelwall vom nördlichen Rücken ab." — Die nördliche Umwallung b (auf Taf. I. N. 15, dagegen a bei N. 41) ist 2—6 Ellen hoch und auf 149 Schritt lang bis dahin, wo sie sich an die zweite, südliche anschließt, welche 207 Schritt lang ist, an der nördlichen Seite (die mittelste Verwallung zwischen beiden andern bildend) auf dem höchsten Punct gegen 12 Ellen hoch, dann fallend, südlich gegen 2—3 und westlich nur ½ Elle hoch ist. Die Wälle bestehen, wie schon erwähnt aus Steinen und Erde, wobei letztere die Räume ausfüllt, auch schichtenweise wechselt u. beides ein festes Ganze bildet. Eine Durchgrabung der Wälle an einigen Orten wäre zu wünschen, so wie eine genauere Untersuchung des Berges überhaupt; Sagen vom Berge hat der Verf. nicht in Erfahrung gebracht, obschon es nicht an Nachfragen bei gebildeten Personen der Umgegend fehlte.

Der Ueberrest der 3 Fuß starken Grundmauer einer muthmaßlichen Kapelle auf der Georgen-Kuppe ist jetzt noch gegen 6½ Fuß hoch, und hat, im Umkreise gegen 70 Ellen haltend, die Gestalt eines länglichen Vierecks, nur daß die Ecken der einen kurzen Seite, gegen Osten, abgestumpft sind, so daß der Altarplatz an dem in deren Mitte verbliebenen geraden Theile befindlich war, welcher, so wie beide Eckabstumpfungen, 8 Fuß hält, während die entgegengesetzte Seite, so wie noch die beiden längern Seiten, jede gegen 15 Fuß betragen.

In einer für die Ober-Lausitz sehr wichtigen Urkunde — über die im J. 1213 erfolgte Gränzberichtigung zwischen bischöflich-meißnischen und königl. böhmischen Besitzungen in den Landen Budissin und Zagost, welche im J. 1228 wiederum erneuert und 1241 vom böhm. König Wenceslaus I. Ottocar bestätigt wurde, — wird ein Burgwart Dolgowitz erwähnt; dieses ist auf dem Rothstein zu vermuthen, weil nicht nur dessen örtliche Lage nach der Urkunde dahin weiset, sondern auch das Dorf Toll- oder Dollwitz (Dolgowitz), am Fuße des Rothsteins liegt, 1398 urkundl. Dolgewitz. Die Burg kommt nicht weiter geschichtlich vor und da sie vielleicht nur von Holz war, so konnten bei ihrer Zerstörung keine bedeutenden Ueberreste verbleiben, deren sich auch noch nicht vorgefunden haben. Man hat vermuthet, daß jener Mauerüberrest ein Keller der Burg gewesen sey, doch die Gestalt desselben zeigt mehr auf eine Kapelle, mit nach Morgen gerichtetem Altarplatz; eher könnte sie bei jenem Doppelwall gelegen haben, obwohl Spuren davon fehlen; sie ist aber mit mehr Wahrscheinlichkeit auf dem

nördlichen Kamme, näher auf Dollwitz zu, zu suchen. Ob es aber eine zweite Burg daselbst gab, da man Ritter von Rothstein genannt findet, ist eben so zweifelhaft. — Das Dorf Bischdorf gehörte seit frühesten Zeiten zu den Gütern des meißn. Bischofs und erhielt davon seinen Namen; 1213 das große u. kleine Bischowe genannt, vom sorbisirten Bischowy, der bischöfliche (Ort), 1317 Biscopistorf. Die obenerwähnte Burg ward ohne Zweifel von einem meißn. Bischofe zum Schutz des ihm gehörigen Landstrichs errichtet, weil beide Bischowe nach jener Gränzberichtigungs-Urkunde in dem Burgwart Dolgowitz lagen; ebenso auch die Georgen-Kapelle. — Der Name Sobland ist schwierig zu lösen, za-lom, wend. hinterm (Stein-) Bruche oder das deutsche Saal-(Gränz)land möchte nicht dazu ausreichen. Dollwitz, von slaw. dol, dolina, Thal, Deminutiv, dolik, dolk, dolinka; mit Präpos. po- oder na-dol, am, sa oder za-dol, hinterm Thale, pre- vor, pri und pschi bei, wo- in u. s. w., nebst den Adj. u. Adv. delje, delnj, wend., dalu böhm. u. altslaw. ꝛc. abwärts; delka, dolojze etc., w. unten. Unzählige Namen haben davon ihren Ursprung Dehlen, (bei Hochkirch, wend. Delany), Dölnitz, Dalwitz, Delitsch, Zadel, Schadel, Predel, Podelwitz ꝛc. Uebrigens ist das slaw. dol, nord. Dal, und deutsche Thal urverwandt, u. letzteres nicht als vom Slaw. entlehnt zu betrachten; daher können auch manche Ortsnamen vom deutschen Thal abstammen, die später von den Wenden in ihr dol sorbisirt wurden. — Auch die Gegend am Rothstein ist, wie die des Löbauer Berges, wegen seltenen Kräutern berühmt u. wird deshalb von Leuten aus entfernten Gegenden, selbst aus Böhmen öfters besucht. Obiges Horke v. gora, (vgl. S. 9.)

§. 9. Das Kreuzerfindungs-Fest zu Löbau, im Jahre 1521.

Zu den Volksfesten des Mittelalters gehörten auch diejenigen religiösen Processionen, welche außerhalb der Kirche gehalten und, durch wesentliche Theilnahme der Einwohner am Zuge, zu einer, den ganzen Ort in Anspruch nehmenden Feierlichkeit erhöht wurden. Der sinnliche Mensch bedarf sinnlicher Mittel auch zur religiösen Erhebung, und um das Gemüth für eine solche immer vom Neuen zu beleben, wurden besondere kirchliche Feste angeordnet, welche zugleich durch geschichtliche Beziehung und äußeren Glanz, Auge und Einbildungskraft fesselten. Dem Culturzustande im Mittelalter sehr zeitgemäß, wählte man geistliche Comödien und öffentliche Aufzüge, um die hauptsächlichsten Gegenstände der Religionsgeschichte bildlich, selbst auch für den Ungebildetsten verständlich, darzustellen, und zugleich einen weit lebhaftern und dauernden Eindruck zu bewirken, als durch alleinige mündliche Belehrungen, an die damals, bei fehlenden Volksschulen, wenig zu denken war, so wie es an schriftlichen Bildungsmitteln ebenfalls mangelte. Solche kirchliche Processionen fanden aber um so mehr Anklang, und erregten bei den gesammten Ortsbewohnern eine desto größere Theilnahme, wenn den Innungen und andern Corporationen derselben, eine selbstthätige Rolle dabei, vielleicht die Darstellung biblischer Scenen und dergl. zugewiesen war, so daß sie als wesentliche und geeignet costümirte Glieder des Zuges galten. Dann wurde von Jedem gern dazu beigetragen, nicht nur um seinen Posten gehörig zu versehen und gottgefällig dadurch zu werden, sondern um auch zugleich der Corporation, zu welcher er gehörte, und dieß nicht nur in Hinsicht der geistigen Brüderschaften der

Bürger (z. B. der Kalandsbrüder) sondern auch der Innungen, möglichst Ehre zu bringen; denn damals hielt solche Vereine ein weit festeres Band als jetzt zusammen, und, sie nach Kräften in Ansehen und Wirksamkeit zu erhalten, galt jedem Mitgliede als dringende Pflicht. Zu den, zu solchen außerkirchlichen Processionen hauptsächlich geeigneten und benutzten Festen, gehörte das Frohnleichnams-, das Kreuzerhöhungs-, das Kreuzerfindungs-Fest ꝛc. Bei dem letztern ist jedoch nicht an das Erfinden des Kreuzes zu denken, denn dessen Form war seit den frühesten Zeiten bekannt; es erhielt aber bei den Christen der ersten Jahrhunderte, als Symbol zur Erinnerung an den Kreuzestod Jesu benutzt, eine höhere Bedeutung, und galt ihnen als desto mehr sicherndes Panier, jemehr Juden und Heiden (zumal Griechen und Römer) Aergerniß daran nahmen. Doch gab es auch damals schon ähnliche Kreuzzeichen als religiöse Symbole bei heidnischen Völkern, so z. B. den Nilschlüssel bei den Aegyptern, und den Thorshammer bei den germanisch-nordischen Nationen, welche beide, zuweilen auf alterthümlichen Geräthen entdeckt, nicht selten mit den christlichen verwechselt werden, übrigens vielleicht selbst zur Wahl eines ähnlichen christlichen Veranlassung gaben. Constantin der Große, (römisch-byzantinischer Kaiser von 306—337) erhob dieses zum Reichspanier, und es galt daher zugleich zu Heer-Standarten. Seiner Mutter Helena soll die Auffindung des angeblichen wahren Kreuzes Christi, bei einer Reise nach Jerusalem, gelungen seyn. Laut einer Legende, erblickte Constantin einst, bei einem Kriegszuge in Italien, ein flammendes Kreuz unter der Sonne, und als er eine Fahne nach dessen Form fertigen ließ, siegte er in der Schlacht. Jene Auffindung, wie die Erklärung des Kreuzes als heiligste Reliquie und als Reichspanier der Christen, wodurch es öffentlich anerkannt, gleichsam neu erfunden, neu angewendet wurde, bezeichnet eigentlich der Name des in der Ueberschrift genannten Festes. Dagegen wurde das Kreuzerhöhung-Fest zum Andenken an die im Jahre 631 erfolgte Wiedereroberung des heiligen Kreuzes, oder jenes Reichspaniers, durch den byzantinischen Kaiser Heraclius gestiftet, nachdem die Perser es 14 Jahre in ihrer Gewalt gehabt hatten. Den gütigen Lesern wird es hoffentlich angenehm seyn, aus der hier nachfolgenden

Disposition eines öffentlichen Aufzuges zur Feier des Kreuzerfindungs-Festes zu Löbau am 3. Mai 1521,

zu ersehen, wie den verschiedenen Corporationen eine bestimmte Theilnahme daran aufgegeben war. Da aber nicht allen Lesern die darin mit untermengten lateinischen Sätze verständlich seyn möchten, so ist deren Uebersetzung mit beigefügt *).

*) Wahrscheinlich war der Aufzug schon einige Jahrhunderte lang auf ähnliche Art erfolgt, denn die Ausfertigungs-Form scheint mehr eine stehende zu

Eyne Ordenunge wie mann dy figurenn vffs heiligen creutz tage schaffen solle.

Georgius Eggelbrecht scripsit Anno XXI°.

Dyße figur weher bequeme denn Leyenwebern.

Item Jauenis portat Arborem cum pomis, Adam et Eua sequuntur et angelus cum vibrato gladio *).

Dy vorsteher vorm gorlitschen vnde zyttischen thore dy nicht pferde habenn.

Abraham offerens filium **), vnde dy hyrten vorschaffen.

Gardianus preordinabit

Annunctiationem et puerperium beate marie virginis.

Iterum sequuntur pastores vts.

Consulatus providebit.

Tres Reges et ducens stellam cum equitibus ***).

Dyße figur stehet den Becken zuuorsorgenn.

Josephus cum Maria in egipten, Herodes equitet cum duobus armigeris et servis, interficiunt pueros etc. due mulieres sequuntur portantes pueros, vnum viuum alterum mortuum ****).

Dy fleyscher.

Sollen habenn dy drey figuren den Teufell, Thott vnd Jaudes.

Dy Knappen.

Sollenn bestellen dy iiij Ewangelistenn.

Gardianus ordinabit.

Jhesum jn monte oliuetj orans cum Johanne, Petro et Jacobo, duodecim apostolos †).

Denn schusternn zustendig zuuorsorgenn.

seyn, welche, alljährlich benutzt, vielleicht nur im Einzelnen eine Abänderung erlitt; der genannte Engelbrecht war ohne Zweifel der damalige Stadtschreiber. (Lausitz. Mon. Schr. 1802 .II). Im Mittelalter wurden, wie in vielen andern Orten, so auch in Löbau, geistliche Schauspiele öffentlich auf dem Markte aufgeführt; daß sie sehr ansprachen und stets eine Menge Personen herbeizogen, geht selbst aus einem, in chronikalischen Notizen angemerkten Unglücksfall hervor. Als im Jahre 1413, am 5. Febr., der damalige Schulmeister zu Löbau das Spiel, St. Dorothea's Leiden, aufführte, so fiel, nach halb vollendeter Darstellung: ein Theil des Rathhauses ein, auf dessen Dache sich eine große Anzahl Zuschauer befanden, 33 davon wurden durch den Einsturz erschlagen und viele verwundet. (Abzuändern ist S. 96 letzte Zeile, geistigen in religiösen.)

*) Ein Jüngling trägt einen Baum mit Aepfeln; Adam und Eva folgen, auch der Engel mit gezücktem Schwert.

**) Abraham seinen Sohn darbietend.

***) Der Guardian (Vorsteher des Klosters) wird noch anordnen: Die Verkündigung und Niederkunft der heiligen Jungfrau Maria.

Wiederum folgen Hirten, wie vorher.

Der Stadtrath wird besorgen: die drei Könige, und einer den Stern tragend, nebst Reitern.

****) Joseph mit Maria in Egypten. Herodes mag reiten mit zwei Bewaffneten und Dienern; sie tödten Knaben u. s. w. Zwei Weiber folgen, welche Knäblein tragen, das eine lebend, das andere todt.

†) Der Guardian wird anordnen: Jesum auf dem Oelberge, betend, mit Johannes, Petrus und Jacobus; die zwölf Apostel.

Jhesus captiuatur in orto, zwene geharnischte furenn jnn,

Item armigerj sequuntur, ein hauffen auß der alde Lobow, petrus cum vibrato gladio cum Johanne seqvitur *).

Unßer liebn frawen brůderschafft.

Scribe et pharisei et vnus portabit cantum, Annas et Cayphas sequntur etc. **).

Denn tuchmachern stehet zuuorsorgenn.

Jhesum in alba veste verspot zwene geharnischte füren yn, herodes seqvitur cum seruis, Jhesus flagellatur a duobus portans statuam, Armigerj sequuntur, dy Lawalder etc. octo Juuenes etc. ***).

Denn 'schneidrenn zustendig.

Jhesus coronabitur a duobus, vnnd eyner vorspot yn ꝛc. Jhesus Ecce homo, vnus ducens eum ostendens populo, Pilatus lauans manus, tenens pelium et servi sequuntur ****).

Gehort zuuorsorgen den korschern vnd schneidern.

Denn bůtnern zustendig.

Duos Latrones, armigeri ducent eos †).

Dy gemeyne.

Jhesus educitur, duo Armigerj ducent eum, Eyner hilfft jm daß creutz tragenn, Item sequuntur armigerj octo uel X. de Schonbach et Juuenes.

Gardianus prouidebit.

Johannes, Maria portans gladium in corde, Magdalena veronica etc. ††).

Dy vorsteter vorm zyttischen thor

vier manne tragenn daß creutze.

Gardianus ordinabit

Mariam portans Jhesum in gremio †††).

Dy fischer

*) Jesus im Garten gefangen; zwei Geharnischte führen ihn. Desgleichen folgen noch Bewaffnete, ein Haufen Einwohner von Alt-Löbau. Petrus, mit gezücktem Schwert, folgt mit Johannes.

**) Schriftgelehrte und Pharisäer; einer trägt den Gesang (vielleicht die mosaischen Gesetzrollen oder den krähenden Hahn?); Annas u. Caiphas folgen u. s. w.

***) Jesus, im weißen (?) Kleide, wird verspottet; zwei Geharnischte führen ihn. Herodes folgt mit Dienern; Jesus wird von Zweien gegeißelt und trägt den Kreuzesstamm; Bewaffnete folgen. Die Lawalder ꝛc.; acht Jünglinge ꝛc.

****) Jesus wird von Zweien gekrönt und Einer verspottet ihn ꝛc. Jesus als Eccehomo (Sieh o Mensch!). Einer führet ihn, dem Volk ihn zeigend; Pilatus die Hand waschend und ein Becken haltend; Diener folgen.

†) Zwei Räuber, von Bewaffneten geführt.

††) Jesus wird herausgeführt; zwei Bewaffnete führen ihn; Einer hilft ihm das Kreuz tragen. Ebenso folgen acht oder zehn Bewaffnete von Schönbach, und Jünglinge.

Der Guardian wird besorgen: Johannes, Maria, das Schwert im Herzen tragend, Magdalena mit dem Schweißtuche u. s. w.

†††) Der Guardian wird anordnen: Maria, Jesum auf dem Schooße tragend.

vier Ehrliche menner tragen Jhesum eim grabe etc.
aber dy gemeine
Leti balde nachvolgen vnnd vorschafft Joseph de Aramathia
aber dy tischer vorschaffen
Resurrectionem.
Gardianus procurabit
Angelum et tres Marias et plures virgines sequuntur *).
Schuknechte
Jhesus in extremo judicio. Jam Sacramentum sequitur et quatuor nouellj domini de consulatu portabunt celum.
Nunc communis populus chatolicus sequitur congregatim **).
Auch ist dy oben geschribene ordenunge zu andrenn zu mehern vnd wingern nach Erkentnis eines Erbarenn Rats.

Es ist auch nicht zuuorgeßen Daß alle forwerges, leuthe, dy moller, der gleichenn andre reiche pawer dy gutte pferde habenn daß sie dorbey zu rosse vffs beste außgepotzt erlich erscheinen.

Auch auß allen dorffernn eine redliche anzcal geharnischter leuthe, wol zugericht. Auch wasser vor dy thörenn zusetczenn nicht zuuorgessen vnnd sustenn waß furder zu bedencthenn ist gemeyner Stat zugutte wirt Ein Erbar Rat im bestenn wol wissenn zubekommerenn.

Zugedenckenn dy thor der Stat zuuorsorgenn.

Geschribenn am Suntage Oculj etc. Annorum XXI°.

§. 10. Die Ringwälle der Ober-Lausitz.

Mächtig ragt aus der Vorzeit, ein Räthsel für spät're Geschlechter,
Dort, auf dem Gipfel der Höh', der heidnische Ringwall empor!

Zu den Merkwürdigkeiten der Ober-Lausitz, sächs. wie preuß. Antheils, gehören die, unbezweifelt aus der heidnischen Vorzeit abstammenden Rund- oder Ringwälle, die, sowohl wegen ihrer, im Verhältniß zu den Schanzen neuerer Zeit, ungewöhnlichen Gestalt, als bedeutenden Anzahl, die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten erregen, welcher auch nur kurze Zeit in der Gegend verweilt. Denn wohl muß es in Verwunderung setzen, in jener Provinz, wie schwerlich anderswo, gegen 40 solcher Wälle — wie beispielweise Taf. II. N. 1 u. 2. (und so and. Abbild. beider Taf.) dargestellt sind — von oft bedeutender Weite und Höhe, auf einem so kleinen Landstriche, und zwar — mit Ausschluß einiger entfernten Wälle — von nur etwa 6 Meilen Länge und 4 Meilen Breite vorzufinden; zumal in der Budissiner Gegend deren auf 20

*) Die Auferstehung. Der Guardian wird verschaffen: Den Engel und die drei Marien, und viele Jungfrauen folgen.
**) Jesus im letzten Gerichte. — Nun folgt das Sacrament, und vier der jüngsten Rathsherren tragen den Himmel. — Jetzt folgt die allgemeine katholische Bevölkerung abtheilungsweise.

im Umkreis einiger Meilen. Ihre Errichtung läßt auf die erstaunenerregende Anstrengung einer großen Menschenmasse schließen, und, solche Zeugen einer frühen Vorzeit näher beachtend, wird man sie nur dieser zuschreiben können, wo die rohe Kraft des Menschen so Großartiges zu leisten vermochte, gleichviel, betraf es kriegerische oder religiöse und ähnliche allgemeine Zwecke eines Orts oder Bezirks. Doch, vor der nähern Betrachtung derselben, gelte es einem Ueberblick der verschiedenen Arten von Erdbauten der heidnischen Epoche im Allgemeinen.

Auch den rohern, noch wenig zur Civilisation gelangten Völkern aller Zonen liegt es nahe, in unsichern Zeiten, nicht nur durch Holzumzäunung und Verhaue, sondern auch Stein- oder Erdwälle, als die einfachern Verschanzungsarten, sich möglichste Sicherheit zu verschaffen, wenn die natürliche Oertlichkeit diese nicht schon an sich darbot. Bei höherer Cultur wurde zugleich auf solche Orte zu Volks-Versammlungen, Gerichts- und Opfer-Plätzen, wie zur Beerdigung (zumal ausgezeichneter Personen) Rücksicht genommen. Daher finden sich solche Stein- und Erdbaue auch in zahlreichen Ländern Europa's und Asien's, selbst in Amerika und andern Welttheilen, aus frühen Zeiten, wogegen der Holzbau allerdings nicht dem Einfluß von mehreren Jahrhunderten, noch weniger von Jahrtausenden, zu widerstehen vermochte, so daß in Bezug auf die Vorzeit meist nur von jenen erstern die Rede seyn kann. — Während für das Heft II. die Uebersicht der Steinbau-Gattungen — der einzelnen Steinsetzungen, mittelst eines oder mehrerer Blöcke, wie der Steinumgebungen mit vielen der letztern (Stein-Kreise, -Ringe, -Wälle) und der Steinmauern, mit und ohne Mörtel — verspart wird, gelte es hier nur der verschiedenen Erdbaue jener frühesten Periode, welche stets sehr genauer Untersuchung bedürfen, damit nicht ähnliche aus spätern Zeiten dafür gehalten werden. Denn wenn auch in Bezug auf die neuere Zeit, die vier- oder mehreckigen Schanzen, welche seit dem Gebrauch des Schießpulvers, fortificationsmäßig, mit mathematischen Winkeln und Ecken errichtet wurden, sich leicht auszeichnen, so doch nicht immer die, zu öconomischen und commerciellen Gebrauche angelegten Lang- und Hochwälle und Graben. Insbesondere aber wird es oft schwierig seyn, die von völlig eingeäscherten Holzburgen des frühern Mittelalters verbliebenen Wälle und Gräben ohne Mauerüberreste, genau von den heidnischen, germanisch-slawischen, zu scheiden, so wie die gleichen Wälle der erstern christlichen Kirchen und Kapellen, welche, zur bessern Sicherung gegen wiederum abgefallene Heiden oder feindliche Plünderung, ebenfalls in frühester Zeit umwallt wurden. Dennoch gewähren Gestalt und örtliche Lage, wie aufgefundene Ueberreste, Namen und Sagen und so Anderes, zuweilen noch immer genügende Merkmale zu jener Unterscheidung von neuern baulichen Werken. Man wird aber alle solche eines Bezirkes in's Auge

zu fassen und auf einer Karte zu verzeichnen haben, um desto leichter von den der neuerern Zeit, die mittelalterlichen, zur Aufsuchung zerstörten Burgen, wie die der heidnischen, germanisch-slawischen, Periode sondern können. Zu dieser letzten gehören:

1) Landgräben, in der Regel ohne Wasser, daher trockne, und

2) Langwälle (mit oder ohne Graben zur Seite); beide oft Stunden weit sich in meist ungeschlossenen, geraden oder krummen Linien hinziehend. Sie können fast nur zur Bezeichnung von Gau- und sonstigen Bezirks-Gränzen, selten zur Beschützung von Landstrichen gedient haben, da sie leicht zu überschreiten waren, wenn nicht die natürliche Umgebung an sich schon sumpfig oder sonst unwegsam war. Im folgenden Hefte soll von mehrern in der Nähe — zum Theil sich von der Elbe bis nach Schlesien ziehend, obschon mit langen Unterbrechungen, oft Landwehren, Teufelsgraben rc. genannt — die Rede seyn, wozu auch der vorläufig Taf. I. N. 11. abgebildete Langwall bei Lieske und Weißig, 2 Stunden nordöstlich von Camenz, gehört.

3) Spitzwälle, nehmlich in bedeutender Höhe pyramidalisch aufgeführte und oben mit einer kleinen (eckigen oder runden) Oberfläche versehene Erdbaue; wohl meist nur zu Wachtposten und Feuersignalen bestimmt, — worüber Weiteres ebenfalls später.

4) Quadratwälle, überhaupt in mehreckiger Form sich erhebend, mit oder ohne Aufwürfe umher; hierzu gehören a) die römischen Schanzen in den, von den Römern colonisirt gewesenen, süd- und westdeutschen Gegenden, meist von viereckiger Form, und in der Nähe von Kalk- und Ziegelmauern; wogegen b) solche Viereckwälle im übrigen Deutschlande, und von Germanen, Slawen rc. angelegt, wenig vorkommen, wie denn auch die naturgemäßeste, und daher von den meisten Völkern im minder cultivirten Zustande gebräuchliche, Schanzenform meist die runde ist.

5) Die Rund- und Ringwälle, in kreisrunder oder ovaler, wenigstens in halbrunder Form sich erhebend, wozu das Locale oft selbst schon die Veranlassung gab, und zwar a) Rundwälle, ohne hohe Aufwürfe umher; b) Ringwälle, nehmlich mit solchen Aufwürfen, die, während sie einen Kessel in der Mitte bilden, von obenher gesehen, einem Ringe gleichen. Solche Ring- und Rundwälle sind zumal in der Lausitz und übrigen sächsischen und benachbarten Gegenden gewöhnlich; sie theilen sich ferner in a) hochgelegene oder Berg-Ringwälle, sich steil erhebend, entweder völlig durch menschliche Anstrengung aufgeschüttet, oder (und zwar meistens) auf dazu mitbenutzten natürlichen Anhöhen und felsigen Abhängen, und gewöhnlich in der Nähe eines fließenden Wassers gelegen; b) eben gelegene Wasser-Ringwälle oder Rundwälle, mit Wassergräben umher oder überhaupt in morastiger Umgebung gelegen, und, an sich schon deshalb gesichert, daher sich weniger steil und hoch erhebend, als erstere.

Von den zuletzt angegebenen, welche besonders in der nördlichen Ober- und in der Nieder-Lausitz, wie in anderen Niederungen sehr gewöhnlich sind, sollen in dem nächsten Hefte einige genauer geschildert werden; dagegen finden sich die unter a) erwähnten ringartigen Wall-Gattungen, auf welche wegen Gestalt und Anzahl oben aufmerksam gemacht wurde, hauptsächlich in dem südlichern Theile der Lausitz — um und zwischen Bischoffswerde, Camenz, Budissin, Weißenberg, Görlitz, Seidenberg, Ostritz, Zittau Löbau, und am häufigsten in den fruchtbarsten Auen und daher in den dieserhalb auch am frühesten bewohnten Gegenden.

Die Errichtung dieser Lausitzischen Wälle ist so erfolgt, daß ein Aufwurf sie entweder ringsherum umgiebt, zumal wenn sie auf keiner Seite natürlich gesichert sind, oder nur zum Theil, so daß eine oder mehrere Seiten, welche durch Flüsse, felsige Abgründe ꝛc. an sich geschützt, nur mit einem kleinen Wall versehen, oder ganz frei sind, während die übrigen Seiten von einem, von beiden Ecken jener freien Seite ausgehenden halbrunden oder halbovalen Aufwurfe umschlossen werden, der sich gewöhnlich auf der Seite am höchsten erhebt, die am leichtesten zugänglich, z. B. auf das anstoßende Feld zu gerichtet ist; diese höchste Seite pflegt man gewöhnlich als Stirn zu bezeichnen. Oft sind sie an der Ecke eines Winkels gelegen, der durch den Einfluß eines Baches in ein anderes Wasser gebildet wird, so daß dadurch meist schon zwei Seiten gnügend geschützt sind. Der innere Raum des Kessels ist gewöhnlich eben, zuweilen aber auch in der Mitte erhöht, oder vertieft, oder auch mit Terrassen versehen. Bei einigen dieser Ringwälle befindet sich ein halbmondförmiger Vorwall auf die weniger gesicherte Seite zu, oder ein besonderer kleiner Wall gleich rundlicher Form. Der Raum im Kessel ist zuweilen so bedeutend, daß mehr als ein Bataillone Fußvolk, zuweilen so beschränkt, daß kaum eine Compagnie desselben genügend Platz haben würde; der Durchmesser dieser Kessel beträgt z. B. von etwa 50 bis mehrere hundert Schritt, die Höhe der Aufwürfe von nur einigen bis zu 20 und mehr Ellen. Bequeme Eingänge sind selten vorhanden; meist führt nur ein schmaler Fußpfad schräg herauf und über eine niedere Stelle des Aufwurfs in den Kessel. Die Abdachung der Wälle beträgt meist 35, 40, selbst 45 Grad Neigung und ist bei felsigem Grunde oft noch steiler. Fast alle diese Wälle sind auf so hochgelegenen Puncten errichtet, daß sie eine weite Aussicht auf die Umgegend darbieten und von einem gewöhnlich mehrere andere übersehen werden können.

Die oft bemerkte und für bedeutsam gehaltene Richtung der Wallstirne nach Süden, möchte ihren Zweck noch nicht errathen lassen, denn sie ruht meistens auf zufälliger Oertlichkeit und bei so kleinen isolirten, daher leicht zu umgehenden Puncten, war es für den Feind gleichviel, ob er von dieser oder jener Himmelsgegend aus den Wall zu ersteigen suchte.

Ebenso hat man auf ihre scheinbare Lage im Ganzen, von O. nach W. — von Schlesiens Gränzen aus, durch die Lausitz auf die Elbe zu, und, da auch links derselben ebenfalls einige solche Wälle gefunden werden, selbst bis zur Mulde und Saale — hingewiesen, wodurch sie vielleicht nördliche Völker vor südlichen, oder im umgekehrten Verhältniß, schützen sollten; allein ihre völlig unregelmäßige Lage, bald mehrere in der Nähe, bald ganze Strecken ohne solche Wälle, wie der Mangel an einer bemerkbaren Verbindung und so Anderes ist auch diesem entgegen. Merkwürdig erscheint es, daß Ringwälle, wie sie die Oberlausitz besitzt (und Taf. II. einige zeigt), der Angabe sehr competenter Alterthumsforscher zu Folge, in Böhmen nicht gefunden werden, wo es dagegen zahlreiche Wälle anderer Art und mit Stein- und Erdaufwürfen umgebene Berghöhen giebt. Bei Nachgrabungen wurden in manchen jener Wälle Kohlen, Schlacken, Thierknochen, verkohltes Getreide, Urnen und ähnliche Gefäße und so noch Anderes gefunden, was auf die Heidenzeit deutet; bei manchen aber auch festergebrannte Gefäßbruchstücke, eiserne Geräthe u. dergl., welche auf Benutzung mancher dieser Wälle noch nach der Ueberwältigung der Sorbenwenden, und daher auf die ersten christlichen Jahrhunderte, — auf das frühere Mittelalter — hinweisen. Der Wahrscheinlichkeit nach konnten sie dienen zu:

1) Festen Plätzen, heidnischen burgartigen Vertheidigungs- und Zufluchts-Orten, welche in Hinsicht ihres besondern Zweckes in 3 Gattungen zerfallen: a) Haupt- oder Bezirks-Festen, größerer Art; bewohnt (mittelst hölzerner, daher nicht mehr in Ueberresten bemerkbarer Gebäude) vom Oberhaupte und (meist zugleich) Richter des Bezirks mit einer Kriegerabtheilung, und, in der Nähe, mit Marktplatz und Schänkhäusern 2c., wie fast alle Hauptorte, die gewöhnlich zugleich zu Versammlungsorten der dazu gehörigen Bevölkerung dienten; oder, bei Kleinheit des Walles, doch in der Nähe eines zu beschützenden Hauptortes; b) Gränz- und Straßen-Festen, um Gränzen, Heerstraßen, Flußfurthe und die Schifffahrt zu beaufsichtigen, auch vielleicht Zölle zu erheben; c) Orts-festen, in sicherer Zeit unbewohnt, und nur zum Zufluchtsorte für die daran wohnenden Gemeinden nebst ihrem Viehe und andern Habseligkeiten bei feindlichen Einfällen bestimmt, denen sich auch weit besser, als in einzelnen Wohnungen widerstehen ließ, wenn die sämmtlichen Einwohner, bei solcher Gefahr sich auf einem bestimmten Puncte versammeln konnten; hierzu gehören die noch im Mittelalter gewöhnlichen, sogenannten Bauerburgen. Manche dieser Wälle wurden auch wohl dazu und zugleich, oder allein

2) zu Wacht- und Feuersignal-Posten benutzt, als ein wichtiges Erforderniß in jenen unsichern Zeiten, und nicht nur in den heidnischen, — zumal bei angränzenden feindlich gesinnten Nationen, — sondern auch

noch im Mittelalter, als das Raubritterwesen und Stegreifleben herrschte. In beiden Perioden und besonders in kriegerischen Zeiten war es nöthig, daß die friedlichen Stadt- und Dorf-Bewohner vor dem Einfall plündernder Horden durch Signale gewarnt, daß die Stadtthore geschlossen und auf dem Lande mit dem Vieh und andern Habseligkeiten in Burgen oder andere sichere Orte geflüchtet wurde. Davon schreiben sich auch noch die Namen der Hut- und Wacht-Berge, Wachthügel (oder -Hübel, -Hüfel ꝛc.) und ähnlich benannten Anhöhen her, auf welchen im Mittelalter öfters Warten oder Wartthürme angelegt wurden, aus denen zuweilen später auch größere Befestigungen, Burgwarten (Wartburgen ꝛc.) entstanden. Muthmaßlich gehören auch manche Gückelsberge hierher. Wo es aber nicht genügend hoch- und freiliegende Anhöhen gab, wurden künstlich errichtete Erdwälle dazu benutzt, um durch angezündete, weit und breit sichtbare Lärmfeuer die Gefahr anzuzeigen, welches dann auf benachbarten Höhen weiter nachgeahmt wurde; solche dienten aber auch zuweilen zur Zusammenberufung der Umwohnenden zu Volksversammlungen, Opferfesten u. dergl. Wo aber solche Feuer nicht weit sichtbar waren, z. B. in ebenen Waldgegenden, da wurden in kriegerischen Zeiten, namentlich bei den heidnischen Slawen, Wächter auf hohe Bäume aufgestellt, um durch sogenannte Schrei- oder Lärm-Hörner das Zeichen zum Flüchten vor einfallenden Feinden zu ertheilen. (Von den Kurganen, gleichen Erdhügeln, als Wegweiser in den kalmückischen Steppen, in der Anm. I.) Manche der Rundwälle wurden aber zugleich zu

3) Opferorten, oder auch als solche allein benutzt, und der Sicherheit wegen befestigt; daher waren es Götter- oder Priester-Festen, und wohl meist für Bezirke bestimmt, da ein jeder einzelne Ort wohl selten solche Plätze, sondern mehrere benachbarte einen gemeinschaftlichen besaßen.

4) Zu Grabstätten, da sich in manchen theils Gerippe, theils Urnen mit Knochen und andere auf Todtenbestattung zeigende Gegenstände vorfanden. Oft waren die Opfer- und Grab-Stätte auch mit einander verbunden; ja es hält nichts ab, anzunehmen, daß wohl manche ausgezeichnete Ringwälle ebenso zur Volksversammlung und Vertheidigung, als zum Wacht- und zum Opferplatze zugleich benutzt wurden.

Noch sehr zweifelhaft ist der Ursprung der in sächs. und angränzenden preuß. ꝛc. Gegenden befindlichen Rundwälle; fälschlich werden sie vom Volke Schweden- oder Hussiten-Schanzen genannt, woran aber ernstlich nicht zu denken ist; vergl. Anm. II. Man nennt sie oft auch Burgwälle, Burgberge, Burgstädtel, Borchelt ꝛc., und bezieht dieß auf mittelalterliche Burgen; allein, wenn auch manche Wälle von solchen herrühren, so wie auch frühere schon vorhandene zu Burgen benutzt wurden, so ist dieß nicht im Allgemeinen anzunehmen; Kleinheit, örtliche Lage, öfterer Mangel an Einfahrten und so Anderes spricht dagegen,

wenn man auch annehmen wollte, daß der Mangel an altem Mauerwerk sich dadurch ergäbe, weil die Gebäude vielleicht nur von Holz errichtet seyn, daher Ueberreste bei ihrer Vernichtung nicht verbleiben konnten. Noch weiter in der Zeit zurückgehend, hält man sie für feste Plätze der, zur Unterjochung der Slawen im 10. Jahrhundert aufgestellten Besatzungen und namentlich für die, oft Städte benannten, Burgen Kaiser Heinrich's I., des Sachsen, dem dieserhalb der Zuname des Städteerbauers beigelegt wurde. Wohl konnten eben auch dazu manche der bereits früher und meist an Straßenzügen und Flüssen oder sonst schon sehr gelegen errichteten heidnischen Wälle benutzt werden, allein Vieles spricht dagegen, so z. B. ihre gegenseitige Lage, bald kaum ¼ Stunde, bald meilenweit von einander entfernt, ihre Richtung im Ganzen und ihr Vorkommen hauptsächlich nur in sächs. Landen von gleicher Beschaffenheit, in einem schon oben erwähnten schmalen Striche von Westen nach Osten, während auch in andern, von jenem Fürst militairisch besetzten Gegenden solche ebenso zahlreich zu erwarten seyn würden, wo sie sich aber wenig oder nicht vorfinden. Es würde ferner damals nicht solcher riesenmäßigen Walle erfordert haben, da weit kleinere Befestigungen mit damals schon gekanntem Mauerwerk und festen Thürmen mehr Sicherheit gewährten. Vielmehr sind die Städte Heinrichs I. ohne Zweifel meist die spätern Bezirksburgen und Amtssitze mit daran gebautem Orten, deren im folgenden §. gedacht werden wird. Dieses Alles, besonders aber die schon erwähnte Auffindung heidnischer Waffen, Gefäße rc. in solchen Wällen, veranlaßt im Allgemeinen, einen heidnischen und zwar slawischen oder germanischen Ursprung derselben anzunehmen; in manchen Gegenden Deutschlands wird man selbst an avarisch-hunnische Verschanzungs-Ringe denken können, deren die Geschichte erwähnt.

Anm. I. Uebrigens ist der Verf. der Ansicht, daß sie, im Allgemeinen, nur aus dem örtlichen Bedürfnisse und zu vaterländischen Zwecken entstanden, daher weniger fremden Kriegsheeren, sondern wohl nur den Landeseinwohnern zuzuschreiben sind, welche sie zu ihren Sicherungs- oder andern Zwecken anlegten. Noch sey erwähnt, daß nicht nur zahlreiche Rundwälle in sumpfigen Gegenden, sondern auch erhaben liegende Ringwälle sich, obwohl diese seltener, im nordöstlichen Deutschland vorfinden, so wie in nördlich-bayerischen und fränkischen, hessischen, westphälischen und niedersächsischen Gegenden, wie denn auch von römischen Autoren erzählt wird, daß gleiche Rundwälle in sumpfigen Gegenden den belgischen und andern west- und niederdeutschen Nationen, zum Schutz in Kriegszeiten dienten. Sie finden sich aber auch in manchen slawischen Ländern und selbst in Rußland. Der wendische Name dieser Wälle in der Oberlausitz ist: Rodschischtscho; der verwandte russische: Gorodischtsche; er bezeichnet nicht allein eine große, sondern zugleich eine unförmliche, veraltete,

verfallene Burg. Da die Slawen, waren jene Wälle von ihnen erst errichtet, sie schwerlich so genannt haben möchten, so scheint dieß und so manches Andere darauf hinzudeuten, daß sie von ihnen schon vorgefunden worden, oder wenigstens zum Theil in eine frühere Zeit zu setzen sind. Doch mag eine weitere Erörterung ihres Ursprungs und der Vergleichung der in auswärtigen Gegenden befindlichen Wälle dieser Art hier noch ausgesetzt bleiben, bis erst die vaterländischen — wobei es vorjetzt den in der südwestlichen Oberlausitz vorhandenen gelten soll — nach ihren besondern Eigenthümlichkeiten geschildert sind. Dieß wird aber den Versuch nicht hindern, schon im Voraus bei den einzelnen der aufgezählten Wälle zu ermitteln, welche davon zu Vertheidigungsorten, und welche andere zu Signal-, Opfer-, Grabstätten ꝛc., oder zu mehrern dieser Zwecke muthmaßlich benutzt wurden. Ein ernstes Gefühl bemächtigt sich wohl jedes Besuchers solcher Zeugen der Vorzeit, und wer sie auch nur aus treuer Abbildung und Beschreibung kennen lernt, wird sie, wie jene, ihrer uns völlig fernstehenden Eigenthümlichkeit wegen, ohne Weiteres in das Heidenthum, und, bei einiger regen Einbildungskraft sich selbst in jene Zeiten versetzen, in welchen mit geringen Mitteln oft so Großartiges unternommen und so mancher Gefahr vorgebeugt werden mußte, wie die Jetztzeit es nicht kennt und nicht bedarf.

Zu den Rundwällen und ähnlichen, wohl meistens unbezweifelt aus der heidnischen Epoche abstammenden, wenn auch zum Theil im Mittelalter noch mit benutzten, Erdbauen der südwestlichen Ober-Lausitz gehören und zwar an der Neiße:

1) Der Burgberg bei Ostritz (Taf. I. N. 27 a.), ein Ringwall in elliptischer Form, gewöhnlich, doch sehr fälschlich, für eine Schanze aus dem 7jähr. Kriege ausgegeben, links der Neiße NW. über dem Kloster Marienthal, nahe an der wohl uralten Görlitz-Zittau'schen Landstraße gelegen. Ebenso findet sich, ½ Stündchen S. vom Kloster, rechts der Neiße auf deren hohen Ufer

2) ein ähnlicher und zwar hufeisenartig gestalteter Wall, der Hahn (Hayn), auch das alte Schlößchen genannt, und eine weite Aussicht auf das fruchtbare Neißthal darbietend (Taf. I. N. 26.) Muthmaßlich war es ein Bezirks-Sicherungsort, so wie der Name Hayn zugleich auf eine damit verbundene Opferstätte zu deuten scheint, zumal da nur ½ St. davon das, auf einem, den König verfallenen heiligen Hayn deutende, Dorf Königshayn liegt (vergl. S. 19 letzte Zeile.) Jener Burgberg wird dagegen als ein Schutz- und Aufsichtsort, in Bezug auf die daran vorbeiführenden Straße zu vermuthen seyn. Spuren von mittelalterlichen Burgen haben sich an beiden Orten noch nicht gefunden. Einer alten Opferstätte in der Nähe, des Feensmännel-Berges wurde schon §. 4. gedacht.

Nähere Angaben von diesen und den folgenden Wällen sind in der Anmerk. III. unter denselben Zahlen enthalten. Ferner an der in die Neiße fließenden Mandau, 1½ St. W. von Zittau, finden sich

3) auf dem, zwischen Hörnitz und Herwigsdorf gelegenen, Schülerberge, Ueberreste eines muthmaßlich ebenfalls heidnischen Walles, wo, einer dunklen Sage nach, ein Schloß gestanden hat, von dem aber örtliche, wie geschichtliche Spuren mangeln. Ob eine ähnliche Wallerhöhung des Zittauer Burgberges auf die heidnische Epoche deutet, ist zweifelhaft. (§. 11.) An der, ebenfalls in die Neiße fließenden Pliesnitz, und zwar am Fuße des Eichlerberges bei Ober-Rennersdorf (1 St. SW. von Bernstadt) werden ebenfalls

4) Spuren eines Ringwalls angetroffen, mit Urnen in dessen Nähe. (vergl. Anmerk.) An den in die Pliesnitz einmündenden Scheidebache unfern N. von Berts- (eigentlich Bertholds-) Dorf auf dem Eigen, 1½ St. NO. von Bernstadt, liegt

5) der Ringelberg, Taf. I. N. 36. 37.; er hat das Eigenthümliche, daß, außer dem Rundwalle, sich noch eine kleine runde Neben-Verwallung zur Seite befindet. Der Sage nach liegt im Ringelberge ein goldener Hayn (worunter man dort ein Götzenbild versteht), und ein goldener Altar der Heiden verborgen. Dieserhalb, so auch wegen seiner Form und der Auffindung von Urnen, wie eines kesselartigen Steinblocks in der Nähe, möchte hauptsächlich auf einen Opferort zu schließen seyn. Diese Urnen und so andere Auffindungen, z. B. von römischen Münzen und Bronzewaffen in dieser südwestl. Gegend, zeugen von deren frühester Bewohnung, wenigstens in den fruchtbaren Flußauen und daher gegen Mancher Ansicht, daß dieselbe nur erst seit christlicher Zeit angebaut sey, — wie später sich noch näher ergeben wird. (Ueber den mit Bertsdorf benachbarten Hutberge bei Schönau, mit ähnlichen Wällen, doch unbestimmt ob aus heidnischer Periode, vergl. §. 12.) — Von da westlich, ¼ St. von Bernstadt, N. auf der, durch die Einmündung eines kleinen Bachs in den bedeutendern Kemnitzbach gebildeten Ecke einer felsigen Anhöhe des Nonnenwaldes, liegt

6) der Burgberg, ein heidnischer Rundwall von hufeisenförmiger Gestalt. Für alle mit Zahnschmerzen geplagte Leidende giebt es kein rathsameres Mittel, als eine Reise dahin, und zwar stets zum ersten Osterfeiertag; denn das ganze Jahr über bleibt von Zahnschmerzen befreit, wer den Wallkessel überspringt, so sagt man; doch da letzteres nicht gut möglich, so wird das Darübergehen ebenfalls genügen. Alljährlich versammeln sich an jenem Tage zahlreiche Bewohner von Bernstadt und der Umgegend, und wohl weniger der weiten Aussicht, als jener uralten Sitte wegen, wobei es in frühern Zeiten auch nicht an angezündeten Osterfeuern fehlte. Von hier aus, durch das nordwestl. gelegene Dorf Kemnitz, mit

dem Wachtberge (§. 12.) und zwischen den schon besprochenen Löbauer Berge und Rothstein mit ihren Opferwällen ꝛc. hindurch, führt uns der Weg zur Aufsuchung gleicher alterthümlicher Wälle, nach dem, ½ St. N. von Löbau und ¼ St. S. von Belbitz gelegenen Dorfe Gorbitz, bei welchem, wenige Minuten entfernt, am Eingange des sich bis Klein-Radmeritz erstreckenden felsigen Thals der Löbau (des Löbau'schen Wassers)

7) der Bielplatz angetroffen wird. (Taf. II. N. 10.) Er besteht aus einem, wahrscheinlich als heidnischer Vertheidigungsplatz benutzten Felsen und einer nahe dabei befindlichen, von Menschenhand errichteten kleinen, sich kegelförmig und sehr steil erhebenden Anhöhe. Einer in der Gegend bestehenden Sage nach, wurde darauf dem Biel, nehmlich dem slawischen Bielbog, dem weisen, guten Gotte, geopfert. Die Localität, am Eingange jenes, wegen seiner Felsen: Skala genannten, romantischen Flußthals, erscheint zu einem Vertheidigungs- und Opfer-Orte sehr geeignet, obwohl von Auffindung alterthümlicher Gegenstände nichts bekannt, aber auch wohl noch nicht solchen nachgeforscht ist. Giebt es auch ein, in der Note näher erwähntes altdeutsches mythologisches Wesen Bilwiz, Pilbiz, so möchte dennoch, wegen des slawischen Thalnamen und der Bewohnung der benachbarten Dörfer von Wenden, noch jetzt links des Wassers, eine Ableitung von einem religiösen oder sonstigen Verhältniß der Slawen als wahrscheinlicher anzunehmen seyn. (Von andern Schanzen bei Löbau s. Anm.)

8) Die Schwedenschanze bei Kittlitz (1 St. O. von Löbau), ein halbmondförmiger Heidenwall gewöhnlicher Art, an dem felsigen Ufer desselben Wassers, wie der vorige, gelegen und ebenfalls noch nicht näher untersucht. Die jetzt noch folgenden, am Schöps, einem in die Spree einmündenden Bache, gelegenen Schanzen, gehören zwar der örtlichen Lage nach zu den der südöstl. Gegend; da diese jedoch erst im folgenden Bändchen Platz finden können, jene aber bereits in die Lithographien des vorliegenden aufgenommen sind, und ganz besonders eine so nöthige deutliche Ansicht solcher Wälle gewähren, so hat der Verf. sie hier beachtet. Es sind:

9) die Schanze bei Oehlisch, ½ St. W. von Reichenbach, 2 St. O. von Löbau; sie ist von runder Form, Taf. II. N. 2. und deren Größe ꝛc. in der Anmerk. angegeben. Von dieser aus erblickt man die, ein halbes Stündchen davon entfernt gelegenen und zwar nahe bei einander befindlichen

10) zwei Schwedenschanzen, auf beiden Seiten des Dorfes Schöps und des gleich benannten Baches, wozu natürliche Anhöhen benutzt wurden; der Grundriß Taf. II. N. 7. zeigt die Lage beider, und die Ansicht Taf. II. N. 1. die nördliche Schanze, vom Dorfe aus gesehen; sie sind beide oval und von bedeutendem Umfang und hoher Lage, wie Anm. III. näher angiebt. Sie gehören auch insofern zu den merkwürdigsten der Provinz, da sie durch solche Nähe und örtliche Lage auf ihren frühern

Zweck weit deutlicher, als viele andere, hinzuweisen scheinen. Dieser bezog sich aber, der Wahrscheinlichkeit nach, auf die zwischen ihnen hindurchgehende uralte Land- und Heerstraße aus Polen nach Sachsen und dem westlichen Deutschland, welche bis vor wenig Jahrzehnden von Görlitz über Schöps nach Budissin führte, und seitdem über Löbau gelegt ist. Nicht die Vertheidigung des Ueberschreitens eines so unbedeutenden Bachs, sondern nur die Beherrschung jener Straße und deren Sicherheit, wie vielleicht die Erhebung einer Abgabe bei deren Passirung, erscheint als der Grund ihrer Errichtung, so wie auch auf Bautzen und Camenz zu, längs jener alten Landstraße, sich noch ähnliche, später zu erwähnende Ringwälle zu wohl gleichem Zwecke finden, die später noch geschildert werden sollen. Somit würde auch jene Straße in das Heidenthum hinaufreichen, da keine Mauerüberreste von einer Burganlegung im Mittelalter zeugen, und ebenso wenig Opfer- und Grab-Gegenstände von einer andern Benutzung, als den zum Aufenthaltsort von Wachtposten. Und wohl möchte diese noch vor den Sorbenwenden, nehmlich von den Germanen erfolgt seyn; denn sollte sich auch die, von Manchem behauptete, Ansicht geltend machen, daß Slawen die ersten Bewohner der Gegend waren, so würde sie sich wenigstens dahin modificiren lassen, daß (nach S. 65.) Germanen ihre Beherrscher waren, da klare Zeugnisse der Klassiker dieselben in die hiesigen Gegenden versetzen; an eine so muthige, kriegerische Nation, als die germanische, ist vor Allem in Bezug auf Anlegung solcher mächtiger, ebenfalls in reindeutschen Gegenden einheimischer Wallfesten zu denken. Kann aber auch, in Ansehung frühester Zeit, von einem bestimmten und sehr besuchten Straßenzuge noch nicht die Rede seyn, so erscheinen jene Schanzen wenigstens als militairische Verbindungspuncte zwischen den genannten, später zu bedeutenden Städten emporgewachsenen Nachbarorten, und die Landstraße von einem zum andern bildete sich erst später mehr und mehr aus. Und somit werden immer auch alte Deutsche vom suevischen Stamme als Errichter und erste Benutzer dieser Wälle, und daher zuerst auf ihnen Wache haltend, von uns vermuthet werden können, — so wie später Slawen — zur Beherrschung der Umgegend und Sicherung jener alten Landstraße, welche als die natürlichste und bequemste, aus den östlichen in die westlichen deutschen Gegenden gelten muß. Und selbst im frühern Mittelalter konnte jene Einrichtung beibehalten, und ein dasiger militairischer Posten beauftragt seyn, sicheres Geleite bis Budissin, Löbau und Görlitz, oder doch bis zu einem benachbarten gleichen Wachtposten, gegen Zollerhebung, zu gewähren.

Anm. I. Vom Volke werden sie Schweden- oder Hussiten-Schanzen genannt, weil die damaligen Kriege in dessen Erinnerung als die ältesten gelten. Allein schriftl. Nachrichten von Errichtung solcher Wälle in jenen Kriegen, sind ebenso wenig vorhanden, als ihre Einrichtung und die Lage derselben den Forderungen der neuern Kriegskunst u. des Schießpulvergebrauchs entspricht;

übrigens hätten die Hussiten u. Schweden Jahrzehende lang allein an den Schanzen zu bauen gehabt, die in ganz Deutschland nach ihnen benannt sind, und dabei in Gegenden, wohin sie nie einen Fuß setzten. Wahrscheinlich ist es aber, und selbst an einigen Orten gewiß, daß manche geeignet gelegene, auch in neuern Kriegen mit benuzt und nach den neuern Bedürfnissen umgeändert wurden. In Bayern nennt man offenbar römische und ächt germanische Verschanzungen ebenfalls Schwedenschanzen; ebenso werden in vielen Gegenden die gefundenen Waffen, Hufeisen rc. alterthümlicher Art ohne Weiteres als schwedisch bezeichnet. In einigen Jahrhunderten wird das Volk wahrscheinlich nur französ. Schanzen rc. daran erkennen. Bemerkenswerth ist es, daß die ähnlichen Wälle am Dnieper in der Krimm, bei Buzack, Winigrod rc., die muthmaßlich von normännischen Warägern angelegt wurden, — in späterer Zeit Sitze der Zaporoger Kosaken — dort jezt ebenfalls Schwedenschanzen genannt werden, und zwar angeblich aus der Zeit des abentheuerlichen Zuges Carl XII. gegen die Türken, der aber damals weder Zeit noch Lust haben konnte, solche riesenartige Verschanzungen zu errichten, wovon auch die Geschichte nichts weiß. Das Sonderbare dieses Zufalls liegt aber mehr darin, daß früher Werke scandinavischer Krieger jezt vom Volke, ohne daß es dieses Ursprungs sich noch bewußt, dennoch auf 8 Jahrhunderte spätern Kriegern derselben Nation einer so fernen Heimath zuschreibt. — Gäbe es nicht auch in andern Provinzen Rußlands solche Wälle, so würde man fast vermuthen können, daß die dortigen nur von germanisch-nordischen Einwanderern herrührten. (Vergl. S. 76)

Von fränkischen Annalisten wird der avarischen „Hringi" und „Circuli" gedacht, welche befestigten Orte die Avaren während ihrer Anwesenheit in Deutschland (in bayerschen Gegenden) errichteten, bis Samo ihrer Herrschaft ein Ende machte. Doch sie kamen später, zumal mit den Ungarn wieder, und hielten sich auch (und wohl mehrmals) geraume Zeit in der Meißnischen Elbgegend auf, bis Heinrich I. sie in die Flucht schlug. Es waren Erdwälle mit Pallisaden, deren Zwischenräume mit Steinen ausgefüllt, die ganze Oberfläche aber mit Rasen bedeckt, und die innere und äußere Seite mit Weiden-Gestrüppe bepflanzt wurde, so daß nach und nach dadurch ein dichter Verhau entstand.

Die künstlichen Erdhügel in den unfruchtbaren und meist völlig ebenen, sich vom schwarzen und kaspischen Meere längs der chinesisch-russischen Gränze bis in das Land der Mantschu erstreckenden kalmückisch-kirgisischen Steppen, dienen wohl ebenfalls, um feindliche Schaaren desto eher zu entdecken, hauptsächlich aber um in den unwegsamen Einöden den Reisenden den rechten Weg zu zeigen; sie werden dort Kurgane genannt.

Die Gückelsberge werden (N. Lausitz. Mag. 1839. 230) auch als Hexenberge, von gigeln oder goukeln, zaubern, erklärt, z. B. die bei Günthersdorf, Heugsdorf, Lichtenberg, Königshayn, Ober-Steine bei Hohenstein rc. (Andere leiten sie vom St. Jacobsberg ab, obwohl so viel Berge schwerlich diesem Heiligen gewidmet seyn möchten; es werden aber auch manche von einem Besitzer Nahmen-Jäckel abstammen (vergl. Schumann's Lex. X. 149.) — Die Literatur über die Lausitz. Rundwälle s. in des Verf. O. Lausitz. Alterth., wozu nachträglich mehr. Auss. im N. Lausitz. Magazin 1839. S. 124., von Cotta: 1840. S. 32., v. Schiffner u. zumal vollständ. in Pescheck's handschr. oberlaus. Alt.-Liter. in der gesellschaftl. Samml. zu Görlitz.

Anm. II. Benennung der Rundwälle und anderer festen Plätze in slawischen Dialecten. Die oberlausitz. Wenden um Budissin und Löbau nennen die dasigen uralten Ringwälle (in der Singularform) meistens hrodźisko, n., und hrodźischćźo, n., und mit Weglassung des h, wie sie im dortigen Dialect gewöhnlich vor einem zweiten Mitlaut erfolgt: rodźischćźo, im Diminutiv rodźischko, n. (st. rodźischtko); die niederlausitzischen grożischćźo, n., ein Name, den auch manche bewohnte Ortschaften daselbst führen, z. B. Sonnenwalde, Willmersdorf rc. In Rußland heißen sie (nach Bulgarin, Glagaliew rc.) Gorodischtsche, n.; in Polen grodzisko, n., und grodziszcze, n. (wie im Wend.), ein Name der überhaupt im Poln. eine alte, verfallene Burg bezeichnet; in Böhmen hradisstje, n., welches auch der Name für den bewallten Berg war, wo später die Hussiten die Festung Tabor anlegten; im Slowenischen gradishe, (Gradische gesp.), im Lüneburg.-Wend. Gorbischtje. Die übereinstimmende, nur dialectisch modificirte, Endform dieser Wörter ist die des slaw. Magnativs, welches oft den Begriff einer Verschlechterung einschließt, also

zugleich Pejorativ ist, zuweilen aber auch den eine Mehrheit umfassenden Raum anzeigt. Das Stammwort ist grad, m. altslaw. u. in den südl. Dial., gorod r., grod p. und nlw., hrod, rod olw. hrad b, gord, lüneburg.-wend. bedeutet ursprünglich Umzäunung, Hag, Einfriedigung, dann einen festen, umwallten Ort, Burg, Stadt, sofern diese nicht offen ist, und erscheint als urverwandt mit dem altgerm. gard = Einfriedigung, Burg, wovon sich noch unser Garten (Hürde, Horde) erhalten hat. Wenn nun die Slawen nicht erst in neuern Zeiten, sondern schon vor Jahrhunderten jene Erdaufwürfe, die in ihrem Innern oft mehr Spuren eines heidn. Opferdienstes, als einer genügenden Befestigung zeigen, nicht grody, pl. = Schanzen od. Burgen, sondern grodžischeža, pl. = Schanzstätten oder Burghalden nannten; so möchte daraus wohl zu schließen seyn, daß sie dieselben schon bei ihrer Einwanderung im Verfall oder als Ruinen vorgefunden haben. In manchen Gegenden erscheinen jene künstlichen Erhöhungen nur als Hügel oder Berge, und führen daher zugleich mit den daneben liegenden Ortschaften einen entsprechenden Namen, wie z. B. Belgern (in d. OL.) w. bjela hora = weißer Berg genannt, nach einem Ringwalle, ebenso das Städtchen Weißenberg. Zuweilen wird durch ein beigefügtes Beiwort ein verhältnißmäßig früherer Ursprung dieser festen Plätze angedeutet, wie in Stargard (in d. NL.) w. stary grod = alte Burg, mit einem ähnlichen Walle, und der Name ist unverändert geblieben, obgleich das dadurch Bezeichnete untergegangen ist. So heißt noch jetzt in dem Dorfe Burg im Spreewalde der dort befindliche Hügel, welcher der Sage nach früher befestigt gewesen ist, w. grod = Burg. Eine große Menge Oerter in frühern sowohl als in jetzigen Slawenländern sind nach jenen grod, hrad, rod etc., dem Magnativ davon: grodžisko und grodžischežo w. und nach den Diminutivformen gorodok, r, grodek p. grodk nlw. hrodk, rodk olw. hradek b. u. slowen., gradez altsl. Kirchensprache, benannt, bald in einfachen Namen, zum Theil germanisirten wie die: Grod, Grad, Gratz, (Gradetz), Garz, Gródisch, Grötsch, Hradisch, Hradek, Gradiz, Grätz, Grädiz, Grödiz, Grötz, Gröst; mit abgefallenem Initial: Radisch, Ratz; mit Verwandlung des d in j, wie sie der Slawe in populärer Sprache und meist vor dem Z-Laute übt: Grojetz, Groitzsch, Greitz u. s. w.; — bald in verbundenen, sey es durch präfixe Präpositionen, die das Ortsverhältniß bezeichnen, wie in Böhmen: PodGradj (unter d. Burg), ZaGradj, n. (hinter d. Burg), sey es durch vorgesetzte oder auch organische zu einem Worte verschmolzene Adjective, wie nowy grod oder nowogrod = Neuenburg, german. Naugard und Neugarten, bjely grod oder bjelo grod, germ. Belgrad, Belgard (Weißenburg), czerweny hrod (Rothenburg), wyssehrad, b. höchste Burg, wyszy grod p. german. Wischegrod u. dergl. m. Auch manche Radeberg, Radeburg, Ratzeburg, Rothenburg werden vom jenen rod, hrod abzuleiten seyn, indem, wie es nicht selten bei Ortsnamen der Fall ist, die deutsche Benennung des slawischen beigefügt wurde, z. B. Colm-Berg, Hohen-Wossen, Golk-Heidchen 2c.

Anm. III. Notizen zu den oben verzeichneten heidnischen Rundwällen:

Zu 1) der Ostritzer Burgberg (Taf. I. N. 27 a.) NW. über dem Kloster Marienthal, etwa 60 Schritte von der von Zittau nach Görlitz führenden Straße (b, wovon c der Weg nach dem Kloster abgeht), elliptischer Form, hat 250 Schr. im Umfange, von NW. nach SO. 90 Schr. Länge, von SW. nach NO. 60 Schr. Breite, im Innern 2 Ellen Höhe, auswärts mit Gräben versehen und mit diesen 5 E. Höhe. Gegen NO. zieht sich das eine Ende des Walls auf 20 Schr. seitwärts vor dem andern vorbei (noch etwas weiter herum, als auf der Abbildung), und bildet dadurch einen Eingang ungewöhnlicher Art. Weder Mauerüberreste noch heidn. Alterthümer lassen sich verfinden; dagegen liegen viele Granitblöcke an und in dem Walle zerstreut. Diese u. zahlreiche der folg. Angaben verdankt der Verf. meist der Gefälligkeit des Adv. Lange in Bernstadt, so wie auch d. D. Schmidt zu Schönau u. and. gefälligen Männern, manche hier u. bei spätern §§. benutzten derartigen Notizen über diese Gegenden. — Sch. bedeutet hier Schritt, F. — Fuß, E. — Elle, St. — Stunde, O. — gegen Osten, W. — Westen und so fort.

Zu 2) der Hahn hat gegen 270 Sch. im Umfange, 90 Sch. Länge, 65 Breite; der Aufwurf ist gegen 2 E. breit, an beiden 2—3 E. hoch u. dann steigend bis 9 im Innern und 12 nach Außen, an der gegen O. gerichteten Stirn. Nördlich befindet sich ein 2—3 E. tiefer Wassergraben, der östlich an

einer quer abschneidenden Erhöhung endigt; gegen W. steigt das gebirg. Ufer steil zur Neiße herab. Der Wall ist mit Granitstücken durchmengt und erhält dadurch ein mauerartiges Ansehen, welches ohne Zweifel zu der Sage von einem dasigen frühern Schlosse der sächs. Kaiser im 10. Jahrh. die Veranlassung gab.

Zu 3) Von diesen Hörnitzer Wall=Ueberreste, auf dem Schüler= (früher Stein=) Berge, gilt als der Haupttheil, dem noch vorhandenen Wall auf dem Ostritzer Venusberge ähnlich, ein 26 Schritt langer, nach Osten 14, nach Westen 12 Ellen hoher Aufwurf; an diesen schließt sich südlich, einen rechten Winkel bildend, eine nach Westen auslaufende, etwa 4 Ellen hohe und 32 Schritt lange Erhöhung an; in der letzten Hälfte nur halb so breit, unter deren westl. Spitze eine, gleichsam einen Vorplatz bildende Fläche sich befindet, von welchem sich eine senkrechte Felswand in das Thal hinabsenkt. Mehrere andere Erhöhungen und Vertiefungen in der Nähe scheinen der Naturbildung oder einem frühern Steinbruch anzugehören. Das nahe Dorf Hörnitz wird eher von horny, das obere, gebirgige, am Berge gelegen, als von hornyz, Topf, herrühren, da sich Urnen noch nicht daselbst vorfanden. Ein Theil des dabei liegenden Herwigsdorfs heißt Scheibe, ein im Sächs. oft vorkommender Orts= und Bergname, der früher unbezweifelt Schiba, Schiwa rc. lautete, u. schwerlich deutsch als Scheibenberg, Schützenplatz, zu deuten, sondern aus dem Slaw. abzuleiten seyn wird, von einem Opferort, der żywa, wend. (nach Körner) żywie p. (von żywy, lebendig), die Schiwa, Lebens= und Fruchtbarkeits=Göttin; vielleicht auch von ssypia, wend. Schutthaufen, bergmänn. Halde, oder von ssypa w. u. ssyp, b., der Pfeil, wovon es vielleicht früher ein Wort für einen festen, militairisch bewachten Ort gab.

Bei Pethau, ½ St. W. von Zittau, wird von Cotta (Lausitz. Mag. 1839. S. 121.) ebenfalls ein heidn. Wall angenommen, jedoch undeutlich u. unsicher; doch wird derselbe von Andern für neuern Ursprungs gehalten. Es war vielleicht auch einer der Gräben, welche, nach Kaiser Karls IV. Befehl, in der Ober=Lausitz von einem Orte zum andern gezogen werden sollte, um den Landesbeschädigern dadurch mehr Hindernisse in den Weg zu legen, obschon es wenig zur Ausführung kam. Der Ortsname deutet auf ein alterthümliches Verhältniß nicht hin, vielmehr auf einen Personennamen; Peto, (Pjeto, Diminut. Petko) von Petr, Pjetr, Petsch, Peter; Adject. petow, owa, owo, (gewöhnlich allein, ohne Substant. gebraucht) das Peter'sche (Dorf).

Zu 4) Von diesem durch Ackercultur und Lustanlagen sehr unkenntlich gewordenen Wall, dessen Westseite steil an der Prießnitz hinunter geht, ist nur noch eine rundliche Erhöhung und dabei ein etwa 1 Elle hoher, 1—2 E. breiter Wall von 60 Schritt Umfang zu bemerken. Die auf dem östlich daranstoßenden Felde ausgeackerten Urnen deuten wenigstens auf Bewohnung der Gegend in heidnischer Zeit.

Zu 5) Der etwa 50 Schritt im Durchmesser haltende, mit Laubholz bedeckte Ringelberg=Wall — nördlich von Bertzdorf, wo dessen Fluren durch den Scheidebach von den Schönau'schen geschieden werden — ebenfalls von Hufeisenform, richtet seine Stirne gegen N.; der etwa 80 Schritt lange, zum Theil auf 10 Ellen hohe Wall stößt mit seinen beiden Enden SO. an den steilen Abhang. An der südlichen Ecke ist gleichsam ein zweiter, vom Hauptwall durch einen, 36 Schritt langen, mehrere Ellen tiefen und breiten Graben getrennten kleinen Nebenwall. In der Nähe des Berges, in einem 150 Schritt gegen NW. gelegenen Sandhügel, fand man bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen heidn. Begräbnißplatz, und so noch in neuester Zeit, z. B. 1837, Urnen mit Asche, mit einem Kreise von Steinen umgeben, dabei zwei thönerne Spinnwörtel, wie sie in Heidengräbern gewöhnlich, eine Art Schleuderstein (länglich, in der Mitte mit einem deutlichen Einschnitt rings herum). (Eine in der Nähe gefundene Scheibe mit einem gekrönten Kopfe, wo statt der vordersten Kronzacke ein Kreuz, scheint aus christl. Zeit herzustammen). Auf dem erwähnten Berge befanden sich früher auch zahlreiche Steinblöcke; ein solcher, der zum Opferkessel bestimmt gewesen schien, wurde zum Pflastern eines Hofes verwendet. Auch auf der andern Seite der Prießnitz (in der Nähe des Flammiger'schen Gutes) fand man Urnen=Bruchstücke, ohne sie jedoch weiter zu beachten.

Zu 6) Ein schneckenförmiger Weg führt auf den mit dichtem Gesträuch bewachsenen Bernstädter Burgberg; gegen 150 Schr. lang, 50 Schr. im Durch=

messer haltend und muldenförmig vertieft, verflachter sich gegen O. von seiner Stirne an, wo der Wall gegen 20 Fuß hoch und 4 F. breit ist, mit angränz. Alt-Bernsdorfer Fluren. Von daher gehen die Wallspitzen süd- und nördlich bis zu der, von mächtigen Steinblöcken durchbrochenen, übrigens wallfreien u. fast senkrecht in's Thal abhängigen Westseite. Die Gestalt ähnelt der Taf. I. N. 26., nur daß man sich dessen Lage in einem rechten Winkel denkt, der W. durch den Einfluß eines kleinen Bachs von N. her in die S. fließende Kemnitzbach gebildet, die auch die Steinbach genannt wird, welches dasselbe bedeutet; (kamen, der Stein, Adject. kamjenny, auch kamenty, kemny, a, e steinigt, und mit der, die Adject. zu Substant. erhebenden Endform: itz, m., itza, f., daher eigentlich: kamjenniza.) Nicht nur am Oster-, sondern auch am Pfingstfest pflegen junge Leute sich darauf zu ergötzen, wie dieß aber überhaupt bei zahlreichen andern Bergen der Lausitz derselbe Fall ist. Alterthümer ergaben sich bisher noch nicht, ebenso wenig auf eine Burgruine deutendes Mauerwerk; dagegen entdeckte man bei dem nahen Alt-Bernsdorf eine gleiche meißelähnliche Waffe, wie bei Löbau S. 81. — 2 Viereck-Schanzen bei Löbau, 1 bereits geebnete bei Rechen, 1 von da nach Dehsa zu (Mittaschez-Horka gen.) sind neuerer Zeit.

7) Der Bielplatz bei Gorbitz (urkundl. 1306 Georghewicz, und, dem Deutschen nachgebildet, wend. Korezy). Der Felsen, mit unebener Oberfläche u. mit Steinblöcken, zeigt an einigen Seiten Spuren von Umwallung und konnte wohl zu einem festen Platze dienen.. Ein in neuerer Zeit bequemer gemachter Fußpfad führt hinauf; die Höhe ist gegen 12 Ellen, der Umfang gegen 100 Schritt. — Daran stößt eine zweite kegelförmige Anhöhe, ungefähr in Form der Rundwälle, nur viel kleiner und sehr spitzig zugehend; übrigens offenbar von Menschenhand errichtet, gegen 10 Ellen hoch und oben nur etwa 20 Schritt im Umfange. Zwei bequeme Wege hinauf sind wahrscheinlich erst neulich angelegt, und so auch einige Bäume oben angepflanzt, um auf diesem Punct einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren; doch ist die Anhöhe selbst wohl keinesfalls als eine Anlage neuerer Zeiten anzunehmen; denn hätte man auch nicht die bedeutenden Kosten für deren Errichtung zu ersparen nöthig gehabt, so wäre unbezweifelt ein günstiger und höher gelegener Platz dazu gewählt worden, da man von jenen beiden Anhöhen nicht über die daranstoßende weit höhere Berglehne hinweg, nicht bis zum Rittergut Belbitz sehen kann, zu dem sie gehören. Zu einem Vertheidigungsorte in heidnischer Zeit war der Felsen wohl genügend und an jenem Thaleingange auch sehr zweckmäßig gelegen, jedoch zum Opferdienst, — seiner unebenen Oberfläche und andern Verhältnissen wegen, — schwerlich geeignet. Deshalb ward wahrscheinlich jener, (in einem so wenig besuchten und versteckt-liegenden Orte befindlicher) besonderer Opferhügel errichtet, und zwar zum bessern Schutze, zugleich an jenen Felsen anstoßend. In der Gegend giebt es die Sage, daß dem Biel, „dem weisen Abgotte", wie man oft spricht, daselbst geopfert wurde und es wird zugleich angenommen, daß der Name jenes Ritterguts Belbitz, (auch Belwitz, urkundl. Bellewicze), wend. Bjelczy, davon herstammt; das wend. Adject. bely, bjely (a, e) heißt weiß, und ist muthmaßlich auf das weggelassene bog, Gott zu beziehen, die End. itz, witz rc. bezeichnen meist das Verhältniß der Oertlichkeit, Angehörigkeit rc., wie späterhin näher zu erläutern. Die alten Preußen besaßen einen Gott Pelwit, wohl mit jenem slaw. verwandt. Auch giebt es ein altdeutsches mythisches Wesen, Bilwitz, Pilwitz, ein zum Elfen- und Zwergen-Reiche gehöriger Geist, ein guter Wicht; jedoch zuweilen auch in Gebirgen mit feindlichem Geschosse hausend, dessen Annahme bis in das deutsche Alterthum hinauf reicht, obschon nur erst mitteralterliche Poesien des 13. u. 14. Jahrh. seiner gedenken, wie Grimm (Myth. 265.) angiebt, ohne Genaueres über sein Wesen bestimmen zu können; — doch beide Götter möchten schwerlich darauf zu beziehen seyn. In altpreuß. Ortsnamen bedeutet pil aber auch Damm, Schanze, Veste, woher die Namen Heiligenbeil rc. Und da es in benachbarten Gegenden ebenfalls mit pil, beil rc. zusammengesetzte Orte giebt, die nicht sämmtlich von Personennamen (Radebeyl rc.) herrühren möchten, so läge es wohl in der Möglichkeit, daß es ein ähnliches Wort auch in hies. Dialecten gab, und daher auch Veranlassung zu der obigen Benennung. Jenes Thal erhielt wegen der zum Theil frei ausstehenden, sehr romantische Partien bildenden Granitfelsen, den Namen Skala, wend. der Fels, auch Skawa in der Gegend gesprochen, das l durchstrichen geschrieben. Die Orte Groß- und Klein-Skal in Böhmen u. ähnl. haben gleiche Ableitung. Jenes George-

witz und wend. Korezy, bezeichnet die Angehörigen des Georg, dann die Endsylben ezy, ewzy, owzy, deuten oft auf die Abkunft von einem Geschlechtsnamen.

8) Die zu Kittlitz gehörige sogenannte Schwedenschanze, ist mit ihrer Stirn gegen W. nach jenem Dorfe zu gerichtet, von welcher, durch Holzculturen sehr veränderte Aufwürfe nach den beiden Seiten, gegen S. und N. ausgehen; dagegen geöffnet gegen O. an dem tiefen Abhange des romantischen Thales der Löbau, wo, ganz in der Nähe, sich die „gemauerte Mühle" befindet. Der Umfang der halbmondähnlichen Schanze beträgt 230 Schritt, die Länge von S. nach N. 106 und die Breite in der Mitte 50 Schritt. Der Umfang des ganzen Hügels ist 430 Schritt. Kittlitz, wend. Ketlizy, vielleicht vom wend. Kotlischczo, der große Kessel, der tiefste Ort im Wasser, (Magnativ von Kottol, Kessel,) Becken, weil es nahe an jenem tiefen, felsigen Thale liegt. Das nahe Oppeln, wend. Wopalenge, wopaljena (wess) abgebranntes Dorf (auch Waldbrand).

9) Die Oehlische Schanze, Taf. II. N. 2. u. 13. a ist zu einem Bauergute b gehörig; an der östl. Seite fließt der Schöps-Bach c, der Fahrweg d führt durch diesen und der mit f bezeichnet von Oehlisch nach Schöps. Sie hat 180 Schritt oben im Umfange und 16—30 Ellen schräg gemessen; durch einen Steinbruch e wird mehr und mehr die Gestalt der Schanze verändert werden, weil dazu meist ein felsiger Grund benutzt ist. Oehlisch vielleicht vom wend. wolscha, poln. olsza, die Erle; — ina, Erlengebüsch. (Mittheil. von dieser und den folgenden Schanzen verdankt der Verf. den Geometer Gustav Schmalz und schon genanntem Cond. Wilsdorf).

10) Die beiden Schanzen bei Schöps, und zwar a) die etwa 150 Schritt von der Straßenbrücke in Schöps entfernte nördl. Schanze (Taf. II. N. 1. u. 12. a.) hat etwa 450 Schritt unten, 300 oben auf dem Kranze im Umfange; die Stirn ist nördlich zu, der Wallring auf's Dorf zu eben und zerstört. Sie ist ungefähr 30 Ellen hoch; einige Spuren scheinen auf einen Doppelwall zu deuten; der hintere nördl. Theil des innern Raums erscheint etwas erhöht. Bei bisherigem nur flüchtigem Nachgraben fanden sich einige Gefäß-Bruchstücke von der in der heidn. Zeit gewöhnlichen Masse, jedoch haben sich weder Schlacken, noch Thierknochen, Getreide ꝛc., wie bei ähnl. Wällen vorgefunden, dagegen bald ein felsiger Grund, so daß sie wohl nur zu Sicherheitszwecken bestimmt war. Taf. II. N. 12. c) der Schöps-Bach, d) zwei Teiche, e) die erwähnte uralte Landstraße, f) ein Feldweg, g) die alte, jetzt weggerissene Schmiede, woran, der Sage nach, früher ein Götzenbild befindlich gewesen ist. Vielleicht gab ein sonst wohl mehr beachteter Mineralquell (h) Veranlassung zu einem geheiligten Wallfahrtsorte; i) die herrschaftl. Hofgebäude. — b) Die südlichere kleinere etwa 80 Schritte von der Straße entfernte Schöpser Schanze (b) ist jetzt mit Bäumen bewachsen; sie hat unten gegen 330 Schritt im Umfange, auf dem Aufwurfe 190, gegen 15 Ellen Höhe, und hält im größten Durchmesser gegen 80 Schr., im kleinsten gegen 40; zu beiden sind natürliche Höhen mit benutzt worden. Der Name Schöps, urkundl. Schops, Schaps ꝛc., wend. Schypz (so wie das entferntere Schöpsdorf, wend. Ssypschezy) ist schwierig abzuleiten; vielleicht von den S. 114. erw. Ssypa, als Pfeilort. Ein verwandtes Wort ist skow, schow, wend. (nach Körner's wend. Wörterbuche) der Versteck, Schlupfwinkel, skowacž, schowacž, sich verstecken, verschirmen; zakopy, b., sakop, poln. Verschanzung; Skopacž, w. umgraben. Daher wohl auch manche mit kow, chow zusammengesetzte Namen. Ob der Bach vom Orte, oder dieser von jenem benannt, ist daher noch nicht gelöset. Außer bei Spremberg, giebt es einen gleich benannten Ort im Altenburg. bei Cahla. Obiges Dorf gehört zu dem in der sächs. Oberlaus. nahe an der preuß. Gränze lieg. Rittergute Glossen.

Der Verf. hat hier und an zahlreichen andern Orten auf Wall-Namen deutende slaw. Worte mit bemerkt, welche nicht immer zu einer — überhaupt so selten möglichen — bestimmten, sondern oft nur zu einer noch sehr zweifelhaften Ableitung führen; es ist dieß aber dennoch mit Bedacht geschehen, und er fürchtet dieserhalb keine Vorwürfe, weil, wenn sie auch an dem Orte, wo sie stehen; nicht jenen Dienst leisten könnten, sie an andern, spätern, vielleicht destomehr dazu geeignet und überhaupt in dieser Schrift aufzuführen sind; ob nun zeitiger oder später, wird gleich seyn. Der Verf. ist überhaupt weit entfernt, die vorgeschlagenen Erläuterungen irgend Jemandem, als die einzig richtigen, aufdringen zu wollen, vielmehr sind oft sehr verschiedenartige Ansichten der Sprachforscher mitgetheilt, damit ein Jeder die ihm beliebige wäh-

8*

len kann. Als unfehlbar werden von solchen überhaupt nur eine kleine Anzahl anzunehmen seyn, was, bei Gegenständen so räthselhafter Art, in der Natur der Sache liegt; von den geachtetsten und mit solchen Forschungen vertrauten Slawisten hat nicht selten ein jeder seine besondere und begründete Ableitung.

§. 11. Die Burgen und Städte der Ober-Lausitz im Mittelalter.

Munter begrüßt des Thorwarts Trommete die nahenden Gäste;
Offen ist Fallbrück und Thor. — Auf, zum Beschauen der Burg!

Wohl ergreift jeden Beschauer beim Anblick majestätischer Burgruinen ein eigenthümliches gemischtes Gefühl; freudig erhebend in der Erinnerung an die Großthaten des Mittelalters, wo persönlicher Muth dem Manne die Würde verlieh und wo es galt, selbst einzutreten und mit tapferer Hand sich mit dem Gegner zu messen, nicht dem Zufall einer Pulverwaffe anheim gegeben. Aber auch ein ernsteres, bei dem Betrachten der Hinfälligkeit dessen, was Menschenmuth und Menschenhand zu leisten vermochte, und wie die festesten Baue, einst dem kühnsten Angriffe trotzend, dem Zahne der Zeit verfielen und kaum noch die Spuren der Orte erkennen lassen, wo der tapfere Burgherr sich im ritterlichen Turnen übte und mit Waffenbrüdern fröhlich zechte; wo er aber auch mit ihnen so manche, später tapfer ausgeführte edle That beschloß, um nicht nur sich, sondern auch dem Vaterlande, so wie Hülflosen und Bedrängten, Schutz und Gerechtigkeit zu erkämpfen. Und wo die getreue und sorgsame Burgfrau mit den sittig fleißigen Töchtern für die häuslichen Geschäfte besorgt war, mit den Mägden webte und spann, und dennoch, galt es Besuchen und Festen, immer auch, ihrer Würde gemäß, den Becher anmuthig zu kredenzen und die Gäste zu erfreuen wußte, mit freundlichem Wort, mit Gesang und Zitterspiel. Von edlen Waffenthaten, wie von Turnieren und vom Minnegesang der sächs. und thüring. Ritterschaft ist viel Erfreuliches bekannt; aber auch von lausitzischen Rittern ist Aehnliches vorauszusetzen, wenn auch weniger davon in Schriften uns aufbewahrt wurde. Sie nahmen an den Kreuzzügen, wie den Heeresfahrten nach Preußen tapfern Antheil, und waren bei manchem ehrenvollen Kampfspiele. So lauten z. B. einige Reime in Ennickels österreich. Chronik, als die Ritter des Budissiner Landes 1245 ihrem König in Kriegsnoth zu Hülfe eilten:

„Do cham die von Budessein,
vnd wern ez ritter von dem rein
geweßen ez waer genug.
sie waren pehend vnd klug. ꝛc.
— Die freutn sich ir manheit.
Des warn si gar vnuerzait.“ ꝛc.

Auch von den Nieder-Lausitzischen wird in Wolfram's von Eschenbach Titurell (Cap. 16.) gerühmt: „Ausz Lucesitze, der Marcke, dar kamen die wol wessen, was do hiesz ritterliche tat, die starke.“

Doch nicht immer, nicht überall war es so, und wie jenes romantisch-mittelalterliche Leben in zahllosen Romanen in anschaulichen Farben weitläufiger geschildert zu lesen ist. Die als Muster ächter Ritterlichkeit in Muth, Ehre und Edelsinn geltenden adeligen Burgbesitzer damaliger Zeit waren aber nicht so häufig, um sie auf jeder Burg zu finden. Der, Sold und Beute gewährende Krieg beschäftigte und ernährte wohl oft geraume Zeit, denn an Fehden der Großen mangelte es selten; doch in Frieden, wenn edle Beschäftigung und emsige Sorge für Gutsverbesserung und Unterthanenwohl verschmäht, wenn zu einem zügellosen Leben voll Trunk, Spiel und Unzucht das Nöthige nicht vom Landgute und von Leibeignen erpreßt werden konnte: dann ward ein weit ergiebiger Gewerbszweig ergriffen, — das Raubritter- oder Stegreif-Leben, eine der damaligen noblen Passionen höherer Stände. Von der Burgzinne herab lugte der Thorwächter nach vorüberziehenden Reisenden mit ihren Güterzügen, die, wenn auch bei willigem Ergeben nicht gemordet, doch beraubt, auch wohl, bis zur Erlegung eines Lösegeldes, gefangen gehalten wurden. Oder, gab es dabei wenig Ausbeute, so wurde auch wohl in ein benachbartes Gebiet eingefallen, Vieh und sonst Geldeswerth geraubt, auch wohl Mord und Brand verübt. Und gar manche Namen berühmter Geschlechter finden sich unter denen verzeichnet, welche dem edlen Stegereif-Leben oblagen, aber auch oft, aus Mangel an höhern Gerichten und deren Macht, von Vehme und Städten, dem Faustrecht gemäß, bestraft wurden, welches zu handhaben, selbst der Bürger oft sich genöthigt sah, wie sich weiterhin, auch in Bezug auf oben erwähnte Provinz, näher ergeben wird.

Feste Plätze der alten, heidnischen Deutschen, wie der slawischen Nationen vor ihrer Bekehrung, bestanden, wie schon §. 10. zu erläutern gesucht wurde, nur aus Verschanzungen mittelst Stein- oder Erdwällen und durch Holzverhaue oder Pallisaden geschützt, ohne daher solche Sicherheit zu gewähren, wie bei den mittelalterlichen Burgen es der Fall war, deren Anlegung erst von den neuern Deutschen ausging und sich später in die Slawenländer verbreitete. Die von den Römern auch in ihren süd- und westlich deutschen Colonien angewendete Bauart mit gebranntem Kalk, so wie mit Ziegeln oder hart gebrannten Backsteinen, war den germanischen, wie den slawischen Nationen noch völlig unbekannt und alle Bauwerke dieser Art im östlichen und nördlichen Deutschland gehören unbezweifelt in die Periode nach Verbreitung der christlichen Religion und der damit verbundener höherer Cultur; ebenso wie auch seitdem das härtere Brennen der Thongefäße üblich wurde, während diese vorher, nur an der Sonne oder freiem Feuer gehärtet, zu weit minderer Festigkeit gelangten, wodurch sie von den aus christlicher Zeit

charakteristisch zu unterscheiden sind. Jene römische Befestigung mit ihren viereckigen Thürmen und Kalkmauern führte die Franken bald zur Errichtung ähnlicher Thürme und, durch Umfassungsmauern gesicherte Fürsten- und Bezirksbeamten-Sitze, wie zur Anlegung christlicher Kapellen, die später sich zu Kirchen erweiterten und zu Domen erhoben. Jene neue Befestigungskunst drang besonders nach Ausbreitung des fränkisch-karolingischen Reichs aus den westlich- in die mitteldeutschen Gegenden. Die vom Kaiser Karl dem Großen in letzteren angelegten zwei Burgen — an der Elbe bei Magdeburg und an der Saale bei Halle, deren genauere Lage aber nicht zu ermitteln seyn möchte —, so wie die vom Kaiser Heinrich I., dem Sachsen, im eroberten Meißnischen und benachbarten Slawenlande, — oft schon Städte genannt und jener Kaiser: der Städteerbauer, — waren in ihren ersten Anlagen schwerlich sogleich von jener festern Bauart. Es waren ohne Zweifel nur Holzgebäude, mit wenig oder keinem Mauerwerke, und dagegen durch Wälle und Pallisaden geschützt, — wie dieß auch später noch Jahrhunderte lang, hier und da bei Ritterburgen der Fall war; jedoch ist wenigstens anzunehmen, daß in den nächsten (11. und 12.) Jahrhunderten die landesherrlichen Burgen bereits eine stärkere Befestigung durch Mauerbau erlangten. Die Burgen dagegen, deren Ruinen uns noch durch ihre Spitzbögen und anderen schönen Formen des ächten deutschen (fälschlich gothisch genannten) Baustyls ergötzen, können erst nach dessen weiterer Verbreitung, daher ungefähr seit der Mitte des 13. Jahrh. errichtet worden seyn, wie denn überhaupt auch das 13. und 14. Jahrh. als die eigentliche, glänzende Periode des Burg- und Ritter-Lebens anzusehen ist, dessen Verfall mit dem 15. Jahrh. begann, nachdem jene erwähnte Ausartung in das Raubritter- und Wegelagerung-Wesen schon einen höhern Grad erreicht hatte.

Die Burgen theilen sich ein — außer der Rücksicht auf die Lage (ähnlich den Heidenschanzen §. 10.) in Felsenburgen, auf Anhöhen mit trocknen Wallgräben, und in Wasserburgen, in ebener Gegend mit Wassergräben versehen, — dem Zwecke nach in:

1) Bezirksburgen, einem weltlichen oder geistlichen Landesfürsten gehörig und die Sitze der obersten Bezirksbeamten, zumal der Mark- und der Burggrafen. In den eroberten und germanisirten Slawenländern entstanden sie meist dadurch, daß die Marken in Burgwartsbezirke abgetheilt und diese durch Burggrafen im Namen des Kaisers verwaltet wurden, wie dieß Anm. I. näher angedeutet ist. Diesen Burggrafen (auch Castellan, Advocat, Voigt rc. genannt), lag es ob, den Bezirk und dessen Straßenzüge zu beschützen, Recht zu sprechen — in geringern Sachen, in wichtigern war es dem Kaiser oder dessen Markgrafen vorbehalten — und die landesherrlichen Einkünfte zu verwalten, welche letztere beiden Geschäfte meist auf die spätern Amtsschösser und die neuern

Gerichts=, Rent= und Steuer=Aemter übergegangen ist; dieserhalb sind auch deren Sitze größtentheils noch die Orte, wo jene Burgen errichtet wurden. Eine gleiche Bezirks=Verwaltung fand meist auch in den benachbarten thüringischen und andern rein=deutsch verbliebenen Ländern statt, so wie eine ähnliche bei den benachbarten slawischen Nationen ebenfalls gewöhnlich war und sich, bei den selbstständig verbliebenen, noch bis in das Mittelalter erhielt. Doch waren bei diesen die Bezirksämter weniger zur Abgabenerhebung, vielmehr meist nur zu der Aufsicht über die öffentliche Sicherheit und zur Rechtsprechung bestimmt; — nehmlich die Supaneien, wo der Zupan (Schupan) seinen Sitz hatte; welche Einrichtung besonders in Böhmen und Schlesien gefunden ward, aber auch in germanisirten Gegenden, z. B. im Meißner Amtsbezirke, bis vor einige Jahrhunderte beibehalten worden ist; vergl. Anm. II. Ohne Zweifel sind zahlreiche jener Burgen in früherer, slawischen Zeit bereits Zupan-Sitze gewesen, da diese wohl meist schon an gut gelegenen Orten und in der Mitte ihres Bezirks angelegt waren; — wie denn überhaupt die frühern Bezirke bei Besitznahme von Eroberern meist dieselben verblieben, da sie von frühesten Zeiten an schon naturgemäß nach Gebirgen, Flüssen rc. abgetheilt waren, wie dieß §. 7. S. 70. zu erläutern gesucht wurde. Als eine besondere Unterabtheilung können — als landesherrliche Orts=Schutzburgen — die festen Plätze betrachtet werden, welche nur zum Schutz örtlicher Zwecke, von Gränzen, Straßen, Flüssen, (dann oft mit Zoll=Erhebung) oder an ähnlichen wichtigen Puncten errichtet waren. Wesentlich aber unterscheiden sich, als eine ganz besondere Gattung, von den vorerwähnten:

2) die Privatburgen, nehmlich die Ritterburgen, wozu auch die festen Schlösser der Landesherrn, Bischöffe rc. auf ihren Domainen, so wie deren Häuser in größern Städten, als Absteigequartiere, (die kaiserl. Pfalzen, z. B. in Zittau, Königshöfe rc.), die Jagdburgen rc. zu rechnen seyn werden. Die Ritterburgen, zum Sitze des Landgutsbesitzers und Schutze seiner umliegenden Güter bestimmt, entstanden in den germanisirten Slawenländern meist dadurch, daß Kriegern und Günstlingen vom Kaiser oder sonstigen Landesherrn, eroberte Dorfschaften als Lehn (gegen die Verpflichtung zu Kriegsdiensten) überlassen wurden, wie schon Anmerk. I. berührt. Viele von ihnen wurden aber später zu Raubburgen benutzt, so wie zahlreiche solche an schwerzugänglichen Orten neu angelegt; diese werden als eine Abart jener Privatburgen gelten, da sie zu einem, den letztern völlig entgegengesetzten Zweck dienten, nämlich zur Plünderung und Unsicherheit der Gegend. Um die mittelalterliche Geschichte der einzelnen vaterländischen Provinzen zu fördern, ist es vor Allen nöthig, die Lage, Bestimmung und Geschichte dieser verschiedenartigen festen Plätze zu ermitteln, die noch als Burgen und

Schlösser oder daraus entstandene Städte, oder nur noch in Ruinen vorhanden, zum Theil auch nur nach erhaltenen örtlichen oder urkundlichen Namen bekannt sind, wozu Beiträge darzubieten, zugleich der Zweck dieser Schrift seyn wird. Die Entstehung und Ausbildung der Städte steht mit dem Burgwesen in nahester Beziehung. Anmerk. III.

Die mehrsten Städte, zumal die größern, sind aus fürstlichen Bezirksburgen entstanden, denn theils wurden bei der letztern Gründung bereits volkreiche, an Straßen und Flüssen gelegene Orte dazu ausgewählt; theils zogen sie, auch bei Anlegung in noch nicht bebauter Gegend, bald zahlreiche Anbauer an sich, so daß sie sich dann zu immer höherer Bedeutung erhoben. Die meist in der Mitte des Burgwartsbezirks gelegene landesherrliche Burg galt zuerst allerdings nur zum befestigten Sitz des Burggrafen und seiner Dienstmannen, so wie zur Aufbewahrung von Vorräthen zum Unterhalt der Besatzung, wie der kaiserlichen Kriegsheere; ebenso wurde die Kirche des Bezirks in derselben erbaut, um ihr größere Sicherheit zu gewähren, als auf dem Lande zu erwarten war, wo es zuerst meist nur Kapellen gab. Bei vermehrten Geschäften in späterer Zeit bedurfte der Burggraf (oder Castellan) mehrerer hülfeleistender Beamten, z. B. einen, mit rechtlichen Entscheidungen beauftragten Richter (Schultheis, Schulz), einen Zollbeamten zur Erhebung der Einkünfte (Schösser), einen Meier (als Aufseher der Vorwerke), Münzherrn (ein nicht unwichtiger Posten, wegen des fast jährlichen Umprägens der Münzen) und so anderer beamteter Ritter und Lehnsleute des Fürsten, welche sämmtlich, nebst dem Burggrafen, Ministerialen genannt wurden, wie überhaupt damals die höhern Diener im fürstlichen Gefolge. Bald siedelten sich Handwerker zur Fertigung von Kleidern, Geräthen, Waffen rc. in und bei der Burg an, Burgsassen genannt, welche — was besonders zum Einzuge in die Burg ermuthigte — persönlich frei waren, während die Dienstleute der Beamten, wie die übrige Volksmasse auf dem Lande überhaupt, sich in Hörigkeit und Leibeigenschaft befand. Entlassene Ministerialen und deren Nachkommen, wie manche Landeigenthümer der Gegend, wählten sich die Burg ebenfalls zu ihrem, und zwar mehr Schutz gewährenden Wohnplatze, als in offenen Orten zu finden war. Ferner wendeten sich auch Kaufleute dahin, die für ihre versandten Güter und bei ihren Reisen des militairischen Schutzes in jener unsichern Zeit ganz besonders bedurften. Dieß veranlaßte zur öftern Vergrößerung der Burg, mittelst befestigter Umschließung der an derselben zunächst gelegenen Plätze und dadurch zur Gründung der, später von der Burg völlig unabhängig gewordenen Städte.

Die hauptsächlichste Bevölkerung der meisten Städte der sächs. und angränzenden Gegenden waren Deutsche, — Thüringer, (Nieder-) Sach-

sen, Franken rc.; theils bei der Eroberung des Landes als Kriegsvölker und deren Anhang mit eingezogen, theils später eingewandert. Auch Wenden suchten oft in den Städten Schutz, zumal bei harter Bedrückung ihrer Eigenthümer, der Grundherrn; doch sie blieben in jenen, obwohl vor Willkühr und Grausamkeit geschützt, meistens in niedern Verhältnissen und noch in spätern Jahrhunderten hielt es schwer, daß Wenden von Geburt das Meisterrecht gewannen. Sie wurden gewöhnlich Pfahlbürger, die, außerhalb der Mauer, nur in den mit Pfählen gesicherten Vorstädten wohnten, und Garten- und Landbau trieben; zu den Pfahlbürgern wurden auch die Einwohner benachbarter Dörfer gerechnet, welche städtische Grundstücke besaßen, oder die ihrigen unter städt. Schutz stellten. Selbst Juden fanden sich ein, wurden aber aus den meisten Städten wiederum (besonders im 14. Jahrh.) vertrieben oder doch auf eine geringe Anzahl beschränkt. Die Städte erhoben sich zu immer größerer Bedeutung, begünstigt durch den, von den Umwohnenden erfolgenden öftern Kirchenbesuch und den bei dieser Gelegenheit gehaltenen — daher oft Messe genannten — Markt, so wie durch das sehr einträgliche Gewerbe des Bierschanks, welches beides letztere, nebst der Gerechtsame der Bannmeile, in Bezug auf Schank-, wie Handels- und Handwerksbetrieb, als hauptsächliche Rechte der Städte galten, womit bald auch die Ummauerung der Orts und eigene Obrigkeit und Rechtspflege verbunden wurde; dieses aber war ein besonders erfolgreicher Vorzug der Städte. Sie erlangten in den hiesigen Gegenden das im 13. Jahrh. verbreitete Magdeburgische Stadtrecht und dessen landesfürstliche Verleihung galt meist als eigentliche Periode der Erhebung zur Stadt; manche wurde z. B. in Schlesien, sogleich nach solchen deutschen Rechte angelegt, das eine weit höhere Begünstigung gewährte, als das slawische. So wie die Bürgerschaft die Mitglieder der Verwaltungsbehörde, — den Burgmeister und die Rathmanne, — aus ihrer Mitte wählen, oder, wie man sonst sagte, führen konnte, so auch die Schöppen des städtischen Gerichts, welche beide Behörden in kleineren Orten gewöhnlich vereinigt, oder aus denselben Personen gebildet waren. Der Vorsitzende des Schöppengerichts war zwar längere Zeit noch ein landesherrlicher (Erb-) Richter, meist der Burggraf oder Voigt; doch gelang es den Städten später, statt desselben, sich einen Richter selbst wählen zu können, und dadurch eine von Burgbeamten immer unabhängigere Stellung zu erlangen. Die reichsten und angesehensten Einwohner bildeten in der Regel einen besondern Stand — vorzugsweise Bürger, Geschlechter, Patrizier, Alte rc. genannt, — als die Nachkommen jener Ministerialen, wie der in die Stadt gezogenen Adeligen und Rittergutsbesitzern, theils als Eigenthümer der benachbarten Land-, Mühlen- und ähnlichen einträglichen Grundstücke; ihnen gelang es in den meisten Städten sich den Besitz der obrigkeitlichen

Stellen allein anzueignen und die rathsfähigen Geschlechter zu bilden. Diesem Stadtadel schlossen sich die, größere Handelsgeschäfte treibenden Kaufleute an — denn Grossohandel entehrte den Adel nicht — und so andere, nicht zum Handwerksstande sich rechnende Einwohner z. B. Apotheker und Bader und andere Betreiber von mehr wissenschaftlichen Geschäften, wie der sogenannten freien Künste; auch wohl höherer technischen z. B. Goldschmiede. Damals galt der Name „Bürger" nur diesen Geschlechtern.

Diesen gegenüber bildete sich der mehr auf eigenes gewerbliches Arbeiten beruhende Handwerker-Stand aus. Für andere Personen arbeitende Handwerker gab es in der frühern altdeutschen und slaw. Periode wenig; die damals so einfache Bereitung der Nahrungsmittel, Kleidung und Geräthschaften wurde meistens in der Familie besorgt, (das Weben von den Frauen); größere Gutsbesitzer, zumal weltliche und geistliche Fürsten hatten dazu besondere Leibeigene oder Dienstleute in ihrem Gefolge. Die gesteigerte Mannichfachheit und künstliche Fertigung solcher Arbeiten, wie deren günstiger Absatz bei den, durch die Städte beförderten Zusammenfluß von Menschen, gab Veranlassung zur immer höhern Ausbildung der Gewerbe, deren Betreiber, nach dem Muster der schon frühern Kaufmannsgilden, sich in die verschiedenen, zum Theil im 13. Jahrh. schon vorhandenen, in 14. und 15. besonders ausgebildeten Innungen oder Zünfte verbanden; — wie denn überhaupt es ein dem Mittelalter eigenthümliches Streben war, wegen der so allgemein herrschenden Gesetzlosigkeit, sich zum gegenseitigen Schutz zu solchen Corporationen mancherlei Zwecks zu verbinden. Dabei suchte sich das urdeutsche Verfassungs-Element immer geltender zu machen, nehmlich das der freien Volksgemeinden, welche gemeinschaftlich wiederum Marken und Gaue bildeten, mit Selbstgesetzgebung, Vorsteherwahl und Gesammtbürgerschaft, so wie der, den festen Grund dazu verleihenden, allgemeinen Bewaffnung. Die Innungen gestalteten sich bald zu solchen, und, nach ihren geistigen und materiellen Mitteln, mehr oder minder wichtigen politischen Corporationen. Durch diese wurde aber nicht nur der Geschäftsbetrieb gefördert, sondern selbst zugleich eine größere häusliche und gesellige Sittlichkeit hervorgerufen und kräftig unterstützt, die, auch seitdem treu in sich zu bewahren, sie eifrig bemüht gewesen sind; denn damals erfolgte, bei unrechtlichem und unsittlichem Leben, theils Geldstrafe, theils aber auch schimpfliches Ausstoßen aus der, gemeinschaftlich auf Ehre und Recht streng haltenden Innung; — eben so war es bei den damaligen zahlreichen religiösen und milden, den Calands- und andern Brüderschaften der Layen der Fall —; ein oft übersehener Gegenstand bei dem Aburtheilen über das frühere Zunftwesen. Abgesehen von den, oft nur durch drückenden Mangel hervorgerufenen Vergehungen der Hefe des Volks, erfolgten die meisten unsittlichen Excesse von den Junkern der Geschlechter, die, wie

die Glieder des Land- und des höhern Adels, sich über alle Gesetze erhaben wähnten. Die Handwerker dagegen, sich selbst in dieser Hinsicht im Zügel haltend, schweiften oft auf andere Art aus, indem sie im Kleider- und Fest-Aufwande es den Vornehmern gleich zu thun suchten, weshalb auch zahlreiche Kleiderordnungen erlassen wurden, wovon später einige Beispiele mitzutheilen seyn werden.

Wegen den verschiedenen Geschäftsleistungen wurden bei den Handwerkern die drei Grade angenommen: Lehrling, Gehülfe oder Geselle, und Meister; ähnlich der drei des Ritterstandes: Edelknabe oder Page, Knappe oder Edelknecht und Ritter; (daher wohl auch bei manchen Gehülfen die Benennung Knappe; dagegen Knecht bei andern Handwerken. Zu den ältesten Innungsartikeln gehören in der O. Lausitz die der Tuchmacher, (so z. B. 1312 zu Zittau, 1350 in den früher weit bedeutendern Landstädchen Reichenbach ꝛc.); — ein Beweis, welch' ein geordnetes Verhältniß bei den Gewerben schon damals bestand. Durch den Waarenabsatz nach dem Auslande, und dadurch erfolgten öftern Verkehr mit diesem, so wie durch das zeitig üblich gewordene Wandern, wurden neue gewerbliche Kenntnisse herbeigezogen, aber auch durch die Kreuz- und andere Heereszüge manche neue Gewerbbetriebszweige aus Italien, Griechenland und dem Orient nach Deutschland verbreitet. Durch dieses Alles gelangten die Zünfte zu immer größerm Wohlstand und höherer Bildung, wie moralischer Kraft, und wurden befähigt, sich der ungerechten Unterdrückung durch jene bevorzugten Geschlechter meist mit Glück zu widersetzen. In fast allen deutschen Städten erfolgten deshalb Streitigkeiten der Handwerker mit den Patriziern, bis auch ersteren (zumal im 14. und 15. Jahrhunderte), ein oft nur durch blutige Kämpfe errungener Antheil an dem Stadtregiment zugestanden, und demgemäß eine Anzahl Mitglieder desselben, wenn nicht aus den Handwerkern überhaupt, doch aus einigen der angesehensten und zahlreichsten Innungen, gewählt wurden; dieß waren gewöhnlich die Tuchmacher, Schuhmacher, Fleischer und Bäcker, oder statt erstern beiden, auch andere zahlreiche und vorherrschende Innungen. Doch dieser Vortheil ging später oft wiederum verloren oder sank zum Scheinantheile herab, und war dann immer von Neuem zu erstreiten; es war wohl nur billig, daß die gewerbtreibenden Bürger, so gut sie die Abgaben und Kriegsdienste gleich den Patriziern zu leisten hatten, auch gleiche Rechte erlangten und über die Verwaltung des Stadtvermögens Rechenschaft fordern konnten. In den letztern Jahrhunderten gingen diese Rechte meist vom Neuen verloren, indem es den obrigkeitlichen Corporationen gelang, sich von der Rechenschafts-Ablegung zu befreien und sich nur durch eigene Wahl zu ergänzen, wobei den Patriziern gewöhnlich fast alleiniger Einfluß verblieb, bis die neueste Zeit, fast in allen vorgeschrittenen Ländern, eine zeitgemäßere, gerechtere Städteordnung einführte.

Insbesondere wurden damals durch zahlreiche eingewanderte Ausländer solche neuere, aus dem Reindeutschen, zumal dem Niederdeutschen stammende Rechtsideen, und andere freiere Ansichten verbreitet, und dadurch die, von Jugend an mehr eingeschüchterten, Stadtkinder ebenfalls zur Erstrebung der ihnen gebührenden Rechte ermuthigt. Dabei ist vor Allem der, in der Mitte des 12. und 13. Jahrh. erfolgten Einwanderung zahlreicher, durch Krieg und Ueberschwemmung aus ihrem Vaterlande vertriebenen Flammländer zu gedenken, welche die Weberei, zumal die (noch jetzt in ihrer Heimath sehr betriebene) Wollenweberei in viele sächs. und lausitz., wie schlesische, märkische rc. Städte, daher das in diesen meist noch blühende Tuchmacher-Gewerbe, wohl meist neu eingeführten und von denen ohne Zweifel noch manche ehrsame Tuchmacherfamilie abstammt. Dadurch entstand auch der früher so wichtige Waidhandel. In manchen Orten wurde damals ein jeder Tuchmacher ein Flemming genannt; so heißt es z. B. in einem alten Rechtsbuche zu Görlitz (nach Köhler's Verzeichniß d. dasigen Burgemeister, 1839): „Kein Flemming sal sine wolle felschen, weder mit harn, noch mit vloken, noch mit keinerlei Unthat." — „Kein Flemming sal sine tuch zu hungerig machen" u. s. w. Daß diese flandrischen Einwanderer aber ein trotziges Volk seyn mochten, beweisen die noch üblichen Ausdrücke: ein flämsches Gesicht, ein flämscher Mensch rc.; sie waren aber auch geschickte und erfahrene, wie zugleich muthige Leute. Denn diese Ausländer und ihre Nachkommen waren es, welche in vielen Städten bei den Fehden der Handwerker gegen die Patrizier, — als deren Untergebene jene gelten sollten — eine nicht unwichtige Rolle spielten, und meistens die Anführer bildeten, wie z. B. in Zittau und andern zahlreichen Orten. Sie erwiesen sich aber auch in kriegerischen Zeiten, — wo sie, wie andere größere Zünfte, damals besondere Schaaren stellten — gewöhnlich sehr tapfer, so daß bei der Vertheidigung der Städte, und selbst des Vaterlandes — denn gar oft berief der Landesherr die städtischen Kriegshaufen zur Heeresfolge —, mancher Sieg durch sie herbeigeführt ward. So z. B. wurden hauptsächlich durch die Tuchknappen in Großenhain — in der Fehde des Markgraf Diezmann und seines Bruders, Friedrich des Gebissenen, mit dem Markgrafen von Brandenburg, 1293 — bei einem Ausfalle, des letztern Truppen in die Flucht geschlagen und dabei zwei Fahnen erobert, die (mit der Erlaubniß alljährlicher — doch schon längst unterlassener — militairischer Aufzüge), ihnen zum ehrenvollen Andenken verblieben, und 1650 durch Kurf. Johann Georg I. mittelst zwei neuer ersetzt wurden. Dieß nur als eins der zahlreichen Beispiele aus der Nähe und Ferne.

Jemehr aber der Ritterstand zum Raubritter- und Stegreif-Leben herabsank und bei seinen Raubzügen besonders die Städte beunruhigte, ihre Waarensendungen und die Heerden ihrer Landgüter wegnahm,

oder die friedlichen Einwohner der letztern plünderte, — oft unter dem Vorwande einer offnen Fehde, wozu leicht eine Veranlassung gefunden wurde —; desto mehr sahen sich die Bürger und Handwerker genöthigt, sich in den Waffen zu üben, auch oft Land-Adelige als Söldlinge anzunehmen und, mit andern verbündeten Nachbarstädten, gegen die Landesbeschädiger, wie man sie damals nannte, zu Felde zu ziehen. So streng die Gerechtigkeitspflege in den Städten selbst ausgeübt wurde, so wenig war sie außerhalb derselben zu finden. Die obersten Richter des Reichs, der Kaiser und seine Fürsten, waren meistens gegenseitig in Fehden und viel zu ohnmächtig, um überall Gerechtigkeit walten zu lassen. Es fehlte an Gerichtsstühlen um Adelige zu strafen, und auch die, früher als deren Ersatz in manchen Ländern eingeführte, Vehme ward nach und nach fast nur zu eigennützigen Zwecken benutzt; nur Waffengewalt herrschte, denn es war die Zeit des Faustrechts. Zudem blickten neidisch auf der Städte Macht und Reichthum, auf ihr Emporblühen, nicht nur der Adel, sondern selbst geistliche und weltliche Fürsten; sogar den höhern, sie zu schützen bestimmten Landesbeamten war oft nicht zu trauen, wegen meist naher Verwandtschaft mit den, das Stegreifleben treibenden Adelsfamilien der Gegend, welches sie nicht selten eine sehr zweideutige Rolle spielen ließ. Wer aber von den Fürsten und Edelleuten, wie den Bischöffen und Aebten — denn auch solche geistliche Herren fanden Geschmack am Raubwesen — sich dieses letzten schämte, wohl auch im angezettelten offnen Streite nicht zu siegen hoffte, suchte sich wenigstens durch hohe Zölle und — bei Reisen und Gütertransport unerläßlichem — Geleite, an dem so vortheilhaften Geschäftsbetriebe der Städte zu bereichern, von welchen letztern die größern Handels-, besonders die freien Reichs- und Hanse-Städte und ihre Bünde oft mächtiger waren, als Fürsten und Bischöffe und deren Fehden daher nicht zu scheuen brauchten, vielmehr gar oft Sieger blieben. Zahlreiche Raubburgen wurden von ihnen zerstört und dagegen die Städte mehr und mehr befestigt. Und aus jener Zeit, wo die Stadtthürme und Mauerzinnen von Bürgern besetzt und bewacht waren, schreiben sich die noch zum Theil bestehenden und durch manchen Vorzug begünstigten Schützengilden her, wovon insbesondere der Ursprung der Bogen- und Armbrust-Schützen in das 14. Jahrh. fällt, bevor die Pulverwaffen in mehrere Verbreitung kamen und dem Kriegswesen eine andere Gestaltung verliehen.

Allerdings geschah die Gründung zahlreicher Städte in Deutschland nicht auf jene Art, durch vorher angelegte Burgen; viele, früher schon vorhandene Orte an Flüssen und Straßen erhoben sich dazu durch Handel und Gewerbe, andere durch eingewanderte Bergleute, noch andere durch die dahin verlegten Sitze von Fürsten, Grafen, Bischöffen ꝛc. mit ihrem, in früher Zeit gewöhnlich sehr zahlreichen Gefolge, welches Alles

zahlreiche Künstler und Handwerker herbeizog. Doch fast überall war derselbe Bildungsgang, und hatten die Handwerker sich die ihnen gehörige Rechte von den höhern Classen zu erstreben; fast überall gab es Kämpfe der gesammten Bürgerschaft zur Erlangung eigner Gerichte und zur spätern größern Unabhängigkeit von jenen weltlichen und geistlichen Herren, so wie auch Waffnung gegen Landadel und Raubritterthum. Aber eben durch diesen öftern Kampf im Innern, mit Festhalten an Innungen und Corporationen, wie durch das Vertheidigen nach Außen, stählte sich der Städte Muth und Kraft und gelang es ihnen, ihre Verfassung mehr und mehr auszubilden. Der Verkehr mit den Ausländern brachte Wohlstand, und mannichfache Kenntnißbereicherung, und somit auch höhere geistige Bildung; Wissenschaft und Künste fanden in den Städten ihre hauptsächlichste Unterstützung, denn es widmeten sich denselben bald mehr bürgerliche Jünglinge, als die, nur auf ihre ritterlichen Uebungen stolzen Junker des Adels. Die, im Vergleich zu den höhern, wie zu den niedern Classen, weit strengere Sittlichkeit des Bürgerstandes — begünstigt durch jene Innungsverbande rc. — war zugleich mit ächter Religiosität verbunden, die sich, bei der erlangten vielseitigen Bildung, aber auch zu reinern Ansichten erheben mußte, welche im Anfange des 16. Jahrh. besonders von dem Bürgerstande mit Liebe ergriffen wurden; — denn schon lange hatte das nicht selten unsittliche Leben der Geistlichen und ihre politischen Anmaßung, wie öftere Störung ehelicher Verhältnisse, die Bürger mit Unmuth erfüllt und selbst zu deren Verjagung genöthigt.

Das mittelalterliche Städteleben bildet eine ebenso unterhaltende, als belehrende Abtheilung der deutschen Geschichte und darum lohnt es der Mühe wohl, eifrig zu erforschen, wie das Bürgerthum in den einzelnen Städten der vaterländischen Gaue sich allmählig ausbildete. Ebenso wie es dem, durch jene nach und nach erfolgte Verschmelzung beider Inwohner-Abtheilungen, der Geschlechter und der Handwerker, und durch Aufnehmen vielseitiger Elemente in sich erstarkten, Bürgerstand, endlich gelang, sich zu einem, die höhern und niedern Classen — den Adel mit der höhern Geistlichkeit und die leibeigenen Landleute — wahrhaftig vermittelnden Stand zu erheben und nach und nach das Mittelalter mit seiner Rohheit und Gesetzlosigkeit und manchem religiösen und politischen Irrwahn, zu Ende zu führen. Dadurch aber wurde zugleich einer neuen Culturperiode die Bahn gebrochen, welche mit dem 16. Jahrh. sich zu bilden begann, und, in ihren heilsamen Folgen, keinesfalls dem noch so oft versuchten Rückschreiten in mittelalterliche Zustände, sondern nur dem edlen Streben nach Licht und Recht, die Oberhand gewinnen lassen wird.

Des Ritterwesens Ausartung und Untergang förderte das Aufblühen des Stadtwesens; denn ohne Burgen gab es keine Städte, ohne Faustrecht kein sich mehr und mehr ausbildendes, und durch Anfein-

dung von Außen, zum festen Zusammenhalten genöthigtes Bürgerthum. Doch auch das Städtewesen scheint nun bald seine Aufgabe gelöset, sein Tagewerk vollbracht zu haben, nehmlich die Heranbildung des Bürgerstandes. Der Städte drei, auf eigenthümlichen frühern Rechten beruhenden Hauptzwecke sind theils erledigt, theils nicht mehr gnügend zu erlangen. Ihre hauptsächlichste stadt- und staatsrechtliche Leitung hat die neuere Landesverwaltung für alle Orte übernommen; die, militairischen Schutz und gnügende Sicherheit nicht mehr gewährenden Mauern sind fast überall schon gefallen; den städtischen Gewerbetrieb aber haben die Fabriken meist auf das platte Land entführt. Nachdem sich aus dem rohen, gährenden Chaos des heidnischen Zustandes erst der Adel-, dann der Bürger-Stand schied, scheint nun eine neue Bildungsperiode, die des Landmanns, des dritten Standes, zu beginnen; doch davon zu anderer Zeit. Vor jetzt gelte es den uns noch verbliebenen Ruinen der zerstörten Burgen; allein nicht alle traf dies Loos, denn zahlreiche wurden erhalten und zu neuern Zwecken benutzt. Manche sind unfreiwilligen Gästen zum gesicherten Aufenthalte eingeräumt, an deren Stelle vielleicht die einstigen, dem Stegreifleben verfallenen Besitzer der Burg sich mit weit größerm Rechte befinden sollten. Manche hat die neuere Industrie in Besitz genommen; von der hohen Zinne herab flattern, dem sonstigen Burgpanier gleich, jetzt zum Trocknen herausgehangene Kattune; den frühern, verbundenen Raubburgen geltenden, Feuer-Signalen ähnlich, werden auch jetzt durch wirbelnden Rauchwolke der Dampfmaschine die Lüfte geschwärzt. Und so wie einst das Frohlocken der Burgsassen, bei der Rückkehr des Burgherrn aus der glücklich beendigten Fehde, so ertönt jetzt ein freudiges Hurra der Fabrikarbeiter, dem, mit reichgefüllter Casse und daher auch mit heiterm Gemüth, von der Messe heimeilenden Fabrikherrn.

Auch die Oberlausitz hatte durch das Raubritterwesen manch' Ungemach zu erdulden; deshalb sahen die größern Städte dieser, damals unter Böhmen's Fürsten stehenden Provinz, Budissin, Görlitz, Lauban, Camenz und Löbau, sich genöthigt, im Jahre 1346 sich, zur gegenseitigen Hülfe gegen die Landesbeschädiger, mit einander in letztgenannter Stadt zu verbinden, woran zugleich die benachbarte, später ebenfalls jener Provinz zugetheilte, damals aber noch zum Königreich Böhmen selbst gehörige Stadt Zittau Antheil nahm, und stets mit ihnen vereinigt blieb. „Dy stete der lande Syttaw, Gorlicz, Luban, Budessyn, Lubaw, Kamencz, voreynen und vorloben sich zw halden, swo eyn man beschuldiget wirt vm mort. brant. raub. dube vnd vmme andere bose sache ꝛc." — lautet es nach der urkundlichen Fassung —; „gethedinget zu der lobaw 1346 an dem montage nach vrowen wurzewie." Seitdem (zumal 1356) wurden diese Orte gewöhnlich die Sechsstädte genannt, und ihr, 1459 und 1496 wiederum

erneuerte Bund dauerte, obwohl in spätern Jahrhunderten nur zur Verhandlung über städtisch-landständische Rechte und Leistungen bestimmt, bis zum Jahr 1815, wie Seite 90. bereits erwähnt wurde. Diese sechs Städte, in damaliger Zeit Bezirksorte, oder doch Sitze landesherrlicher Voigte (so wie auch Reichenbach rc.), waren vorher meist Bezirksburgen, und noch früher die Sitze slawischer Supane, wie z. B. Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban (muthmaßlich auch Löbau. Dagegen werden die Burgen bei Camenz, Marklissa (Lesna), Seidenberg (Syden), Ostritz, Schönau bei Bernstadt rc., als Hauptburgen bedeutender Privat-Grundbesitzer, Dollwitz als eine solche der bischöfflich meißnischen Güter (vergl. S. 96.), und wohl sämmtliche als schon in der heidnischen Zeit angelegt, anzunehmen seyn. Während von den meisten dieser Bezirks- und andern bedeutendern Burgen noch später die Rede seyn wird, sey insbesondere hier der Stadt Zittau gedacht, die, nebst Görlitz, sich vorzüglich die Bekämpfung der Raubburgen angelegen seyn ließ, welche beide Städte aber auch von den böhmisch-schlesischen Gränzgegenden am meisten zu leiden hatten. Zittau erscheint als einer der am frühsten angelegten Orte der südwestlichen Oberlausitz; Name, wie aufgefundene Urnen und Bronzegeräthe bezeugen, daß es in heidnischer Zeit geschah; begünstigt dabei durch die Lage an der Neiße und Mandau, und an, wohl schon in frühester Periode benutzten Straßenzügen, welche, von Böhmen aus, über Ostritz und Görlitz nach Schlesien und Polen, über Löbau und Budissin in die Niederlausitz und Mark Brahdenburg führten. Wirthshäuser an der Neiße und Mandau bildeten ohne Zweifel die erste Bewohnung; der Sage nach waren es drei Kretschame (karczma, der poln., korczma, der wend. Name für Schänke, womit gewöhnlich der Gerichtsort verbunden war), und die Herren des Orts bauten sich dagegen auf dem Burgberge an, auf dem später auch Raubritter hausen mochten. Die Wallüberreste auf demselben können leicht in die heidnische Zeit zurückreichen, während von der Burg — der Herren vom Burgberge — sich keine Ruinen erhielten, da sie wahrscheinlich meistens von Holz war. Daß des Orts, in den nur zufällig erhaltenen Urkunden aus jener Zeit, zuerst bei dem Jahr 1238 gedacht ist, kann nicht gegen ein weit höheres Alter zeugen. Er erlangte zeitig eine bedeutende Wichtigkeit und war unbezweifelt der Sitz eines böhmischen Supans, an dessen Stelle dann ein Burggraf trat, wie ein solcher zu Zittau auch urkundlich im J. 1248 erwähnt wird. Die Einwanderung von Handwerkern, und darunter zahlreiche flamländische Wollweber, wie der dadurch gesteigerte Gränzhandel und, in dessen Folge, das dadurch immer vermehrte Aufblühen des Orts, veranlaßte den damaligen böhmischen König Primislaus Ottocar, ihn im Jahr 1255 zur Stadt zu erheben und seinen Umfang zu vergrößern.

In religiöser Hinsicht fehlte es nicht an einem Kloster und einer Johanniter-Ritter-Commende; daß von den Landesherrn daselbst auch zuweilen Turniere veranstaltet wurden, wobei z. B. bei einem im J. 1303 gegen 400 Ritter zugegen waren, wird zugleich als ein Beweiß der frühen Bedeutsamkeit der Stadt gelten. Während wegen der nähern Ortsverhältnisse auf Anm. IV und specielle Schriften zu verweisen ist, mag hier noch die Schilderung jener von Ottocar erfolgten Umgränzung der Stadt — mittelst des, früher überhaupt gewöhnlichen Umreitens und Umpflügens bei Gründung von Städten — eine Stelle finden, wie sie in den Zittauschen Jahrbüchern des Stadtschreibers Joh. von Gubin (vergl. Anmerk. III.) in der Schreibart der Mitte des 14. Jahrhunderts wörtlich enthalten ist.

— — „Do noch ettliche czit, do der selbe konig Ottackerus vülte vnd merkte die merunge der ynvoner vnd di grose czuvart der geste (nehmlich Fremde, die sich ansiedelten), wart do noch czu rote, wi her dese stat wolde lon vmmemûren, vnd liz eyne vorch varen mit eyme phfluge vnd volgete dem noch vnd vmmereyt die stat weytir, wen si vor vmmegrifen waz (nehmlich als sie vorher umgränzt war), yn alle der wyse als di mûer noch hute vmme stet, vnd vmmereyt die stat alz wyt, daz die herren, di mit ym reten, sprochen „herre, di stat ist czu wyt." her antworte vnd sprach „ich wil si alſo begnodn an eyme vnd an dem andern, daz ich sy mit ynvonern wol beseczen wil." Vnd wart gemuret anno domini MCCLV, vnd begnodte do dese stat beyde mit vreyunge vnd mit anderin rechten, daz ym dese stat by synen geczîten ny keyn losunge noch keyn stüirrunge ny getet. ouch begnedite her si alſo, daz alle kouflute, di vz dirre stat czogen vnd wandirten, by synen geczyten ny kein czol noch keyn geleyte gobin alzo wyt alzi in Bemr lant (Böhmenland) hyn vnd her czogen; vnd hatte sulche gnode czu dirre stat, daz sich dese stat in korczir czit sere besserte vnd czunam."

Kaiser Karl IV. als König von Böhmen, bestellte 1355 die oberlauf. Sechsstädte als Executionsmacht gegen die Landesbeschädiger und gab ihnen das Recht, die Raubburgen zu brechen und zu verwüsten; er erließ zugleich deshalb ernste, obwohl wenig beachtete Drohungen an den Adel, so wie er auch untersagte „daß neuhen hoffe oder vhesten Immand solle oder ture bauhen, ahn vrlaub, ausgenommen alle Bergfride auff ebener erden ahne graben"; dabei ist den Bürgern der Sechsstädte geboten, diese Vesten zu brechen und zu bornen (börnen, byrmen, altdeutsch für brennen). Ebenso befahl König Wenzel 1390 den Amtleuten, den Städten bei der Verfolgung der Landesbeschädiger zu helfen und ertheilte auch jenen ernstliche Befehle, mit aller Macht die letztern anzugreifen, wie dieß und ähnliche Begebnisse von Pescheck in s. Geschichte von Zittau und ähnlichen urkundlichen Schriften näher erwiesen sind. Um jedoch jene städtische Verfolgung der Landesbeschädiger und sonstige höhere Rechtspflege in Ausübung zu bringen, bedurfte es auch eines höhern Gerichts, welches dabei das Urtheil sprach, und dieserhalb gab ohne Zweifel Karl IV.

gleichzeitig den Sechsstädten das Vehmgericht, dessen Wesen aber, da die Urkunde darüber noch fehlt, nur aus der Bestätigung desselben durch seinen Sohn König Wenzel, vom Jahre 1381 zu ersehen; es heißt:

> Wir ... bekennen und tun kund, .. daß wir habin angesehn gemeinen nutz der Lande und uf dacz daz alle stroßen und wege gefeydet, geschüczet und beschirmet werden vor losen Luten und daz allermenniglich vor obiltetigern rawbern und andern sicher und unbeschedigt varen und czihn möge, und haben darum mit wolbedachten mute ... den noch geschreben Steten Budissin, Gorlitz, Zittaw, Luban, Lobaw und Camenz, ... erlaubet und gegunnet, Gunnen und Irlauben ouch in das Feymgerichte in aller der maßen puncten artikeln, meynunge und begryfungen, wy daz der allerdurchluchtigste Fürste und Herre, her Karl Seligl. gedechtnisses, ... unser lyber Herre und Vater gemacht gesezet und geschicket hot, daz sie dazselbe Femgerichte ouch vorbaz, bywill wir daz nicht weddirrufen halden und haben sollen in allen den vorgenannten Steten ane weddirede und hindernisse allermennigliches. — Er gebietet dann den Beamten, Rittern, Gemeinden, Unterthanen ꝛc. „dem Veymgerichte der obgenannten Steten guten und sunderlichen wile zu beweisen" u. s. w.

Dieses Gericht bestand wahrscheinlich zu Löbau, als der im Mittelpunkte gelegenen Stadt, wo urkundlich oft ein Vehmgericht erwähnt wird, obwohl es auch zuweilen in andern abgehalten wurde. 1409 ward es vom König abermals bestätigt, als er einen Vehmrichter und zwei Vehmschöppen bestellte und wobei diese „zu kysen und zu welen, als ofte des not geschieht" er den Stadträthen volle Macht gab. Die Richter und Vehm-Schöppen waren erst Adelige; allein letztere wurden später auch aus den Schöppen der Städte gewählt, zu welchem Zwecke man gewöhnlich in Löbau zusammen kam. Doch ist dasselbe nicht mit dem (von Wigand in s. Schrift, 1825, genau geschilderten) heimlichen Frei- oder Vehm-Gericht in Westphalen zu vergleichen, von welchem es, obschon in der Grundidee verwandt — den Mangel an öffentlicher Gerechtigkeitspflege durch deren eigenmächtige Handhabung zu ersetzen — dagegen in Hinsicht der Form sehr abwich. Während bei Letzterem, ausser den öffentlichen Sitzungen und Bestrafungen, auch solche geheime statt fanden, zumal in frühester Zeit, war jenes völlig offenkundig, landesherrlich bestätigt und bestimmt, besonders gegen Mord, Brand, Raub und andere Landesbeschädigungen zu dienen, zumal aber schnelle Hülfe zu leisten. Es sprach zugleich die Vehmsacht aus und wer von einer Stadt geächtet war, war es auch in den andern. Die Acht ward gewöhnlich auf 50, die ewige auf 100 Jahr und 1 Tag ausgesprochen. Zahlreiche adelige und andere Räuber wurden damals von den Städten, ohne Rücksicht auf Geburt und hohe Verwandtschaft, geköpft, gehenkt oder sonst bestraft; ersteres geschah auch durch das Beil, wie z. B. 1346 mit den später zu erwähnenden bischöfflich-meißnischen Plünderern zu Zittau erfolgt seyn soll; — an welchem Orte damals schon ein Fallbeil benutzt wurde, weil sich kein

Nachrichter fand. Zumal stand Görlitz im Ruf strenger Justizpflege; daher das alte, noch im Munde des Volks gewöhnliche Sprüchwort: „Kommst du von Bautzen ungefangen, und dann von Görlitz ungehangen, auch von der Zittau ungefreit, so magst wohl sagen von guter Zeit." — Die städtischen Rügegerichte waren, wie es wenigstens nach der görlitzschen Einrichtung schien, gleichsam eine untere Instanz der Vehme, denn die Schöppen der Dörfer hatten sich zur Anzeige von strafbaren Handlungen, von Zeit zu Zeit bei jenem zu stellen, wornach die schwerern Vergehen dem Vehmgerichte überwiesen wurden. Diese letztern gingen im 15. Jahrhundert nach mehr und mehr erlangter öffentlicher Sicherheit und Errichtung höherer Gerichtshöfe wiederum ein; auch der Hussitenkrieg hinderte ihre Wirksamkeit. Die westphälischen Vehmgerichte, welche, ungeachtet mancher Einführungsversuche, in andern Ländern nicht gedeihen wollten, suchten dagegen noch in späterer Zeit, als sie schon mehr als öffentliche Gerichtshöfe galten, auch auf hiesige Gegenden, doch vergeblich, ihre Gewalt auszudehnen, so z. B. 1446 auf die Oberlausitz, insbesondere Görlitz (Anton's Beiträge zur Rechtsgeschichte) und 1443 — 1454 auf Großenhain, indem der Stadtrath zu Hayn an der Elbe geladen ward — wegen eines später widerrufenen Schutzbriefes für den Luckauer Bürger Witsilber, dessen Sohn dieserhalb klagte, — vor dem Vehmstuhl und dem Stuhlherrn, Freigrafen Swinde zu Lymburg im offnen Gericht zu erscheinen und Recht zu nehmen (nach Acten zu Dortmund; Zeitschr. f. westphäl. Gesch. 1838. I. S. 108 ff.) welches jedoch nicht geschah.

Die Kriegsmacht der Sechsstädte war aber sehr bedeutend, weil die dazu gehörigen Ortschaften, — und alle besaßen solche und zum Theil sehr zahlreiche, wie z. B. noch jetzt Zittau 36 Dörfer — ebenfalls Mannschaften, Wagen und dergl. stellen mußten. Um die städtische Macht aber noch zu vergrößern, wurde 1398, mit landesherrlicher Bewilligung, von den Sechsstädten ein gleiches Bündniß zum gegenseitigen Schutz gegen die Landesbeschädiger, mit den meißnischen Städten: Dresden, Meißen, Hayn und dem dazu gehörigen Lande, auf 5 Jahre errichtet. Ebenso schlossen sich auch einzelne Landadelige dem sechsstädtischen Bunde an, während andere, unter dem leicht aufzufindenden Vorwande einer offnen ehrlichen Fehde, ihren Plünderungserwerb zu bemänteln suchten. Oft wurden solche durch Fehdebriefe angesagt, die man in der Umgegend ausstreute. Als Beispiel folgender vom Herzog Johann von Münsterberg 1415: „Wisset, ihr Städte Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz und Reichenbach, daß wir euer Feind seyn wollen! Gegeben, da er geschrieben ist."

Die Städte waren aber auch nicht unthätig; sie zerstörten zahlreiche Schlösser, theils in der Lausitz, theils im angrenzenden Böhmen, wo es weit zahlreichere Raubburgen, als in jener Provinz gab, und von

welchen aus oft „ein Ritt," nehmlich ein Einfall, in dieselbe zum Plündern der Reisenden und der Landleute gethan wurde. Deshalb war auch beim Reisen nach Prag ein besonders zahlreiches Geleite nöthig, welches damals überhaupt von einer Stadt zur Andern üblich war, und deren Ueberreste, die fürstlichen und städtischen Gleitsabgaben, sich bis in die neueste Zeit erhalten hatten, obwohl der Grund davon seit Jahrhunderten gehoben war. Ueberhaupt gehört jene böhmische und die sächsische Elbgegend zu der burgenreichsten in Deutschland, was bisher wenig beachtet worden ist. Jene Burgen waren meist auf hohen Orten und meist so angelegt, daß von einer stets mehrere gesehen und sich gegenseitig Zeichen gegeben werden konnten.

Das Raubschloß Oybin, dessen später noch besonders gedacht werden wird, wurde bereits 1355 durch Kaiser Karl IV. zur Ruine, wobei ohne Zweifel die Zittauer ebenfalls Hülfe leisteten, die es auch schon vorher einmal zerstört haben mochten. Die Burg Rohnau, (auch Burgstall Ronaw genannt) ¼ Stunde von Hirschfelde, an der Neiße gelegen, wurde 1399 von den Städten eingenommen und zerstört. So wie in damaliger Zeit bei kriegerischen Vorfällen, — mehr als in neuerer ausführbar —, oft nur einzelne muthige und geschickte Krieger den Ausschlag gaben, so erzählt die Sage auch von dem Fall dieser Veste, daß sie sich lange Zeit gegen die zahlreiche städtische Macht hielt, und besonders ein tapfrer Vertheidiger dazu beitrug, bis dieser von einem guten Schützen, der den Augenblick ersah, wo er unweit eines Fensters den Halskoller umlegte, mit einem Pfeile tödtlich verwundet wurde, worauf bald die Einnahme gelang. Obwohl aber die Städte vom König Wenzel zu dieser mehrmals Auftrag erhalten hatten, so war, als es geschehen, es doch nicht recht und wurde nur aus Gnade genehmigt, weil eine Widerrufung zu spät gekommen war; der Burggraf von Dohna hatte sich nehmlich für die Veste verwendet und Markgraf Just von Mähren sie an einen seiner Anhänger, Hinko, Berka von der Duba, verkauft, der sich jedoch nicht scheute, die Straßen unsicher zu machen und dabei öfters in das Zittauer Gebiet einzufallen. Auf solche Art begünstigten selbst oft Höhere das Stegreif-Leben des niedern Adels. Da die Ruine nur noch aus einem einfachen und unregelmäßigen Mauerüberreste und einigem mit Gesträuch bewachsenen Steingeröllе besteht, deren Ansicht weiter nicht belehren kann, so blieb die Beifügung einer Abbildung hier unterlassen, und so auch, aus gleicher Unbedeutsamkeit eine solche vom Ueberreste des Schlosses Karlsfrieden, auch Neuhaus genannt. Dieses wurde auf dem Gäbler, einem nicht zu hohen steilen Sandsteinfelsen, an der Waldstraße von Zittau nach Böhmen, ½ Stunde von Lückendorf, 1357 auf Kaiser Karls IV. Anordnung erbaut, um den Reisenden sicheres Geleite zu gewähren, so wie dafür einen Zoll zu erheben. Doch es fiel später in Hussiten- und Raubritter-Hände, weshalb es 1442 zur bessern

Straßensicherung, von den Städten, nebst dem Raubneste Winterstein, für 200 Schock Groschen erkauft und dann abgebrochen wurde. Anm. V. Ueberhaupt war es damals sehr gewöhnlich, solche Raubburgen zu erkaufen, um sie zu zerstören und sich dadurch der gefährlichen Nachbarschaft zu entledigen, wenn es zumal durch Gewalt nicht leichter auszuführen war; so wurde z. B. auch das Schloß auf der Landeskrone zu gleichem Zwecke von den Görlitzern erkauft. — Im Jahre 1351 ward Schönfelders Hof zu Neukirch bei Königsbrück abgebrannt, oder, wie eine alte Reimchronik sagt: „Die Sitter thäten vor Königsbrück ziehn, Schönfelders Hof daselbst mit Feuer verbrühn." Er hielt es wahrscheinlich nur mit den Brandenburgischen Markgrafen, denn gar manche Burg ward nur aus Nebenursachen zerstört, ohne daß dessen Besitzer sich der Räuberei schuldig machte; so erging es ohne Zweifel auch mehrern Rittern, welche im Jahre 1319 eine Unterwerfung der damals freien Oberlausitz an Meißen lieber gesehen hätten, als an Böhmen, welches die böhmisch Gesinnten nicht so bald vergessen konnten; dieß war muthmaßlich mit dem 1352 eingeäscherten Schloß oder Hause „die Körse" der Fall, welches für Kirschau bei Budissin gehalten wird. So wurde ferner 1368 das Schloß Neuhof, (Neuhaus) in der Görlitzischen Heide zerstört, was jedoch übel ausfiel; denn es war, obwohl von den Görlitzern als Raubschloß geschildert, weil es einer ihrer Straßen nachtheilig schien, ein, der Jauerschen Herzogin Agnes gehöriges Schloß; außer Erlegung einer Geldstrafe, sollten die Städte auch das Schloß wieder aufbauen.

Im Jahre 1368 hatten die Ostritzer, (und zwar nach Johann v. Gubin:) „dy von Ostros vfgericht eyn rathus vnd daruf eyne ratglucke gehangen vnd hattin gemuret ir tore an der stat vnd wolden jo ufrichen eyne hauptstat mit allin rechtin als andir stete, vnd furtin dyr vn vorkauften daz vf daz lant vm vnd vm, vnd totin deser stat (Zittau) grosin schaden". Da Ostritz zum Weichbilde von Zittau gehörte, und man fürchtete, es möchten sich Landesbeschädiger in diesem steinernen Gebäude festsetzen, so zogen die Zittauer und andere Sechsstädte dahin und rissen Rathhaus und Mauern wiederum ein, ungeachtet die Herrin des Orts, die Aebtissin von Marienthal, mit ihren Klosterjungfrauen es zu hindern suchten. Denn „wol hundirt weyne vol mit wol geharnischt luytten vnd mit czymerluytten vnd mit mureren, czogen geygen ostros vf den markt, do woren dy Nunnen vs quomen vs dem kloster vnd hatten sich gesatzt vnder daz rathus mit der Eptyssinne". Es half dieser aber nichts; doch mußte die mit eingerißene Fleischbänke, auf Kaiser Karl IV. Befehl, von den Städten wiederum neu aufgebaut werden. Von einer dasigen Burg ist dabei nicht die Rede. (Anm. V.).

Auf dem Hutberg, bei Schönau auf dem Eigen, östl. von Bern=

stadt, der auch Burg- und Bernhardsberg heißt, finden sich noch Mauer- und Wall-Ueberreste von einer zerstörten Burg; man hält sie für die 1211 und 1319 urkundlich erwähnte Burg Czino, von deren Erbauung und Zerstörung jedoch alle authentischen Nachrichten mangeln, und zwar für eine Hauptburg der umliegenden Besitzungen des bekannten Geschlechts von der Duba; doch wahrscheinlicher gehörte sie denen von Biberstein; insbesondere wird ein Bernhard von Biberstein 1228 erwähnt, welcher, unter dem Namen Blauhütchen, als ein gewaltiger Jäger in einer Sage geschildert erscheint. Ueber die dasigen Ruinen, — von denen es zweifelhaft ist, ob die Wälle und manche Auffindungen in die heidnische Zeit gehören, — in der Anmerk. V. wo zugleich noch einiger anderer Orte gedacht ist. Auch verdienen hier die Wacht- und Hutberge, die Gückelsberge ꝛc. der Gegend Erwähnung, die öfters mit einem Thurme versehen waren, um in unsichern Zeiten die feindlichen Schaaren zu erspähen, und die Umgegend davon zeitig durch Lärmfeuer oder sonst zu unterrichten, wie es schon Seite 105. in Bezug auf die heidnische Zeit bemerkt ist.

Von den tapfern Sechsstädten wurden in diesen und den benachbarten, besonders mit Raubburgen versehenen böhmischen Gegenden auf 20 derselben zerstört, theils erobert und eingeäschert, z. B. Roll 1468, Tollenstein (oder -berg) 1479, Weißensee 1360, Falkenberg ꝛc., bei mancher erfolgte es mehrmals, da man solche gut gelegene Burgen bald wiederum und zu gleichem Zwecke aufzubauen pflegte; theils wurden sie nach vorher erfolgtem Kauf abgebrochen, wie z. B. Adersbach, Skal, Wiesenburg ꝛc. An dem im Jahre 1440 von den Sechsstädten unternommenen großen Zuge nach Böhmen, um schädliche Vesten zu brechen, nahmen 9000 wehrhafte Männer zu Fuß und zu Roß, unter des Landvoigt Thimo von Colditz Befehl, Antheil, so wie zahlreiche, in der Städte Sold getretene Adelige. Wegen des dazu benutzten Geschützes heißt es in Geuterbog's Görlitzer Annalen: vnd (da sie) doch keynen treflichen geczeug von buchsin (nehmlich Kriegsvorräthe an Kanonen), do mite man Sloss adder passetken gefellin (Besitzungen, Burgen zerstören) mochte, dorczu nichten hatten vnd andere Stete dye czuschicken nicht vormochten, vndirwand sich hye der Rat vmb des gemynen gutis willen etczlicher geczeuge vnd bisundern großen buchsin drey vnd dobey etczlicher haufsenicz (Haubitzen), zcugissen. ꝛc. Eine ganz große Kanone wurde in Breslau gegossen und man erhielt zu deren Fortbringung eine weitläufige Instruction; das Geschützwesen war überhaupt damals noch sehr unvollkommen und oft zersprang es wegen Ueberladung. (Doch gab es „große Büchsen" schon seit dem Jahre 1394, die damals in Görlitz gebraucht wurden, und wobei zuerst des Schießpulvers gedacht wird.) Bei jenem Zuge wurden die Schlösser Bickstein, Drumm, und Rybnick zerstört, so wie die Stadt Kemnitz; das Schloß Dewin blieb aber unein-

genommen und nur dessen Getraidefluren wurden verbrannt. Später wendeten sich die Sechsstädte nach Klein-Scal 1447, Gräfenstein und andern Raubburgen. Die Burg Roll bei Nimes ward 1468 mit List eingenommen, denn, der Sage nach, hatten sich 12 Zittauer Bürger, beim Oeffnen des Burgthors zum Eintreiben des Viehes, Abends mit eingeschlichen, und der Zittauer Mannschaft Eingang verschafft, wobei Herren und Diener erschlagen und große Schätze gefunden wurden; es wird, von gleichzeitigen Annalisten, als „eine ungeheuere ritterliche That" gerühmt. Ebenso wurden noch weitere Züge unternommen z. B. eine Heerfahrt nach Hoyerswerda 1467, nach Sagan, Glogau 2c.

Auch der Tollenstein gehört zu den, von den Sechsstädten zerstörten böhmischen Raubburgen; da in der Oberlausitz es an Ruinen von solchen zu geeigneter Abbildung sehr mangelt, so ist Taf. II. N. 5. u. 15. die Ansicht, so wie der wohl noch nirgends bekannt gemachte Grundriß jener Veste beigefügt worden. Diese Burg, 5 Stunden von Zittau, an der von Rumburg nach Prag führenden Straße, unfern Georgenthal und der lausitzischen Gränze, wurde im 12. Jahrhundert von der berühmten Adelsfamilie von Birken erbaut, und verbreitete als Raubsitz viel Schrecken in der Gegend. Die Ruine, eine der größten Böhmens, aber auch sehr verfallen, gewährt — hochgelegen, und an einen steilen Felsen in mehreren Abstufungen gelehnt — eine eben so interessante Ansicht, als eine herrliche Aussicht in die Oberlausitz, mit der Landeskrone im Hintergrunde. „By herczoge Heynken geczyten MCCCXXXVII° iar — heißt es in Gubin's Annalen von Zittau — czoch dese stat vz mit andirn stetin vnd gewunnen daz huſ tolensteyn". Für diese Waffenthat verlieh jener Heynk, nehmlich Herzog Heinrich von Jauer, damaliger Herr von Zittau, dieser Stadt den schwarzen Adler ins Stadtwappen. Doch ungeachtet dieser Zerstörung hatte die Burg sich später wiederum aus dem Schutte erhoben, denn der Ort war zu günstig gelegen und das Handwerk zu nährend. Von da aus wurden nicht nur Reisende überfallen, sondern auch selbst räuberische Anfälle in die Zittauschen und in noch entfernteren Gegenden unternommen, wie besonders von einem Jan von Wartenberg erzählt wird. Die Familie der Birken besaß diese Burg bis nach 1400 und mancher Besitzer nannte sich von Tollenstein. Von Christoph von Wartenberg gelangte sie 1471 durch Kauf an Herzog Albrecht von Sachsen, und von diesem als Geschenk an die von Schleinitz; nach mehrern andern Besitzern kam sie 1681 an die Fürsten von Lichtenstein, denen die Gegend noch gehört. Bei einem zweiten Zuge der Sechsstädte, muthmaßlich 1476, erfolgte deren abermalige Einnahme und zwar nur gelungen durch Anwendung der großen Bautzner Kanone, „die Tetschner Büchse," genannt. Aber auch noch später setzten sich Raubritter darauf fest und nur nach einer

dritten Einäscherung, durch Banner und seine Schweden, wurde ihr völliger Ruin bewirkt. Vergl. Anmerk. VI.

Der in diese Zeit fallende Hussitenkrieg, — welcher 1420 begonnen, und 1436 auf einige Zeit unterbrochen wurde, doch später immer wieder von Neuem aufloderte, so daß selbst noch 1489 von hussitischen Einfällen die Rede ist — begünstigte das Raubritterwesen und verhinderte die Städte öfters, schädliche Burgen zu zerstören. Die Oberlausitz, obwohl ein Jahrhundert später die Idee der Reformation lebhaft ergreifend und bethätigend, hatte sich dennoch gegen die Hussiten und die von ihnen gewählten böhmischen Herrscher erklärt, und wurde dafür hart angefeindet. Wenig nutzten ihre öftern Rüstungen und Heereszüge; die größern Städte wurden zwar nicht eingenommen, doch theilweise angezündet, die kleinern Städte, Kirchen und Klöster geplündert und eingeäschert; Brand und Tod bezeichnete gewöhnlich die hussitischen Einfälle und Züge in der Lausitz, wie in Böhmen und Sachsen. Dadurch wurde dem räuberischen Adel mancher Vorschub geleistet, und es fehlte nicht an Mitgliedern von ihm, die der Hussiten Parthei aus eigennütziger Absicht ergriffen, so wie überhaupt nicht an Söldlingen aus allen Klassen, welche sich dadurch den Unterhalt erwarben. Das Kriegshandwerk war ein Gewerbe, wie jedes andere, und es nährte, durch Sold oder Beute, — denn stets gab es irgend wo in Deutschland Krieg und Fehde — seinen Mann, so lange bis Lanze oder Streitkolben, Pfeil oder Kugel ihm das Handwerk legte. Es blieben aber auch Streitigkeiten zwischen den verbundenen Städten nicht aus, so z. B. die Bierfehde 1491 wobei die Görlitzer einen Transport Zittausches Bier bei Ostritz auffingen und die Fäßer aufschlugen, — noch ist die dasige Bierpfütze bekannt — die Zittauer aber dagegen, nach vorhergesandtem Fehdebriefe, auf görlitzer Landgütern Vieh wegnahmen; doch erboten sich die übrigen Städte die, der Stadt Zittau auferlegte, Geldstrafe zu erlegen, weil dieselbe sonst aus dem Bunde treten wollte. Ueberhaupt gab es im Mittelalter öfters ähnliche Streitigkeiten wegen des allerdings wichtigen Bierurbars und dessen Banngerechtigkeit. — In Hinsicht des Nähern der Burg- und städtischen Verhältniße dieser lausitzischen Gegend ist auf die in Anm. III. erwähnten Schriften zu verweisen. Nur noch eines Beispiels sey gedacht, wie nehmlich auch hohe geistliche Herren der Nachbarschaft, statt ihres Berufs zu leben, sich in weltliche Angelegenheiten mischten und gleiche Fehden als einen Nebenerwerb betrachteten, ob wohl es ihnen oft übel bekam. Der Bischoff Johann I. zu Meißen hatte, aus unbekannten Ursachen, im Jahre 1343 den Zittauern „abgesagt", nehmlich den Frieden aufgesagt, und sandte 45 Gleffen — oder Lanzen, nehmlich soviel Ritter und jeder mit mehrern (2 — 12) Knappen, zusammen auf 225 Mann —, welche sich bei Ober-Olbersdorf lagerten,

um, an der Leipaer Straße, Zittauer Gewand- (oder Tuch-) Wagen zu plündern und zu berauben; sie tödteten dabei auch mehrere der Gleitsmannschaft. Die Zittauer verjagten sie aber mit 10 Gleffen und machten in Neustadt bei Stolpen noch zwei von ihnen zu Gefangenen, die es in Zittau mit dem Tode büßen mußten. Ebenso wurde bei einem gleichen bischöfflichen Raubzuge, im Jahre 1347, von 25 Gleffen bei Leutersdorf und Cunnersdorf, Vieh weggenommen; doch als diese von den Zittauern in die Flucht geschlagen und 16 davon gefangen genommen worden waren, wurden den Meißnern diese Züge so verleidet, daß sie zum Sprüchwort dienten. Der schon erwähnte Johann von Gubin sagt davon: „von dem mole hatte dis lant gut gemach vnd frede biz an den hutegen tag, vnd quam donoch uz, (und ward darnach üblich), wenne dy Mysener eyn reyte vzleten (einen Kriegszug auslegten, veranstalteten), daz eyner sprach, „wo wiltu vns hin vuren?" sprach her „in daz lant Zittaw" so antworte der ander „du brengest mich nicht do hin, wenne, (weil) wir komen von dannen nicht ane schanden."

Anm. 1. Bekannt ist es, daß, nach den Siegen Kaiser Heinrichs I. und seiner nächsten Nachfolger, besonders aber ihrer Mark- (oder Gränz-) Grafen, die ost- und norddeutschen Slawenlande (mit Ausschluß von Böhmen, Polen, Mecklenburg rc) die Unterjochung der Einwohner in so hartem Grade erfolgte, daß sie als zu Grund und Boden gehörige Leibeigne betrachtet wurden. Dieß Loos traf selbst die völligfreien Gutsherren (den slaw. Adel), welche ebenfalls ihrer Güter und Rechte verlustig wurden, mit Ausnahme weniger, die vielleicht wegen zeitiger Unterwerfung rc. ihre Besitzung und Freiheit behielten. Doch sind deshalb nicht alle spätere Adelsgeschlechter mit slawischen Namen auch zugleich als slaw. Ursprungs aus jener Zeit anzusehen, da von manchen deutschen der Name ihrer Dörfer angenommen ward, so wie letztere dagegen oft nach dem neuern, deutschen Besitzer genannt wurden. Die Vertheilung der eroberten Gegenden erfolgte meist so, daß der eine Theil eines Bezirks dem Landesherrn, dem deutschen Kaiser verblieb, und die Einkünfte in demselben durch Beamte, zumal Burggrafen verwaltet wurden, welche letztere dagegen einen andern Theil, zum Unterhalt ihrer selbst und ihrer Krieger erhielten, während ein dritter Theil den Bischöffen überlassen wurde, um desto mehr zur Verbreitung der christlichen Religion beitragen zu können, da ihnen der Zehend nicht genügen mochte. Einzelne Landgüter wurden an verdiente Krieger und Günstlinge gegen die Pflicht fernerer Kriegsleistung in Lehn gegeben, und deshalb — die sogenannten schriftsässigen Lehne — zugleich an den Markgrafen verwiesen, welcher die Mark zu beschützen, auch im Namen des Kaisers bei wichtigen Sachen Recht zu sprechen hatte. Hauptsächlich aus diesen Gutsbesitzern und den zu Rittern ernannten ausgezeichnetsten Kriegern bildete sich die Adelscaste. Zur Beschützung der Burg hatte sich der neunte freie Mann auf dem Lande dahin zu stellen, und dieß scheint später auf die Güter übergegangen zu seyn, welche noch in neuerer Zeit in mancher Gegend als amtsässige gelten.

Doch, so wie jene Lehnspflicht später meist zur leeren Form herabsank und nur die Abgaben-Freiheit und Leibeigenschaft der Gutszugehörigen vom Adel beibehalten wurde, so wußten auch die Mark- und Burg-Grafen nicht nur die ihnen verlehnten Güter, sondern zum Theil selbst die nur zur Verwaltung übertragenen Bezirke, als erbliches Eigenthum an sich zu bringen und, bei der Ohnmacht der meisten, in stete Kriege verwickelten Kaiser, sie zu unabhängigen Grafschaften und Fürstenthümern zu erheben. Ein meist ähnliches Verhältniß des Grundbesitzes fand in den thüringischen und andern stets deutsch verbliebenen Ländern statt, wo sich die, durch Reichthum und sonst begünstigten Familien, oder durch ihr Gefolge mächtig gewordenen Krieger, so wie die vom Kaiser eingesetzten Bezirksbeamten und höhere Geistliche ebenfalls zu selbstständigen Bezirks-

besitzern zu erheben, und, von ihren festen Sitzen aus, ihre Güter zu beschützen suchten, obwohl in spätern Jahrhunderten meist wiederum von größern Fürsten in Abhängigkeit gebracht. Wird dieses Alles, so wie manche Erläuterung in andern Anmerkungen auch dem Geschichtsfreunde längst näher bekannt seyn, so stehe es wenigstens für die Leser da, welche nicht so genau damit bekannt sind.

Anm. II. In Böhmen war (nach Palacki's Gesch. v. Böhmen I. 174) die Zupa, größern Kreisen, (den deutschen Gauen) gleich, denen der Zupan (Schupan) mit mehreren Unterbeamten vorstand; in jeder Zupa gab es einen befestigten Hauptort, Stadt oder Burg; meist bildeten mehrere Zupa einen Kreis, oder eine Provinz, denen ein Kmet vorstand, oder auch besondere Herzogthümer ꝛc. ssud wend., russ., slaw., illyr., früher auch böhm. (jetzt ssaud, und poln. sad, mit der Cedille, S. 9.) Gericht, Gerichtsort (ssudny Adj.); ssudnik wend. der Richter, dagegen in altböhm., altslaw. u. and. Dial. župan, (pan der Herr). Supanien gab es auch in Meißnischen; noch bis zum Jahr 1553 blieb die Eintheilung der dasigen Amtsdörfer in 16 solche (nach Schöttgens diplom. Nachles. I. 191. 222); manche derselben enthielt 20—30 Dörfer; da aber einige nur 3—5 umfassen, so scheint es nicht mehr völlig die ursprüngliche Eintheilung zu seyn. Von derselben stammt noch der Name mancher Land- und Erbrichterei in diesen Dörfern, Suppen, Saupen genannt; — nur scheinbar mit Schöppen verwandt. Ebenso waren in Polen, und sind noch in mehrern ost-slaw. Ländern, Zu- und Schupane gewöhnlich. Zahlreiche ähnlich benannte Orte auf Sub, Süd, Seid, Saud, Sand ꝛc.; auf Schuppen, Supen, Span, Zaup- ꝛc. lassen sich dadurch als frühere Bezirks- oder doch Gerichtsorte erläutern; davon auch das frühere Zaudengericht in Schlesien ꝛc., wo noch das eigenthüml. slaw. Recht gesprochen wurde, als schon das deutsche vorherrschend war; (Zubner sollen übers Eigne richten.) (L. Mag. 1831, 310; Tschoppe's Urk. Samml. 516.)

Anmerk. III. In Bezug auf bauliche Denkmale jener Zeit, Burgen und Klöster ꝛc., bieten die S. 36 (unten) erwähnten Schrr. sowohl Beschreib. als Abbild. dar. Von Gottschalk's Ritterburgen Deutschl. (2. Aufl. 1816—30. 9 B.) erscheint eine neue Folge 1840. Aehnliche Burgbeschr. u. and. interess. mittelalterl. Nachr. enth. auch die historischen Taschenbücher v. Hormayr, Schreiber und Justi; ferner: die Burgvesten und Schlösser der österreich. Monarchie 8 B. 1820; Gerle's Vorzeit Böhmens 1840, ꝛc.; Vorzeit Preußens 1839; Thüringen u. d. Harz 1840 und so ähnl. neuere Schrr. — Ansichten sächs. Bauwerke aus d. Mittelalter, außer zahlr. früh. Schrr., und schon genannte v. Puttrich ꝛc. auch in: Schiffners Beschr. von Sachsen, Stuttg. 1837, Saxonia, das Vaterland der Sachsen die zugleich sehr interess. ortsgeschichtl. Data enth. sächs. Kirchengallerie, die Sachsen betr. Abthl. des romantischen u. malerischen Deutschlands und andere Kupferwerke ähnl. Art. Nachrichten von Burgen und dem mittelalterl. Leben in der O. Lausitz in des Zittauschen Diacon. M. Pescheck's (als eine höchst reichhaltige Quelle histor. Forschungen geltenden) Geschichte von Zittau 1840. 2 B., so wie des Görlitz. Polizeirathsherrn Köhler's Preisabhandlung: Oberlaus. Ritterburgen und Raubschlösser, in N. Laus. Mag. 1838 und ähnl. Auff. desselben 1839 ff.; ebendas. 1837 Brantl, über die von den Sechsstädten zerstörten Raubburgen u. and. m. Höchst schätzbare Nachrichten enthalten die Scriptores rerum lusatic. oder Samml. O. u. N. Lausitz. Geschichtsschreiber, Görlitz, seit 1837 B. I. worin z. B. des Zittauschen Stadtschreibers Joh. v. Gubin (Guben) Jahrbücher, welche von ihm ungef. im J. 1363 angefangen und von Andern fortgesetzt wurden. Auch das ein Jahrhundert früher Betreffende kann dabei als authentisch angenommen werden, da es ihm an Quellen wohl nicht fehlte und von ältern Personen das von ihren Vätern selbst Beobachtete erzählt werden konnte; wie denn früher überhaupt die Vorfälle treuer im Gedächtniß aufbewahrt und an Kinder und Enkel überliefert wurden, als jetzt, wo man sich auf Schriften verläßt. Ebendas. Bereiths von Geuterbog, (Jüterbog) Annalen von Görlitz, so wie alte Statuten u. Rechtsbücher ders. Stadt und ähnl. interessante mittelalterliche Schriften. In Bezug auf städt. Verfass. nach urkundl. Nachrichten die schon S. 36. angef. Urkundensamml. z. Gesch. u. Ursprung d. Städte in Schles. u. d. Oberlaus. v. Tschoppe ꝛc.; — über welche sämmtliche Gegenstände die Literatur enth. ist in Peschecks gen. Gesch. und in s. handschriftl. Alterth. Literatur in d. Biblioth. d. gel. u. Alterth. Gesellsch. zu Görlitz, Dresden ꝛc. in Abschrift, — auf welche der Verf. auch in Bezug auf künftige §§. ein für allemal verweisen muß, da, wie schon S. 8.

bemerkt, diese Schrift nicht zur Aufführung einer vollständ. Literatur bestimmt ist. Ueber das Städtewesen die schon S. 33 erw. Schrr., wovon zumal Rauschnick einen leichten Ueberblick gewährt. Die Ausbildung der Städte und des mittelalterl. Lebens ist übrigens in Bezug auf einzelne Länder und Orte noch viel zu wenig beachtet; oft fehlt es allerdings an Materialien, oft aber auch an Lust und Eifer, die Urkunden und Annalen früherer Zeit mühsam zu durchsehen, und die oft nur spärlich sich ergebenden Notizen fruchtbar zu bearbeiten, wie in der O. Laus. z. B. von den obenerw. Köhler, Peschek etc. nacheifrungswürdig erfolgt, wofür in den benachbarten Provinzen aber bisher noch wenig geschehen ist.

Anmerk. IV. Daß der erste Anbau Zittau's wahrscheinlich in der Gegend des Burgberges erfolgte (die alte Sitte noch genannt); mehrere kleinere Orte der Nähe dazugezogen wurden — so auch in Görlitz und andern größern Städten, wovon bei manchen derselben noch die zuweilen eigenthümlichen Namen einzelner Stadttheile herrühren, — und so anders Hierhergehöriges, verdient in Peschek's schon erwähnter Geschichte von Zittau nachgelesen zu werden. Der ursprüngliche Name, nach Annalisten des 14. Jahrh. ist: Sittow, Zittaw etc. urkundlich latinisirt Zittavia, Sytavia etc. auch Citaw. (1248 z. Zitawy, zu Zittau). Böhmen und Wenden schreiben Zitawa. Im Munde des Volks fortlebende Namen sind bei etymolog. Forschungen stets zu beachten; daher auch „die Sitte" (die Sittau auch urkundlich), welches früher, wo der häufige dunklere Laut noch nicht in den hellern überging, vielleicht Sudta lautete; dennoch möchte die erfolgte Beziehung auf das Susudata des Ptolemäus und die laus. Sudeten sehr gewagt erscheinen; die Ableitung von ssud, Gerichtsort (vergl. S. 138.) wird ebenfalls bezweifelt. Gewöhnlich pflegt man es von żitawy, als (oft substantive gebrauchte) Adjectivform, (von żito, Getreide, Roggen,) abzuleiten, welches auch die dasige fruchtbare Gegend und der Getreidemarkt zu bestätigen scheint; die Verschiedenheit d. z und ż wird dadurch entschuldigt, daß letzteres in der Volksaussprache zuweilen in z übergeht, wie z. B. der hussitische Heerführer żiżka (Schischka) von Deutschen meist Ziska genannt wird. Doch bleiben dennoch Zweifel und die Zukunft bietet vielleicht eine noch gewissere Ableitung dar. Leichter erklärt sich das benachbarte, an der Neiße gelegene Dorf Poritsch, von po, an, riezi, der bei Ortsnamen besonders häufig vorkommende Singular-Locativ, (und rjekach, Plural-Locativ) wend. von rjeka der Fluß, Adject. rjeczny, und Deminutiv rjeczka, in wend. und fast allen slaw. Dial., wovon die zahlreichen Orts- (zum Theil auch Fluß-) Namen: Recka, Riesa, Rietsch, Rietschke, Röschen etc.; mit po, Boris, Boritz, Peritz, Pretsch, Poreschin etc. Ferner: mit wo, in, an, z. B. Woritz, Wurzen, Wrietzen (und da das wo oft in au übergeht, auch Auritz etc.); mit sa, hinter, über, z. B. Saritsch, Soritz, Zarik, Seuritz etc.; mit na, nad, an, über, z. B. Naritz etc.; und so ähnl. Zusammensetzungen und, nach und nach im Munde des Volks, erfolgte Abänderungen.

Auf dem, W. bei Zittau, nahe an der Mandau (mit einer Burgmühle) gelegenen Burgberge, dessen Gestein zum Stadt- und Straßenbau südlich abgetragen ist, fand sich, wenigstens früher, auf dem noch erhaltenen Theile, der Ueberrest eines rundlichen Walles, gegen 10 Schritt lang, 5 E. hoch. Dieser könnte vielleicht aus heidnischer Zeit herrühren, weil Mauerwerk dabei nicht vorhanden ist, ob schon in der Nähe die mittelalterliche Burg gestanden, und, meist wohl von Holz, wenige und schon anderweit benutzte Steinüberreste hinterlassen haben mag. In Zittau wurden heidnische Grabgefäße an drei verschiedenen Orten ausgegraben. Die am Hospital und die bei dem nahen böhmischen Städtchen Grottau gefundenen (Laus. Magaz. B. VII. 571), unterscheiden sich von andern der Lausitz, durch ihren feineren, und überhaupt selten dazu angewendeten weißlichen Thon. Die in mehrern Orten Schlesiens etc. befindlichen Töpferberge, haben nicht von Töpfern, sondern meist von daselbst gefundenen Urnen etc., Töpfen (heidnischer Art), ihren Namen; dieß ist unbezweifelt der Fall mit dem gleichbenannten Orte in Zittau, wo sich ebenfalls sogen. Thränennäpfgen und ähnl. Grabgefäße fanden. Ferner entdeckte man im J. 1778 beim Schanzengraben gegen 50 Kelts, meißenförmige Waffen, von Bronze (6 Zoll lang, vergl. Oberl. Alt. S. 148.), ähnlich den bei Löbau gefundenen (Seite 8.) und abgebildet Taf. I. N. 47.

Der Zittau'sche Bezirk, — dessen Gränzlinie bei Reichenau anfing, über

Türchau, Seitendorf, Königshayn, Blumberg, Ostritz bis Grune herabwärts ging, sich dann gegen Abend zu lenkte, zwischen Burkersdorf und Groß-Hennersdorf auf Ruppersdorf, von da über Eibau nach Hennersdorf in Seifen; alle diese Orte mit einschließend, — wurde bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts unter Böhmens Kreisen aufgeführt, und nur, als die Stadt sich 1346 mit dem Bunde der Sechs-Städte vereinigte, kam sie als Lausitzische Stadt in Betracht, obschon sie auch bereits früher mit den übrigen gute Nachbarschaft gepflogen hatte, so wie es auch schon seit 1336 gemeinschaftl. Städtetage gegeben zu haben scheint. Der Zittau'sche Bezirk gehörte früher stets zum Prager Erz-Bisthum, die übrige Lausitz dagegen, obschon ebenfalls früher unter böhmischer Oberherrschaft, dennoch zum meißnischen Bisthum.

Anm. V. Schloß, auch Burgstall Rohnau (urkundlich Ronow, Rhonaw); bei Hirschfelde, von der Straße nach Görlitz rechts ab, jenseits der Neiße, liegt die Ruine auf einer von dieser auf einige Seiten umflossenen felsigen Anhöhe, die, wie fast alle Raubburgen, eine treffliche Fernsicht darbietet. Im J. 1268 besaß es ein Zdislaw von Leippa. Zahlreiche gefundene Pfeile deuten auf den Hauptangriff von der Ostseite, bei der den Sechsstädten sehr schwergewordenen Einnahme dieses Raubschlosses im J. 1399. Die zum Schloßmayerhofe gehörigen Aecker wurden vertheilt und dadurch die Ansiedelung oder doch Vergrößerung des Dorfes gleiches Namens bewirkt; — letzterer vielleicht von rona, wend. wrona, wrana pol. ruſſ. Krähe, wran altslaw. Rabe, beides Lieblingsvögel der Slawen in religiöser Beziehung; — es war der Fels daher vielleicht schon vor der Burgerbauung — ein Rabennest. Die fast ganz abgetragene, zum Bau des nahen Forst- und and. Häuser benutzte Ruine, ist jetzt unbedeutend und besteht nur noch aus einem Mauerüberreste (etwa 12 E. hoch, 4 E. stark), aus einem Brunnen von 75 Ell. Tiefe und 30 Ell. Wasserbestand, und einem Keller, (in welchem einst noch eine Armbrust gefunden wurde) der auch für ein Burgverließ gehalten wird; es ist spitzbogig gewölbt, 11½ Elle lang, fast 10 E. breit und 5½ E. hoch, mit einem im Fußboden ausgehauenen Gerinne, einem nur 1¼ E. breiten Eingange und zwei verschütteten Fensteröffnungen. Das Burggebäude, nebst einigen andern (Stall, Gesindehaus ꝛc.) und dem Hofraume, wurde — in der Länge 200 E. und größter Breite 90 E. — von einer Umfassungsmauer umschlossen, welche wiederum ein mit einer Zugbrücke versehener Wallgraben umgab, der mit dem Abhange des Schloßberges ringsherum einen 1 — 1½ E. hohen Kamm bildete. Außerhalb jener Mauer scheint sich noch ein Wachthurm befunden zu haben. Steingerölle, Bäume und Gestrüppe bedeckt jetzt den Schloßplatz, wo einst so reges Leben herrschte. Der Verf. verweiset übrigens auf eine im Kurzen im N. Lausitz. Magazin erscheinende Beschreib. der Ruine vom Baudirector Eschke in Zittau, nebst einem projectirten Grundrisse der frühern Burg. Uebrigens über diese und die folgenden Burgen die Schriften v. Brantl, Köhler, Peschek ꝛc., laut Anmerk. III.; die sächs. Kirchengallerie, 1840, Oberlausitz, N. 28 ff. mit Abbild. jenes Mauerüberrestes.

2) Karlsfriede. Die Rudera bestehen nur in dem Ueberreste eines kleinen viereckigen Thurms und andern Unbedeutenden. Von Schätzen im dasigen Teiche und einer goldnen Kette dabei, erzählt eine mittelalterliche Sage. Das Raubschloß Winterstein wird von Schiffner u. And. auf dem größern Winterberge bei Schandau angenommen (Klemm's Sammler, 1835, XX. S. 307), obwohl Rudera bisher nicht entdeckt wurden.

3) Ostritz. Von dem frühern Besitzer scheinen die im 13. Jahrh. u. später noch vorkommenden Herrn von Ostrosen ꝛc. abzustammen; im 14. Jahrh. wurde Ostritz vom Grafen von Dohna an das Kloster Marienthal verkauft, der dasige uralte Zoll aber an Zittau. Von den frühern Besitzern konnte wohl eine Holzburg daselbst errichtet worden seyn, deren spätere Zerstörung keine Ruinen hinterließ, wie denn auch deren von einer steinernen Burg sich in der Nähe des Orts nicht vorfinden; für solche werden die S. 112 erwähnten Wälle nicht angesehen, obwohl der eine davon vielleicht zur Straßensicherung und Zollerhebung in frühester Zeit dienen konnte.

4) Hutberg bei Schönau. Die Burgruine wird durch Wall- und Mauer-Ueberreste, in einem jedoch S. und N. jetzt nicht geschlossen erscheinenden Ovale gebildet, das von S. nach N. auf 120, von O. und W. auf 70 Schritt im Durchmesser hält. Von N. nach O. u. S. ziehen sich Mauer-Rudera, von 160 E. Länge, 3 — 4 E. Höhe und Breite hin, auf einem 10 — 12 E.

hohen Walle. Ein gleicher Maurrest geht dann von S. bis nach W. zu, am Bergabhange, auf 64 E. lang, 3¼ E. hoch u. 2½ E. breit; worauf von W. auf N. nur Gesträuch folgt. In der Mitte des Platzes, gegen 20 E. von NW. entfernt, findet sich ein verschütteter Brunnen. Muthmaßlich war das Hauptgebäude gegen Osten, wo noch bedeutende Schutthaufen sind; die Burgthore u. andere Gebäude lassen sich nicht mehr erkennen. Altes Eisen und Gefäßscherben deuten auf das Mittelalter, aus welchem auch wohl die gefundenen Thierknochen (von Rind, Schweinen, Vögeln) herrühren können. Die Wallüberreste auf der nördlichen Kuppe dieses steilen Basaltberges, werden von Cotta (in obig. Schr.) als heidnische Schanzen vermuthet; und die Höhe der Wälle weiset auch darauf hin; doch da die aus der vorchristlichen Zeit meistens geschlossene Rundungen bilden und an Gewässern liegen, so möchte es noch weiterer Untersuchung erfordern, bevor mit Sicherheit auf vorherigen heidnischen Gebrauch (als fester und vielleicht religiöser Ort), zu schließen ist, zumal da die ebenfalls gefundenen verschlackten Basalte, zum Theil mit Kalk verbunden, ebenso durch den Schloßbrand entstanden, als früher zum heidn. Opferaltar, und dann mit Kalk zur Burgmauer benutzt seyn könnten. Doch ist der Ort übrigens so hoch gelegen und durch weite Aussicht ausgezeichnet, daß schon zeitig seine Benutzung erfolgen mochte. Der Verf. hofft einen Grundriß nachzuliefern. Nach Mittheil. wie S. 112 bemerkt, und Sächs. Kirchengall. 1840. N. 53. 54.

Als Besitzer dieser sehr im histor. Dunkel liegenden Burg werden vermuthet: 1228 ein Bernhardt von Biberstein, 1320 Jonas v. B.; später ging sie mit Schönau an das Kloster Marienstern über, welches auch andere benachbarte Orte an sich brachte; der dadurch gebildete Bezirk wird noch der „eigensche Kreis" genannt, wahrscheinlich als früher der Aebtissin eigen gehörig. Wenig richtiger scheint die Ableitung von der frühern die Gegend angeblich besitzenden Adelsfamilie von der Duba oder von Eichen (dub, slaw. die Eiche), so wie von dem eigenen slaw. Gerichte der Besitzer der Zuda, (vergl. S. 138) im Gegensatze des landesherrlichen.

Die Sage vom Blauhütchen schildert, wie man vermuthet, jenen Bernhardt von B. — derselbe, welcher Bernstadt (früher Bernhardsdorf) gegründet haben soll — als einen den Unterthanen und überhaupt der Umgegend Schaden zufügenden Jäger, der deshalb mit dem historisch-mythischen Bern-Dietrich, und seinem wilden Heere in Verbindung gebracht, und später als solcher selbst gedeutet wurde. Er soll von einem damals ungewöhnlichen blauen Hut jenen Namen erhalten haben, und so auch er mit diesem, so wie jene alte Burg, auf einem frühern Altargemälde der Schönauer Kirche dargestellt gewesen seyn, doch ist dieß noch nicht gewiß ermittelt. Hierbei ist auf eine sehr unterhaltende Abhandlung des schon erw. Poliz.-R. H. Köhler, in N. Mag. 1839. III. aufmerksam zu machen, wo die Sage von Bern-Dietrich auf diese Gegend, wegen mehrern Ortsnamen bezogen, und deren dortige Localisirung angenommen worden ist; — obwohl jene Namen auch nur von Ortsbesitzern zufällig gewählt seyn möchten. Ferner erzählt eine Sage von einer Braupfanne mit Gold auf jenem Hutberge. Das Dorf Schönau war frühzeitig mit einer Capelle versehen, (vielleicht eine der ersten der Gegend, als Filial der noch frühern zu Jauernik bei Görlitz) an welche dann die Kirche angebaut wurde.

Dieses Schönau erhielt den Namen von der Burg, und diese, (wie alle ähnlich benannten, Schönberg, Schönburg rc.) schwerlich von einer schönen Aue rc., den unzählige Orte noch eher verdienen würden (auch nicht von czino wend. Schilf, Weide rc., wie vielleicht eher d. Kloster Zinna), sondern wahrscheinlich von einem alten slaw. Wort Schin, czin, befestigter Ort (woher wohl noch Hradschin rc.); czyn, czyni poln. das Werk, aber auch: Wall, Thurm, Kriegsmaschine, uczynnic poln. befestigen; obzynniż altwend. einschließen. Vielleicht ist damit verwandt tyn, teyn böhm. Umzäunung, Wall (und daher die böhm. Orte Tein, Teinitz rc.), und auch altslaw. u. illyr., Stadt, Zupansort rc. (und dieß zugleich mit dem altdeutschen, tyn, tun, zaun rc. urverwandt). Der Berg selbst mit weiter Aussicht wurde ohne Zweifel auch nach der Burgzerstörung immer noch zur Aufstellung eines Wächters in unsichern Zeiten bestimmt, daher „Hutberg" genannt.

5) Auf dem Wachberge bei dem nicht weit von Bernstadt entfernten Dorfe Kemnitz, wurden mehrere Mauerbruchstücke entdeckt; westlich ein kleines einige Ellen in Umfang haltendes gemauertes Gewölbe, in der Nähe Reste eines

Mauerrings, von 3 E. im Durchmesser, und auf der westl. Bergseite zwei gleiche, ebenso mittelalterliche Pfeilspitzen. Es sind vielleicht Ueberreste von Wachtthürmen. Es wird auch Kamnitz, Kamelz, Kamlitz im Volksdialect (gewöhnlich beides letzteres), gesprochen; von kamen, Stein (vergl. S. 114). Dessen Steinbach oder Cameniza wird schon 1213 urkundlich als Gränze zwischen bischöffl. meißn. u. königl. böhm. Gütern erwähnt. Ob der in d. sächs. Kirch. Gall. N. 51. (bei Kemnitz) erwähnte Butter- und Ochsenberg die ihm dort beigelegten Namen früher besaß, möchte noch zu erweisen, so wie überhaupt die dortige schon frühzeitig bewohnte Gegend noch näher in alterthüml. Hinsicht zu untersuchen seyn; — ebenso die Schanzberge bei Herwigsdorf, Rosenthal 2c. und die Hutberge, Gückels-, Wart-Berge benachbarter Gegenden. Ob eine ebenfalls von den Sechsstädten zerstörte Burg Schönbach im Böhmischen bei Schönlinde, oder — unwahrscheinlicher — unfern Löbau gelegene war, ist noch nicht genügend ermittelt. Ein zerstörtes Schloß bei Altgersdorf erwähnt Carpzow Ehrentempel 215, aber auch von diesem ermangelt nähere Nachricht.

Anmerk. VI. Der Tollenstein, auch Dolen-, Thalenstein 2c. geschrieben, und beides besagt dasselbe, der Stein oder Fels im Thale, dol slaw. Thal (dolny, Adj.).

Auf dem Grundrisse bezeichnet a den alten, noch benutzbaren Fahrweg; b eine halbrunde, die Ecke einer 40 Schuh hohen Mauer bildende Bastei; c das zerstörte äußere Thor; d das innere, noch gewölbt, doch seiner Sandstein-Einfassung beraubt; c und d waren sonst vereinigt, und bildeten die düstre Einfahrt zum Burghofe; oberhalb erhob sich ein großer Thurm; e kleine gewölbte mit schmalen Auglöchern versehene Behältnisse, wahrscheinlich Gefängnisse; f eine mit stumpfem Dreieck vorspringende große Bastei, worin sich der Rittersaal befunden haben soll. (Eines der 4 Fenster desselben, halb abgebrochen, ist auf der Ansicht bemerkbar.) g eine ähnliche, viereckige vorspringende Bastei, darin ein Pförtchen das nach den auf Georgenthal zu führenden Weg leitet; h ein halbrunder Thurm, mit dem Felsen durch die Ringmauer k vereinigt (worin sich die Kapelle befunden haben soll); i der Gipfel des über den Burghof 60 Schuh erhabenen steilen und schwer besteigbaren Felsen, an den sich der ganze Bau lehnt; k Ringmauern, noch immer 10—20 Schuh von außen hoch; l muthmaßlicher Brunnen; m ganz zerstörte Gebäude, wahrscheinlich Wohn-, Stallgebäude 2c. Der ganze Burghof ist 80 Schritt (im innern Segment) lang und 20 Sch. bis zum Felsen breit. — Näheres über dieß Raubschloß in Peschecks Gesch. u. Brantl's Abhandl. Laus. Mag. 1837; dessen letztern Gefälligkeit d. Verf. den Grundriß verdankt; ferner Hormayr's Taschenb. 1834.

§. 12. Das Frühlingsfest der alten Deutschen und Slawen.

Neues Leben beginnt, schmückt die Natur sich vom Neuen;
D'rum begann mit dem Lenz einstens der Völker Neujahr.

„Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder."

Unter steter Wiederholung dieser gesungenen Worte zog Alt und Jung des Dorfes Königshayn bei Görlitz wiederum nach Hause, wenn man, — nach uralter Sitte und noch bis in die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts — alljährlich am Sonntage Lätare, mit Fackeln von Stroh, aus dem Dorfe nach dem Todtensteine gezogen war und sie auf diesem angezündet hatte. Diese Sitte des Todtenaustreibens, auch das Sommersingen genannt, war früher an jenem Tage, der deshalb auch der Todtensonntag hieß, an vielen Orten Sachsens Böhmens, Schlesiens 2c. ebenfalls gewöhnlich, obschon mit manchen Ab-

änderungen. Meistens wurde von den jungen Leuten ein Strohmann angeputzt und, an eine Stange gebunden, von ihnen unter Gesang zum Orte hinaus getragen; nachdem er verbrannt, oder in das Wasser geworfen oder auch sonst vernichtet worden war, kehrten sie zurück, zuweilen mit grünen Zweigen geschmückt, zum Beweise des beginnenden Frühlings. In manchen Gegenden wurden von den jungen Leuten beim Herumziehen kleine Geschenke gesammelt und nach beendigtem Zuge zu Tanz und anderer Belustigung verwendet. Im Voigtlande sangen dabei die Kinder:

Wir alle, wir alle kommen raus,
Und tragen heute den Tod naus,
Komm Frühling wieder mit uns in das Dorf,
Willkommen lieber Frühling!

In Nieder-Bielau in Schlesien lautet es in dortiger Mundart (Schles. Prov. Bl. 1829. V.), wenn die jungen Leute zurückkehrten:

A Tud da hob'n wir ausgetrieba,
A liba Summer breng'n wir wieda;
A Summer und a Möja,
Blümla mancherlea.

Weitere Beispiele, wie dieß Volksfest in Görlitz, Budissin, Radeberg, Leipzig und andern sächsischen Orten, aber auch in Böhmen, Bayern, Steyermark, selbst am Rhein gefeiert wurde, enthält die Anmerk. I. Da dieses gewöhnlich im Frühjahr, meist im März, selten im April oder May, begangene Fest hauptsächlich in den früher von Slawen bewohnt gewesenen oder noch bewohnten Ländern, bis in die neuern Zeiten sich erhalten hatte, so wurde es oft für ein eigenthümlich slawisches Nationalfest angesehen. Es ist aber auch in reindeutschen Gegenden, am Odenwalde und Rheine, wie andern Orten, wohin nie Slawen drangen, daher auch bei dem germanischen Volksstamme üblich gewesen. Und besonders in manchen Gegenden der letztern war es gebräuchlich, daß Sommer und Winter, durch junge Leute in dazu geeigneter Bekleidung dargestellt, gegenseitige Reden wechselten, bis endlich der Winter als besiegt angenommen wurde. Sollte diese Sitte bis in das Heidenthum hinaufreichen, so würden darinnen die ersten theatralischen Spuren zu erblicken seyn. In noch viel weiterer Verbreitung findet sich ein gleichartiges Fest zur Frühjahreszeit in den scandinavischen Ländern und England, ebenso in Liv-, Kur- und Estland. Andeutungen auf ein solches giebt es ebenfalls in Spanien und Italien. Ferner finden sich schon bei den Römern und Griechen, und selbst bei den Aegyptern, Persern, so wie in Indien verwandte Feste zu derselben Jahreszeit. Dieß berechtigt auch jene deutsche und slawische Sitte für Nachklänge eines uralten Frühlingsfestes zu halten, eines Festes der ältesten

Menschheit, wenigstens der indisch-europäischen Völkerstämme, Anmerk. II.

Die Hauptfeste fast aller Nationen, und insbesondere der des Alterthums, beruhen auf dem natürlichen Verlauf des Jahres, indem sie mit den beiden Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen zusammen fallen. Der Lauf der Sonne und ihr längeres oder kürzeres Verweilen war ein zu wichtiger Gegenstand für die früheren, mehr in und mit der Natur lebenden, Völker, als daß nicht der religiöse Sinn auf diese, die Jahreszeiten bildenden Veränderungen, hohe Aufmerksamkeit verwendet haben sollte. Die Zeit der Sonnenwende im Sommer (oder Mitsommer,) mit ihrer Blumenfülle und Hoffnung baldiger Erndte, gab Veranlassung an dem Tage des längsten Verweilens der wohlthätigen Sonne (d. 21. Juni unserer Zeitrechnung) ein Opferfest zu feiern, statt welchem von den Christen der Johannistag, als ein festlicher, angesetzt wurde. (Seite 20.) Die, den Herbst einführende Tag- und Nachtgleiche, am 21. September, veranlaßte wohl weniger an sich, als vielmehr wegen der um diese Zeit, vor und nach, sich ergebenden Erndte, zu gleichem Dank darbringenden Tagen. Erndtefeste wurden zu allen Zeiten und wohl von allen Nationen gefeiert, obschon auf verschiedene Weise und oft getrennt nach der Art der eingeerndteten Naturspenden; auch die Germanen und Slawen hatten solche. Mehr als das Quartalfest Michaelis wurde später dazu das Kirchweihfest angenommen, so wie der Martinstag mit seinen Martinsgänsen, die auch im Auslande üblich und selbst in Spanien sprüchwörtlich sind. Mit der Winter-Sonnenwende, dem kürzesten Tage im Jahre, (den 21. December) begann wiederum das Zunehmen des Tages und das fröhliche Ereigniß wurde bei fast allen heidnischen Nationen mit besonderer Festlichkeit begangen; zumal mußte es für die nördlichen Völker von hoher Wichtigkeit seyn, in deren Gegenden die Sonne zu jener Zeit fast nicht aufgeht, und bei völlig erstarrter Natur, auch der Mensch meist in seine Wohnung gebannt gehalten wird. Dort wurde das heidnische Juel-Fest gefeiert, das Fest der fröhlichen Botschaft vom Wiederkehren der Sonne. Man opferte Eber, deren Gestalt man auch bei dem Backwerke zu diesem Feste nachzuahmen pflegte. Die christliche Kirche verlegte ungefähr auf die Zeit dieses letztern ihr so wichtiges, das der Geburt Christi, und man hat selbst vermuthet, daß bei dem beibehaltenen, gewöhnlich stollenförmigen Backwerke, ungefähr die Gestalt eines Christus-Kindes in den Windeln nachgeahmt worden sey. Doch ungeachtet des Ansatzes des christlichen Neujahrs zu derselben Zeit bleibt die Natur noch Monate lang in ihrem winterlichen Kleide; meistens erst mit dem Eintritt der Tag- und Nacht-Gleiche (am 21. März) vermag die erneute Kraft der belebenden Sonne die Natur aus dem Schlummer zu wecken, so daß dann

Frühlingsboten, Vögel und Blumen, das menschliche Gemüth erfreuen können. Und dieß ist allerdings die naturgemäßeste Festzeit des Neujahrs, wie es auch zu dieser Zeit, zu Ende Februar, (wie bei den Römern in früheſter Zeit, so auch bei den Griechen) oder im März (noch im 8. Jahrh. in Deutschland), oder erst mit dem 1. Mai, statt fand. Man nahm bei mehreren Völkern nur zwei Jahreszeiten an, Winter und Sommer; mit dem Aufleben der Natur ward die Zeitrechnung und zwar der Sommer begonnen; daher nannten auch die heidnischen Slawen den Frühling Vorsommer, den Herbst dagegen Vorwinter. Zur Feier solcher naturgemäßen Feste — das Pfingstfest ist ein rein geistiges und christliches — waren in den scandinavischen Ländern besondere Vereine der wohlhabendern Orts- und Districts-Bewohner bestimmt, Gilden genannt, welche Einrichtung später von den Kaufleuten und den Handwerkern, wie den religiösen Brüderschaften Nicht-Geistlicher nachgeahmt wurden. Anm. III.

Jener Zeitabschnitt der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche zur Feier jenes Festes war jedoch für das nördliche Deutschland, und besonders für die nordischen Reiche, viel zu zeitig, denn die im Freien zu haltende Festfeier wurde meist durch noch winterliche Kälte und Schneeflocken gestört; daher fand sie, je nördlicher, auch desto später im Jahre statt. Daher sind die Maifeste jener Gegenden ebenfalls gleiche natürliche Neujahrfeste, und ihre Feier betrifft den Sieg des Sommers über den Winter. So bildeten z. B. (wie Grimm in seiner Mythologie näher schildert) in Schweden und Gothland die jungen Leute zwei Partheien Reiterei; der Anführer der einen, der Winter, ist dabei mit Pelz bekleidet, der andere, der Blumengraf, mit Laub und Blumen verziert; bei dem Scheingefechte wirft der Winter und sein Gefolg mit Schneeballen und Asche rc. um sich, der Sommer mit seinen Leuten aber mit grünen Zweigen und Laub, bis das umstehende Volk dem letztern den Sieg zugesprochen hat. Solche Maispiele waren sonst sehr gewöhnlich und selbst der Adel nahm Theil daran. In Dänemark und Norddeutschland fand oft auch, ohne Bezeichnung des Winters, nur ein Maireiten statt, meist zu Walpurgis; den Sommer in das Landreiten, nannte man es. Der Maigraf und sein Gefolge, mit Kränzen geziert, reitet dann in den Ort zurück, wo gesungen und darnach von ihm ein Kranz einem der Mädchen zugeworfen wird, die einen Kreis um ihn gebildet haben. Anderwärts in Norddeutschland, wie in England, war das festliche Einholen eines Maibaumes aus dem Walde in die Stadt gewöhnlich.

In Holsteinschen wird zu Anfang des Mais ein Maigrav und seine Maigrön (oder Maigräfin) bekränzt und mit Musik in ein Wirthshaus geführt; — in Schwaben ziehen Mädchen und Knaben mit Sonnenaufgang in den Wald und ihr Maikönig wählt sich eine Maikönigin. Das Aufstellen von jungen Birken, Maien genannt, (noch unlängst auch in

der Oberlausitz zur Pfingstzeit vor und in den Häusern) war früher allgemeiner Brauch. Unbezweifelt gab diese Sitte eines uralten Maifestes in Nieder-Sachsen und dem übrigen westlichen und nördlichen Deutschlande die nächste Veranlassung zu der, unbezweifelt durch christliche Priester verbreiteten Sage von einer am 1. Mai erfolgten Hexenfahrt auf den Blocksberg, den Brocken im Harzgebirge, wo sich der heidnische Gottesdienst, und so auch jenes Fest, noch bis spät in die christlichen Zeiten erhalten haben mag. Die Volksversammlungen und Volksgerichte wurden bei den alten Deutschen ebenfalls im März, später im Mai gehalten; daher die Märzfelder ꝛc. Und so gelten auch, in manchen Gegenden, die auf Anhöhen von jungen Leuten angezündeten Freudenfeuer am Vorabend des Oster- und Pfingstfestes und 1. Mais, nur als eine fortgesetzte Sitte des Opferfeuers am Frühlingsfeste, ebenso an mehrern Orten, die zu Pfingsten herkömmlich vom Landvolke zu haltenden Tänze, als gleiche Ueberreste jener Feier, und manche sogenannte Tanzberge, als Plätze solcher frühern religiösen Tänze. In manchen schlesischen Orten (nach Bandke) und so auch in andern Gegenden, war zugleich das Darüberspringen gewöhnlich, das wohl nicht auf bloßem Muthwillen der Jugend, sondern ebenfalls auf früherer religiöser Sitte beruhte. Vielleicht ist bei dem Ueberspringen des Burgberges bei Bernstadt (S. 108) ebenfalls das, der früher üblich gewesenen Opfer- und Freuden-Feuer gemeint.

Wegen der zeitigen Feier dieses Frühlingsfestes in den mehrsten Gegenden, nehmlich im Monat März, muß dessen Ursprung auch in Ländern mit wärmern Klima und regelmäßigern Jahreszeiten-Eintritt gesucht werden, und daher in dem Orient. Dieß weiset zugleich darauf hin, daß dasselbe von den europäischen Stämmen schon aus ihren asiatischen Ursitzen mitgebracht, und dort, noch in näherm Verbande mit den stammverwandten Indern und Persern, bereits als ein gemeinsames Natur-, als das allgemeine Neujahr-Fest gefeiert wurde. Später mußte es bei den verschiedenen Völkerstämmen allerdings manche Veränderung erleiden, und so erscheint es daher sehr abgeändert, nach dem verschiedenen nationellen und örtlichen Einflusse. Ein heidnisch-religiöses Fest ist übrigens ohne dabei verehrte, besondere Götter nicht gut denkbar, und so wird es auch bei jenem einer Frühlings- oder Neujahrs-Gottheit gegolten haben. Doch giebt es meist nur Muthmaßungen über dieselben, die, bei den spätern Festüberresten, theils durch eine Puppe, theils durch lebende Personen, als Winter, Sommer, Maigraf ꝛc. repräsentirt wurde. Bei manchen deutschen (besonders den nordwestlichern) Nationen scheint es die Ostara, Eostra, gewesen zu seyn; die Gottheit des anbrechenden Morgens; des aufgehenden Lichtes (das altd. Ostar heißt gegen Morgen), welcher Begriff sich mit dem, des neuen Jahres leicht vereinigen ließ. Ihre sehr verbreitete Verehrung veranlaßte zur Ueber-

tragung des Namens auf das bezugreichste der christlichen Religion, auf das Osterfest (schon zu Carl d. Großen Zeit hieß der April: „Ostarmanoth",) und manche ihr eigenthümliche heidnische Sitte mochte zugleich auf dieses neue übergehen; so z. B. das Osterwasser, die Osterfeuer (S. 41.); der Volksglaube, daß am Ostermorgen die Sonne drei Sprünge thue, gleichsam einen Freudentanz halte, vielleicht weil Tänze stets mit heidnischen Festen verbunden waren. Eine ähnliche Namensübertragung fand bei den Wenden statt. Der erste Tag ihres, ebenfalls mit dem Frühlinge beginnenden Jahres hieß jutro, der Morgen, und so wahrscheinlich auch das Fest selbst. Die noch mit manchen heidnischen Alterthümern versehene Stadt Jüterbog (boh, bog, Gott) hat ohne Zweifel von diesem Morgen- oder Frühlings-Gotte den Namen erhalten. Bei der Bekehrung der Wenden ging der Name des Frühlingsfestes auf das dafür angeordnete christliche Osterfest über, welches noch jetzt jutry (als Plural) benannt wird. Bei den benachbarten Böhmen war Wesna die Frühlings- und Jugend-Göttin; doch findet sich eine Hinweisung auf einen Dienst derselben in jener Art ebenso wenig vor, als in Bezug auf die Schiwa, żiwa, deren Cultus, als Lebens- und Fruchtbarkeits-Göttin (vergl. S. 113.) wohl auch bei jenem Feste in slaw. Gegenden stattgefunden haben konnte. Bei dem Maifeste in Pommern, zu Wollgast, scheint es (nach den Baltischen Studien, V. 2.) dem Gorewit, (Horewit) dem Frühlings-Sieger gegolten zu haben, und so möchte wohl bei jeder Nation die, sich durch dies neu erwachende Leben der Erde veroffenbarende und wegen ihrer Nützlichkeit verehrte Naturkraft, durch verschiedenartig personificirte Gottheiten dargestellt worden seyn.

Nach der Bekehrung der heidnischen Nationen Deutschlands und der Nachbarländer mischten sich auch christliche Ideen in jenes, obwohl damals schon beschränkte, doch nicht so leicht zu unterdrückende Fest ein. Die Erinnerung an den Tod bei demselben lag nicht in dessen ursprünglich nur heiterm und sinnlichen Wesen, und wenn auch die Vergleichung des eisigen Winters mit dem menschlichen Tode verwandt ist, so ging dennoch diese, wie ähnliche ernste und traurige Beziehungen, erst von dem Christenthum in heidnische Sitten und religiöse Feste über, die ihrer Natur nach wohl nur dem Frohsinn geweiht waren. Daher aber schreibt sich unbezweifelt die, in den oben erwähnten Liedern vorkommende Erwähnung des Todes, statt des Winters, und die zumal in Polen, nach dessen Bekehrung, üblich gewordene Annahme der Todesgöttinnen Marzana bei jenem Feste; vergl. Anmerk. III. Im Norden hat es sich von dieser ernst-religiösen Ansicht freier erhalten und es galt nur der Freude über den Sieg des belebenden Sommers über den Erstarrung der Natur bereitenden Winter; so hieß auch in den Mayn- und Rhein-Gegenden der Lätare-Tag nicht der Todten-Sonn-

tag, wie im frühern slaw. Osten Deutschlands, sondern, weit erfreulicher, der Sommertag.

Ueber die Art der Festfeier bei den heidnischen Deutschen und Slawen mangeln zwar genauere Nachrichten; doch nach dem, was davon bekannt ist und sich in schwachen Ueberresten erhielt, scheinen es sehr glänzende und nur erfreuliche Feste gewesen zu seyn, mit feierlichem Ausziehen (vielleicht Umziehen der Fluren des Orts), Schmaus, Gesang, Tanz und Freudenfeuer. Ihre weit größere Volksthümlichkeit, als die dafür als Ersatz dargebotenen christlichen Feste, ergiebt sich schon daraus, daß sie die neuen Christen oft zum Rückfalle in das Heidenthum veranlaßten. Dieß geschah z. B. einst mit neubekehrten Pommern bei der Feier desselben. Wie aus der Biographie des eifrigen Pommern-Bekehrers, des Bamberger Bischoffs Otto, ausführlicher bekannt ist, fand derselbe bei einem solchen, zu Wollgast in Pommern alljährlich zu Ende des April gefeierten Feste, 1128, die Stadt mit Fähnlein umgeben und viel Volk dabei versammelt. Von einem andern, ebenfalls zu Anfang des Sommers in derselben Provinz, zu Julin, gehaltenen Feste wird erzählt, daß es, bei großem Zulauf aus der ganzen Provinz und unter Jubel und Gelagen, mit Tänzen und scenischen Spielen begangen worden, und deshalb die Stadt voll Lärm und Geschrei gewesen sey. Von dem Feste der dortigen Wenden auf der Gabelheide heißt es in einem alten Reimliede aus der Zeit der Reformation: „Ihr Priester ist der erste im Reihen; — er tritt ihnen vor den Tanz in Mayen".

Nach Parrot wurde das Fest des Pergubi, des Gottes des Frühlings und der Erdfrüchte, dem eine lebende, mit Milch genährte Schlange geweiht war, von den Letten am 22. März gefeiert. Die Bezirksbewohner brachten Getränke mit, wovon der Oberpriester Einiges in eine Trinkschale goß, diese in der rechten Hand hielt und der Gottheit in feierlicher Rede dankte (wie dies i. d. Anmerk. näher erwähnt); dann tranken die übrigen Anwesenden, und beendigten den Tag mit Lobgesängen, Schmaus und Tanz. Doch nach und nach schwand seine religiöse Bedeutung; es wurde nur noch als eine alterthümliche Sitte beibehalten und bald den jungen Leuten zur Belustigung und später den Kindern zum Spiel überlassen. An manchen Orten wurde es selbst den Schulkindern gesetzlich erlaubt, so z. B. (nach Medem's pomm. Bekehr. Geschichte. 1827 S. 274) der Schule zu Pasewalk noch im Jahre 1563 (von der höchsten kirchlichen Behörde), die Maigrafschaft und Maigräfenfahrt festlich zu begehen. Es erfolgte im Freien und ein zum Maigrafen erwählter und bekränzter Knabe ward gegen Abend mit Gesang nach Hause geführt; — er stellte mithin den einstigen Frühlings-Gott vor. In den Orten, wo die Ueberreste dieses Festes sich bis in die neueste Zeit erhielten, war es jedoch längst auf die Kinder der ärmern Classen übergegangen

und wurde zugleich zur Einsammlung milder Gaben benutzt, bis es auf polizeiliche Anordnung völlig unterblieb. Oft wurde dabei, statt des früher ausgetragenen Strohmannes, ein Fähnchen gebraucht, auch wohl von jedem Kind ein solches herumgetragen. Eben so änderte sich der Text der dabei, in sehr einfacher Melodie, gesungenen Lieder nach jenem neueren Zwecke ab, um nehmlich ein kleines Geschenk zu erhalten; dennoch scheinen manche einzelne Strophen und Beziehungen aus ältern verblieben zu seyn, welche noch auf sehr frühe Zeit und den ursprünglichen Zweck des Festes deuten und nicht immer völlig zu lösen sind.

Im Ueberblick ergiebt sich mithin, daß diese heidnische Neujahrsfeier sich in den nordischen Gegenden am naturgemäßesten erhielt, indem, unter Theilnahme des Volks, ein glänzendes und fröhliches Einholen des Sommers durch einen, die Gottheit darstellenden jungen Maigrafen in Schweden und Pommern üblich war; in Niedersachsen, Dänemark und England aber ein Mairitt und das Einfahren des Maiwagens. Am Rhein erfolgte wenigstens noch ein rednerischer Kampf des Winters und Sommers, wogegen in Thüringen, Sachsen, Schlesien, Böhmen rc., es ohne meist pomphafte Einholung des Sommers, nur dem ärmlichen Austragen des winterlichen Todes durch die Jugend galt, wobei sogar die Gottheit als eine Strohpuppe figurirte. Ja, die Nachklänge dieser einst, von Priester und Layen, von Fürst und Bettler, von Alt und Jung, mit feierlich religiösem Aufzuge, mit Opferfeuern und fröhlichen Tänzen und Gesängen begangenen hochwichtigen und ehrwürdigen Frühlingsweihe wurden in neuester Zeit sogar von der gestrengen Polizei verboten; ebenso wie die, auf gleiche uralte Rechte und tausendjähriges Herkommen sich stützenden Freudenfeuer an dem Feste der Ostara-, und zu andern bedeutungsvollen Zeiten. — Uns verbleibt daher nur, die Geschichte dieses einstigen alt-europäischen Festes, nach den provinziellen und localen Ueberresten, erst noch genauer zu erforschen, um ihr dann, nach dem Endergebnisse, in der Culturgeschichte der Menschheit die rechte Stelle anzuweisen. Das Fest selbst aber wird auch von uns der Nachahmung in so weit werth zu halten seyn, um, bei des Lenzes Beginn, in die schöne Natur zu eilen und, im Ergötzen an ihrer Blüthenpracht, auch jener Sitte zu denken, als schon die ältesten Nationen der Erde das Wiedererwachen der Natur auf ähnliche Weise begrüßten. — Weshalb aber jenes Fest in Königshayn bei Görlitz gefeiert wurde, wird sich aus folgendem § ergeben.

Anmerk. I. In manchen Gegenden Böhmens wurde noch unlängst alljährlich, am Todten-Sonntage, ein Strohmann von den Kindern bis an das Ende des Dorfs getragen und dann verbrannt, wobei sie sangen: Giž nesem Smrt ze wsy, — nowo Leto do wsy, — witey Leto libezne, — obiljcko, zelene; auf deutsch: Nun tragen wir den Tod aus dem Dorfe, — das neue Jahr, (eigentl. der neue Sommer) in das Dorf; — willkommen lieblicher Frühling, — grünhervorkeimendes Getreide. — Bei den Deutschen in Böhmen, wobei sich der Vers schon nach neuern Ansichten etwas umgeändert hatte, sang man:

Nun treiben wir den Tod aus:
Den alten Weibern in das Haus;
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mitfasten.

Unter ähnlichem Gesange, oft nur bei einzelnen Worten abgeändert, fand es auch in deutschen Lausitz. Orten statt; noch bis 1793 wurde in Görlitz ein solcher Strohmann in die Neiße geworfen. An manchen Orten wurde er verbrannt, so z. B. von den Einwohnern zu Hermsdorf bei dem Kynaste in Schlesien, unter einer bei dieser alten Burg befindlichen Höhle, einem muthmaßlichen heidnischen Opferorte; wie der bei Königshayn. Bei den Oberlausitz. Sorbenwenden wurde eine von Stroh und Lumpen gefertigte Puppe von einer starken Dirne in vollem Lauf fortgetragen; wobei die sie begleitenden jungen Leute sangen: lecż hore, lecż hore, jutabate woko, pan dele, pan dele. Diese sehr räthselhaften Worte werden folgendermaßen übersetzt von Anton (Vers. üb. d. Slawen. I. 73): Fliege hoch, fliege hoch, dreh' dich um, fall nieder, fall nieder; (vielleicht auch, jutabate wokno: öffne das Fenster). Alles warf mit Steinen oder Holzstücken nach dem Strohmanne, denn man glaubte, wer ihn träfe stirbe nicht während des Jahres. Dann ward derselbe in das Wasser, oder auch bis über die Dorfgränze hinüber geworfen, wobei es nicht selten Streit mit den jungen Leuten des Nachbardorfes gab, die dieß nicht zulassen, den Tod ebenfalls nicht auf ihren Fluren behalten wollten. In Budissin wurde noch bis 1523 ein ähnliches Frühlingsfest, am 22. Febr., gefeiert, wobei man alte Fässer auf dem Markte anzündete, und eine Procession mit Lichtern durch die Straßen hielt, deren Schluß sich mit den vom Schulmeister (lateinisch) gesprochenen Worten endigte: Der Frühling kommt. Weit später fand noch das Tragen eines Strohmanns auf den Protschenberg statt. — In Radeberg wurde bis 1745 ein Jahr um das andere, am Lätare-Sonntage, ein Strohmann oder auch ein Strohweib, auf das Abentheuerlichste mit Bändern, Lappen, Kränzen, und einer Werg-Perrücke angeputzt, auf einer Stange durch sämmtliche Straßen der Stadt getragen. Jung und Alt zogen nach, unter Absingung desselben Verschens, das oben im § den Anfang bildet: Den Tod rc. Auf der sogenannten Todtenwiese wurde die Figur zerrissen und in den Röderfluß geworfen, worauf Alles unter fröhlichen Gesängen wieder heimzog. In manchen Lausitzischen Orten ging auch ein Knabe als Winter, und ein Mädchen als Frühling kostümirt, dem Bilde voraus und hielten passende Dialoge, worauf abwechselnd der Chor singend einfiel. (Martius Radeberg 1828. S. 59.) In Leipzig soll man früher bei diesem Gesange auch die Todesgöttin Marzana erwähnt haben; im 17. Jahrh. wurde zwar noch eine Strohpuppe in das Wasser geworfen, aber es nahmen nur noch Mädchen von nicht-gutem Ruf daran Antheil; so weit war das ehrwürdige Fest schon damals im Ansehen gesunken. In Nürnberg trugen die Bauermädchen den Tod in's Wasser, und man hat noch Abbildungen davon; in Amte Schwarzburg (Schwarz. Anh. 1781. 51.) pflegten die Knaben und Mädchen eine von Birkenrinde verfertigte menschliche Figur in das Wasser zu werfen und dabei, mit wohl später hinzugekommener Beziehung auf deutsche Götter, zu singen:

Wir tragen den alten Thor hinaus —
Hinters alte Hirtenhaus,
Wir haben nun den Sommer gewonnen,
Und Krodo's Macht ist weggekommen.

In Eisenach, wo man das Fest in neuerer Zeit in eine Tanz-Vergnügung der Kinder umgestaltet hat, und diese mit Kleinigkeiten beschenkt, lautete früher der Gesang des zurückkehrenden jungen Volkes:

Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
So wär' er dieß Jahr wohl hinne geblieben.

Noch unlängst zogen in manchen Orten des Odenwaldes und des Neckarthals die Mädchen zu Lätare, der Sommertag genannt, mit Kränzen von Epheu, oder Buxbaum, mit Blumen und Bändern geschmückt, von Haus zu Haus, und sangen: „Ja, ja, ja, — Der Sommertag ist da! — Er kratzt dem Winter die Augen aus, — Und jagt die Bauern zu Stube n'aus." (Vergl. Büsching's Nachr. III. wo auch Lieder enthalten sind, die in Steiermark von jungen Burschen im scherzhaften Wettstreit gesungen werden, wobei ein Theil den Sommer, ein

anderer den Winter vorstellt.) Selbst am Rhein wurde das Fest gefeiert, und z. B. gesungen:

> Treib aus! dem Winter gehn die Augen aus;
> Veilchen, Rosenblumen,
> Holen wir den Sommer;
> Schicken den Winter übern Rhein,
> Bringt uns guten kühlen Wein.

Zuweilen stellte dabei ein Knabe, in Stroh oder Pelz gehüllt, den Winter dar, ein anderer mit Blumen, Epheu, oder Laub verziert, den Sommer; sie kämpfen mit einander, bis der Winter unterliegt, wobei gesungen wird: Stecht dem Winter die Augen aus; — oder: Sommer rein, Winter naus. Der letztere muß darauf die Flucht ergreifen, oder es wird ihm das Strohkleid ausgezogen.

Anm. II. In der Jen. Literatur-Zeitung 1834. Febr. N. 31. werden zahlreiche Literar-Notizen über dieses Fest mitgetheilt; deren sind ebenfalls, und noch bei weitem nicht vollständig, 78 aufgezählt in: Reimann's deutschen Volksfesten, 1839, wo sich auch eine Schilderung des Festes befindet; so wie eine gleiche, ebenfalls mit reicher Literatur, in des Rector, Prof. D. Anton's latein. Gymnasial-Programm über das Fest des Tod-Austreibens, Görlitz, 1839; wozu Nachträge in d. Progr. v. J. 1840 über die eigenthüml. O. Laus. Worte. N. XIII. Außerdem ist auf Prof. Kruse's Abhandl. darüber in der Zeitschr. f. histor. Theologie neue Folge II. 1838, und zumal auf Grimm's Mythologie 1835 hinzuweisen.

Der in dieser Schr. zu beobachtende Kürze wegen ist eine ausführliche Erzählung der frühern und spätern Fest-Feier, die ein eignes Buch füllen würde, nicht ausführbar. Daher kann auch nur in Allgemeinen angedeutet werden, daß bei den Römern das Isisfest, bei den Griechen die Dionysien, und so ähnl. Feste bei den Aegyptern, Persern, Indern zu gleicher Jahreszeit statt fanden. Schon bei den alten Griechen wurden die ersten zurückkehrenden Schwalben begrüßt, und noch jetzt durchzieht die griechische Jugend manches Orts am ersten März, eine hölzerne Schwalbe tragend, alle Straßen, mit einem fröhlichen Gesange auf den beginnenden Frühling. Ebenso war bei den Griechen der ersten Störche Ankunft ein freudiges Ereigniß; in manchen Städten des südlichen Deutschlands wurden dieselben sonst alljährlich vom Stadtthürmer begrüßt, oder wie man sagte: angeblasen, dieser aber ward dafür durch einen Ehrentrunk aus dem Stadtkeller erfrischt. (Alpenrosen 1817, 49.)

Anm. III. Dlugoß und andere ältere Schriftsteller schreiben den Ursprung dieses Festes, wenigstens in Polen, dem Befehle des 965 zur christl. Religion übergetretenen Herzogs Micislaw zu; wornach alljährlich zu derselben Zeit, wo von ihm die heidnischen Götzenbilder zerstört wurden waren, ein Erinnerungsfest an diese Begebenheit statt finden sollte. Die Bilder der Marzana und Ziwonia wurden am vierten Sonntage der Fasten, dem Lätaretage, auf Stangen gesteckt, mit traurigen Gesängen und kläglicher Stimme in Procession herumgetragen, und dann in das Wasser geworfen. Nach Schneiders Chronik von Leipzig soll es in dieser Stadt ebenso gefeiert worden seyn, dessen Wahrheit freilich dahin gestellt bleiben muß, da frühere Annalisten oft Sitten anderer Gegenden auf die ihrige übertrugen. Jene Marzana wird für die Todesgöttin der Polen gehalten, und ist wahrscheinlich der Göttin des Winterschlafs der Natur bei den Böhmen, der Morena, gleich; nur das eigenthüml. slaw. rz, aus dem r entstanden, ist die Ursache des scheinbaren Unterschieds; die Ziwonia gilt als die Lebensgöttin, mit der die Żiwa, die böhm. Gottheit der Erdfruchtbarkeit, übereinstimmt. Es bedurfte keiner neuen Festgründung, sondern christliche Ideen änderten nur des heidnischen Festes Bedeutung um, das unbezweifelt auch schon bei den Polen statt fand. So erwähnt z. B. eine cracau'sche Sage der Götter Lel und Polel, welche, auf dem Felde herumjagend, den Sommer brachten; daß ein ähnliches Frühlingsfest im Mai bei den, mit dem polnischen Stamme verwandten Pommern gefeiert wurde, ist oben erwähnt; ebenso sind den Russen, selbst den Finnen und Tscheremissen solche Frühlingsfeste eigen. Bei den Russen wird ein christliches Fest am Neujahrstage gefeiert, dessen Vorgänger ebenfalls jenes zeitgemäßere Neujahrsfest im März gewesen zu sein scheint. — Der Sommer, aber auch das Jahr, weil es mit Beginn des letztern im Frühjahr anfing, hieß: ljeto, wend. der Frühling; podljeto, auch naljeto, der Vorsommer; der Winter syma und symma, w. zyma böhm.; daher der Herbst nasyma, w.

podzyma d. als Vorwinter. Der stets 3 Wochen vor Ostern und gewöhnlich im März fallende Sonntag Lätare aber heißt, jenes Tod-Austreibens wegen, bei den Wenden ssmerdniza, (ssmercž, der Tod).

Auch in manchen reindeutschen Gegenden, Halberstadt rc., war am Lätaretage die Gewohnheit, Klötzer, welche auf anderen standen, mit Stöcken und Steinen herabwerfen zu lassen; braucht dabei auch nicht nothwendig, wie man oft gemeint hat, an das Zerstören alter Götzenbilder gedacht zu werden, so konnte diese alte Sitte dennoch von christlichen Priestern in Brauch gekommen seyn, um jene Götter zu profaniren. Die zuweilen ausgesprochene Vermuthung, daß die Sitte der jungen Leute in manchen Orten der Oberlausitz, am ersten Pfingstsonntag auf benachbarte Berge (so z. B. auf den Oberwitzer Spitzberg), zu gehen und sich am Herabkollern von Steinen zu vergnügen, sich darauf beziehe, entbehrt aller Ueberlieferung und selbst aller Wahrscheinlichkeit; es ist eine gewöhnliche Jugendbelustigung. Daß im östlichen Deutschlande der Character des Festes einen weit ernstern, traurigern Anstrich erhielt, als im nördlichen, möchte auch wohl der, bei der meist gewaltsamen Bekehrung der Heiden sehr einflußreichen Geistlichkeit zuzuschreiben seyn, welche keine Mittel versäumte, um die Erinnerung an die fröhliche Heidenreligion aus dem Gedächtniß zu verbannen; die alten Götzen wurden, als Tod und Unholde, aus dem Orte geschafft. In Hildesheim fand ein Maireiten statt. (Ueber die obenerwähnten nordischen Gilden zur Festfeier, vergl. Baltische Studien. V. u. B. VI. 4. den Vers aus der Reimchronik Marschalls, aus d. Zeit der Reformation, von den damal. Wenden-Sitten in der Gabelhaide. Von d. Abfalle der Obotriten von der christl. Religion, bei einem Feste im Februar, — das mit Opfern und Processionen gefeiert wurde — erzählt der Merseb. Bischof Ditmar in s. Chronik, Buch VIII.) Zu oben: S. 148. bei der Feier des Pergubi, am 22. März. Nach dem gesprochenen Danke an die Gottheit nahm der Oberpriester die Schaale zwischen die Zähne, trank sie aus, ohne sie mit bloßen Händen zu berühren, und warf sie mit einer bloßen Kopfbewegung hinter sich auf den Boden. Aus der aufgehobenen Schaale tranken dann die Anwesenden. Das Gebet lautete: O, Pergrubius, du bist es, der den Winter entfernt und den lieblichen Frühling zurückführt! Durch dich grünen die Haine und Wiesen, durch dich belauben sich die Haine und Wälder. (Nach Parrots Werk, über die Liven, Esthen und Letten, I. 1828.)

Die Sitte der jungen Leute, in der Walpurgisnacht Maibäume, Maien genannt, ebenso am ersten Pfingstfeiertage, in die Mitte des Dorfes, auch öfters kleinere vor die Hausthüren der erwachsenen Mädchen zu stellen und mit Bändern und Gepäck zu behängen, fand in Böhmen, Schlesien rc., selbst in der Wallachei statt, wie Ritter Kalina von Jäthenstein in s. Winken üb. Böhmens Landwirthschaft u. d. heidn. Vorzeit 1839 erwähnt, wo auch (nach v. Hammer in d. Wiener Jahrb. d. Lit. 24 B.) der von einer sehr verbreiteten heidnischen Sitte zeugenden Gewohnheit in Indien, ebenfalls solche verzierte Bäume den 1. Mai aufzustellen und der nicht minder dort gebräuchlichen Sitte des Aprilschickens gedacht ist. — Eine sonderbare Sitte ist in Italien und Spanien die, daß am Lätare-Tage eine Puppe, eine alte Frau darstellend, mitten entzwei gesägt und dann in das Wasser geworfen wird, wie es ebenso bei südlichen Slawen üblich ist, so daß mithin jene den besiegten Winter vorstellt und auf diese Art ein ganz ähnliches Frühlingsfest auch in den südlichen Ländern angenommen werden kann.

Anm. IV. In Schlesien ziehen an mehreren Orten die Kinder mit Maien, oder Fichtenreisern mit buntem Kram behangen, vor den Häusern herum, und erhalten dann Brezeln, seltener Geld; sie heißen Sommerkinder. Nach Holtei's schles. Gedichten lautet der Gesang, zweite Strophe:

Ruthe Rusen, ruthe,
Blühen uf em Stengel;
Der Harr is schön; der Harr is schön,
De Frau is wie 'n a Engel.

Kleene Fischel, kleene,
Schwimmen uf em Teiche;
Der Harr is schön, (und so fort jene Zeilen mit dem Schlusse:)
A wird sich wul bedenken,
A wird mer wul was schenken.

So pflegten bis z. J. 1832 in Großenhayn Kinder mit kleinen Papierfahnen in d. Hand am Lätare-Sonntage herumzugehen und folgendes in einfacher Melodie zu singen:

Die Schüssel hat einen goldnen Rand
Die Jungfrau hat eine milde Hand,
Sie wird sich wohl bedenken,
Und mir ein Trinkgeld schenken;
Und schenkt sie mir ein Trinkgeld nicht,
So kriegt sie auch den Liebsten nicht. Abwechselnd auch:

Kleine Fischchen, kleine Fischchen, schwimmen auf der See,
Rothe Rosen, rothe Rosen, blühen auf dem Stengel;
Der Herr ist schön, der Herr ist schön, die Frau ist wie ein Engel;
Der Herr, der hat ein hohes Haus,
Er guckt mit seiner Jungfrau raus!

Und dann mit gleichem Schlußvers, wie oben: Er wird sich wohl bedenken, und wird mir Etwas schenken. Die Erwähnung der Schüssel, der Fischchen rc. hat sich ohne Zweifel noch aus alten Liedern erhalten.

§. 13. Die Königshayner Berge, unfern Görlitz.

Mächtige Granitfelsen, mauerähnlich geschichtet, erheben sich auf zahlreichen Anhöhen der Ober-Lausitz; man wähnt zerstörte Wohnsitze eines untergegangenen Riesengeschlechts zu erblicken, doch beim nähern Beschauen ergeben sie sich als Werke der schaffenden Natur. Es sind aber Fremdlinge in unserm heimathlichen Lande, denn sie gehören dem Boden nicht ursprünglich an, wo sie, oft zu Massen aufgethürmt, die Blicke des aufmerksamen Beobachters auf sich ziehen. Auf eine gewaltsame Erdrevolution deutend, veranlassen sie zu mancherlei Vermuthungen, wie sich ihre Lage so sonderbar gestalten mochte. Ebenso finden sich in andern Gegenden des mittlern, wie des nördlichen Deutschland und den Niederungen längs des baltischen Meeres, ähnliche Felsen, und zwar im Allgemeinen seltner in jenen geschichteten Lagen und in Massen bei einander, dagegen öfterer in wenigen bei- und auf einander, zumal aber häufig in einzelnen, hier und da zerstreut liegenden Blöcken. Mit völliger Bestimmtheit ist das Räthsel allerdings noch nicht gelöset, woher und auf welche Art sie aus der Ferne dahin gelangten; doch haben die kundigsten Geognosten und Geologen, ein Leonhardt an der Spitze, es mit hoher Wahrscheinlichkeit ermittelt, daß sie nicht von den ihnen benachbarten deutschen Gebirgshöhen abstammen, sondern einst den scandinavischen Ländern angehört haben müssen. Alle solche Felsblöcke, von der Weser bis zur Newa, wurden, nach deren Behauptung, durch eine mächtige Wasserfluth von Norwegen und Schweden, wie von Finnland aus, dahin angeschwemmt, und zwar wahrscheinlich mit Hülfe mächtiger Eismassen. Es würde dieß unglaubhaft erscheinen, wenn man nicht auch im Kleinen öfters bemerken könnte, wie schon bei den Wasserfluthen und Eisgängen in unsern Gegenden, oft unverhältnißmäßig große Steine weiter mit fortgeschwemmt werden, als man der Kraft des Wassers, ohne eigne Ueberzeugung davon, kaum zutrauen möchte. Gelingt es kleinen Flußwellen mit centnerschweren Steinen, so wird es auch den Meereswogen und

schwimmenden Eisbergen des Nordens mit solchen, Hunderte von Centnern schwer, möglich seyn.

Jene seltsame Gestaltung der Felsen zog wohl meist schon die Aufmerksamkeit der ersten Bewohner der Gegend auf sich, die sie zu ihren Zwecken möglichst zu benutzen suchten. An sich bereits hoch gelegen, boten diese Felsen auf ihrer obern Fläche eine desto weitere Aussicht in die Ferne dar, und manche eigneten sich schon von Natur zum sichern Versteck und festem Vertheidigungsorte. Daher wurden sie auch häufig zu hocherhabenen und zugleich gesicherten heidnischen Opferplätzen erwählt, wovon noch jetzt bemerkbare künstlich eingearbeitete Vertiefungen u. dergl. zeugen, oder auch dabei angelegte Begräbnißplätze und so andere Spuren ihrer frühern Benutzung. Daher ist ihre Untersuchung nicht nur für den Naturkundigen und den Freund schöner Gegenden, sondern auch für den Geschichts- und Alterthums-Forscher, oft von hoher Wichtigkeit, und letztere werden um so mehr Ergebnisse erwarten können, jemehr die Volkssagen vom dasigen Aufenthalte schatzbewahrender Geister oder gewaltiger Riesen zu erzählen wissen.

Die Berge bei dem Dorfe Königshayn (2 St. westlich von Görlitz, 1 St. nördlich von Reichenbach, Taf. I. N. 40. e) sind vor andern der Provinz dadurch ausgezeichnet, daß sie höchst zahlreiche Felsen jener Art besitzen. Diese bestehen, fast ohne Ausnahme, aus mehrern auf einander lagernden Schichten, in einer Stärke von wenig Zoll bis zu 5 und mehr Fuß, und zwar meist parallel, in einer horizontalen Richtung mit senkrechten Rändern. Dieser regelmäßigen Gestalt wegen gleichen sie daher riesenartigen Bauwerken, verfallnen Stadtmauern mit ihren Bastionen und Zinnen. Eine ergötzende Aussicht, besonders von dem höchsten dieser Felsen, läßt das Auge bis in das böhmische und das Riesen-Gebirge, westlich aber bis in die Meißner Gegend und nördlich bis in die Niederlausitz dringen, wobei die fruchtbaren Auen der Oberlausitz einen erfreulichen Anblick darbieten. Von den dasigen, gegen ½ St. nördlich von Königshayn entfernten und um dieses in einem Halbzirkel liegenden Bergen, — den Kämpfen- und den Schwalbenberg, dem Hoch- und dem Todtenstein — enthält der letztere allein 59 große und mittlere abgesonderte Felsen, zum Theil 60—80 Fuß hoch und einige hundert Fuß im Umfang. In alterthümlicher Hinsicht haben sich bis jetzt folgende 4 Felsschichten als beachtungswerth ergeben:

1) Der Todtenstein (Taf. I. N. 2.), aus zwei an einander stoßenden Felsen von ziemlich regulair-viereckiger Form bestehend, mit freistehenden senkrechten Wänden und gegen 20—30 Ellen Höhe. Durch eine, jene beiden Felsen trennende, an manchen Stellen kaum eine Elle breite Kluft, gelangt man, an der hintern Seite, mittelst mehrerer Stufen auf die Oberfläche, die sogenannte Plattform, wovon die des nörd-

lichen Felsens gegen 80 Schritt im Umfang hat und mit einer nur 1—2 Fuß starken Erdschicht bedeckt ist. In dieser fanden sich sonst Gefäße, so wie noch bis jetzt überall häufige Bruchstücke von solchen, aus heidnischer Zeit, die theils der flachen Form, theils des Mangels an menschlichen Knochen vom Leichenbrande wegen, weniger von Aschenurnen, als von Speise- und Opfer-Geschirr herzurühren scheinen; ebenso deuten gebrannte Thonstücke mehr auf einen Opferort. Räthselhaft erscheint eine in den Fels künstlich eingearbeitete ovale und menschenlange Vertiefung, die vielleicht zum Opfer-, oder auch Leichenbrand-Feuer diente. Doch die Urnen-Beisetzung könnte nicht auf der kleinen Felsen-Oberfläche erfolgt seyn, nur in der Nähe desselben, wo man auch, an der westlichen Seite, früher solche gefunden haben soll; es wäre denn, daß die Beisetzung nur einem Fürstenstamme oder sonst Ausgezeichneten des Volks gegolten habe. Jene zahlreichen Geräthetrümmer wären dann vielleicht Ueberreste vom Geschirre, welches bei dem, in den Heidenzeiten und meist in der Nähe des Leichenbrandes üblichen Todtenschmause gebraucht, nach dessen Beendigung aber vernichtet wurde; — wie sich solche Scherben ebenfalls häufig bei heidnischen Grabstätten anderer Gegenden in Masse vorfinden und offenbar nicht als Aschenkrüge anzunehmen sind. Dieser Schmaus hieß bei den alten Deutschen „Dadsissa" (als Todtenessen erläutert), und war bei den Neubekehrten, ungeachtet harten Verbots (durch das liptinische Concil, durch Bonifacius ꝛc.) noch lange üblich. Solche Leichenschmäuse waren auch bei den alten Slawen gewöhnlich und sind selbst noch in manchen christlichen Gegenden im Gebrauche. — Auf dem Neben-Felsen befindet sich eine sitzähnliche Vertiefung, der Teufelssitz genannt; vielleicht der Sitz eines Götzenbildes, wenn nicht des Opferpriesters. An der südlichen Seite führt eine schmale und niedrige Schlucht quer durch den Felsen und zwar nahe unter dessen Oberfläche, die Todtenkammer genannt. Der Grundriß dieser Oberfläche Taf. II. N. 17. a ist in der Anmerk. III. erläutert.

2) Der Hochstein oder Hohenstein, SW. von jenen (Taf. I. N. 3.), ein ebenfalls senkrecht emporstehender und noch höherer Felsen, als letzterer; er ist von sehr regelmäßiger Gestalt und besteht aus 2 Schichtungen, die durch niedere Felsstücke verbunden sind. Auf seiner Oberfläche befinden sich mehrere kessel- und rinnenartige Vertiefungen, die nicht sämmtlich als Spiel der Natur oder als Witterungs-Einwirkung gelten können, sondern von den kundigsten Alterthumsforschern meist als künstliche Eingrabungen zu heidnischen Opferzwecken angenommen werden, obwohl sie nicht eine so regelmäßige gegenseitige Lage zeigen, als die auf ähnlichen Opferfelsen anderer Gegenden. Dieserhalb ist auch hier nur die südliche Seite auf Taf. II. N. 17. b dargestellt.

3) Der Fürstenstein — mit einer Denksäule zu Ehren eines frühern, sehr verdient gewordenen Ortsbesitzers, von Schachmann, —

zeigt ebenfalls eine Opferkessel-artige Vertiefung auf der Oberfläche, und zwar nahe an der Säule.

4) Der **Teufelsstein**, NW. vom Hochstein, einer der größten und höchsten Felsen der Gegend, im wilden Gebüsch, schwer zugänglich und daher wenig gekannt. Die oberste Platte zeigt (Taf. II. N. 17. c.) mehrere von Menschenhand eingearbeitete Vertiefungen; einen Kessel und mehrere Rinnen, die bei Opferorten gewöhnlich als Blutrinnen angenommen werden, am Felsabhange aber einen Sitz des Teufels. Da hat nun dieser, der Sage nach, gesessen und genäht, um seine Kleider auszubessern, weshalb man auch noch Stellen zeigt, wo er Scheere, Elle und ähnliche Bedürfnisse liegen gehabt. Vergl. Anm. III.

Ein, nahe am Todtenstein gefundenes Bildchen von Bronze (der schon früher erwähnten Kupfermischung der Alten), stellt eine menschliche Gestalt dar, und wurde früher deshalb für ein Götzenbildchen gehalten; doch sind in neuester Zeit gegen das Alterthum aller solcher Bronzefiguren viel Zweifel erregt worden. Anm. IV. Eine Nadel und einige andere unbedeutende Bruchstücke, von gleichem Erze und aus derselben Gegend des Felsens, deuten auf die heidnische Zeit; einige verrostete eiserne Geräthe dagegen auf spätere Benutzung des Orts, noch im frühern Mittelalter. Von Sagen hat sich nur wenig erhalten; von den dasigen „Holzweibeln" wird erzählt, daß besonders am Heideberge, an der Thiemendorfer Gränze, sich solche aufgehalten haben, oft auch zu den Hirten gekommen sind, um ihnen hüten und spinnen zu helfen. Fluchen und Schelten haben sie nicht gern gehört, auch nur auf dem Stocke eines Stammes ausruhen können, bei dessen Fällen der Holzmacher gesagt habe: „Das Walte der liebe Gott!" Der Gestalt nach sollen sie kleinen Kindern geglichen haben, mit schönen gelben Haaren geschmückt. Zur Herbstzeit ist einst ein solches Holzweibchen zu einem Bauer gekommen und den Winter über in seinem Hause verblieben; zur Frühjahrszeit ist aber ein anderes bis an das Fenster gekommen und hat jenem zugerufen: „**Deutoseu!**" so wie es dieß hörte, ist es mit der Rufenden fortgegangen und hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen. Bereits oben wurde erwähnt, daß unter den Zwergen und Holzweibeln öfters die, in Wäldern versteckt gewesenen Ueberreste früherer verdrängter, oder auch freiwillig ausgewanderter Nationen verstanden werden. Man könnte unter jenen sich vielleicht Germanen denken, welche in diesen Gegenden noch unter der Slawen-Herrschaft sich erhielten; daß sie sich aber, nach der Unterjochung der Slawen und dem Vordringen der sächsischen Krieger in diese Gegend, mit dem Freudenrufe: Daß es **Thiutische**, Deutsche oder Teuten seyen, sich aufsuchten und sammelten, um sich jenen anzuschließen — möge hier, wenigstens als eine sehr gewagte, oder, wenn man will, selbst nur als eine scherzhafte Deutung geäußert seyn.

Daß die Gegend als ein religiöser Ort heidnischer Zeit gelten muß, unterliegt keinem Zweifel; jene Opferkessel-artigen Vertiefungen, heidnischen Alterthümer und Sagen, jener Festzug zur Frühlingsfeier, wobei nach dem §. 12. die Königshayner Einwohner ihre Strohfackeln anzündeten und so die ganze Oertlichkeit spricht für einen solchen und zwar, wegen seiner Entlegenheit von der bewohnten Gegend, sehr dazu geeigneten und religiös-wichtigen Platz; vielleicht zugleich als fester Sitz eines politischen Oberhauptes, was in heidnischer Zeit öfters miteinander verbunden war. Der Name des Orts weiset deutlich auf einen dem König zugefallenen, und wie Anmerk. II. erwähnt, dann zum Jagdrevier benutzten heiligen Hayn, wie dieß bei zahlreichen Opferorten Deutschlands derselbe Fall ist. (Vergl. S. 19.) Wahrscheinlich war jeder der genannten Felsen, — und vielleicht noch andere, unentdeckte — zu einem eigenthümlichen Zwecke bestimmt. Der Todtenstein war, wegen des leicht zu verschließenden und zu verbergenden Ein- und Auf-Ganges und der nahe unter der südlichen Oberfläche durchgehenden Schlucht, zu einem gesicherten Priestersitze, wo sich Schätze gut verbergen ließen, besonders geeignet; aber auch zur Gottesverehrung der Eingeweiheteren, während der verborgene Eingang dem übrigen Volke ein Geheimniß blieb. Dem daselbst aufgestellten Götzen wurden vielleicht Speisen in jenen irdenen Geräthen dargebracht, deren Bruchstücke sich noch so häufig vorfinden; doch mehr deuten diese auf die erwähnten Todtenessen, die, vielleicht auch alljährlich fortgesetzt, zur Erinnerung an Ausgezeichnete des Volks dienten, welche Feierlichkeit dann wohl später mit der Frühlings-Einholung verbunden werden konnte. Der Hochstein, muthmaßlich zugleich zum Signal-Feuerorte in kriegerischer Zeit benutzt, eignete sich mehr zur Aufstellung eines weit umher gesehenen, und für das ganze Volk bestimmten Götzenbildes. Der Fürsten- und der Teufels-Stein scheinen wegen ihrer kesselartigen Vertiefungen mehr zum Opfern von Thieren, wenn nicht selbst von Menschen, gebraucht worden zu seyn. Uebrigens sind diese Felsen nicht mehr in dem damaligen Zustande; an manchen Stellen zeigen augenscheinlich herabgeworfene, oder sonst von Menschenhand aus der natürlichen Lage gebrachte Blöcke, auf gewaltsame Zerstörung der Opferorte, die wohl nur bei der Bekehrung durch eifrige christliche Priester statt fand. Daß von Mehrern der Sitz der von Tacitus erwähnten Gottheit Alcis, jedoch ohne sichere Gründe, auf dem Todtenstein vermuthet wurde, sey hier nur historisch erwähnt. Anmerk. V.

Von welchen Nationen diese Felsen zuerst, oder nach, oder auch vielleicht neben einander benutzt wurden, ist noch unentschieden. Wenn auch Felsenaltäre mehr den Germanen, als den Slawen, eigenthümlich, und die gefundenen Geräthe mit gleichem, wenn nicht mit mehr Recht den erstern zuzuschreiben seyn möchten, so wird man daraus und aus ähn-

lichen Andeutungen allerdings noch nicht auf jene, als erste Benutzer des Orts, unbedingt schließen dürfen; aber ebenso wenig hat sich der slawischer Name eines Gottes oder Felsens oder eine andere bestimmte Andeutung auf slaw. Benutzung erhalten. Dieß muß um so mehr befremden, als sich in dieser Gegend von den spätern Wenden ebenso gut, als um Budissin, Namenspuren religiöser Art forterhalten konnten, wenn es einem bedeutenden Opferorte derselben galt. Nur deshalb aber, weil die Slawen die letzten Bewohner der Gegend vor deren Germanisirung waren, oder aus der noch keines Falls als unfehlbar zuerkennenden Lieblingsidee Mancher, daß nie Germanen, nur Slawen, ebendieselbe Gegend bewohnten, den Ort unbedingt für einen slawischen auszugeben, möchte nicht zulässig seyn. Vielmehr erscheint es für jeden Unbefangenen am rathsamsten, sein Endurtheil sich noch vorzubehalten, um, erst nach weitern Ergebnissen, sich für die eine oder andere Ansicht zu erklären. Vielleicht gilt es dann einer dritten, vermittelnden, daß nehmlich, während der slawischen Periode, wenn nicht von zurückgebliebenen Resten eines Germanen-Stammes, so doch von slawischer Bevölkerung, der frühere dasige Gottesdienst ebenfalls fortgesetzt wurde. So viel liegt wenigstens klar am Tage, daß sich, auch nach der Germanisirung der Gegend, der Ruf der Heiligkeit des Ortes und jene Sitten und Sagen, bis auf spätere Zeit fortgepflanzt haben, und dabei jene Feier des anbrechenden Frühlings. Fanden aber auch Todtenschmäuse darauf statt und wurde, nach der Christen ernstern Religion, auch jene Festfeier das Todtenaustragen genannt, so galt letztere dennoch, und als Hauptsache, dem neubeginnenden Naturleben, dem beglückenden Frühlinge. Dieß führt selbst zu der Vermuthung, daß der Gottheit desselben auf den geschilderten Felsen ein Standbild oder doch ein Priestersitz gewidmet war. Und deshalb sollte er, weit erfreulicher und mit mehr Recht, der F r ü h l i n g s s t e i n heißen. Den Bewohnern der Umgegend aber, welche diese, an reizenden Aussichten so reichhaltigen Felsen in den schönen Tagen des Lenzes und Sommers zahlreich besuchen und dabei wohl auch den alterthümlichen Ueberresten einige aufmerksame Blicke zuwenden, wird dann gewiß noch manche neue Auffindung von solchen gelingen; denn manch' Wichtiges möchte, einst vielleicht sorgfältig in die Erde vergraben oder durch Gestrüpp und Steingerölle verdeckt, um feindlicher Zerstörung zu entgehen, noch der Gegenwart verborgen seyn. Daher ist auch reiche Hoffnung vorhanden, künftig noch näher in der Urahnen religiöse Sitten und Gebräuche einzudringen, denen gemäß einst ein so reges Leben auf und um jene merkwürdigen Felsenschichten waltete.

A n m e r k. I. In den für jeden Gebildeten zur Lectüre geeigneten „Populairen Vorlesungen über die Geologie von Leonhardt," 1839. III. 476, meint der Verfasser, daß das Studium dieser erratischen Blöcke, welche gleich Fremdlingen und Findlingen in Deutschland verbreitet und oft mit alterthümlichen

Eingrabungen versehen sind, selbst in so fern nach und nach ein Zweig der Alterthumskunde werden würde, jemehr diese Blöcke gesprengt und benutzt, und mithin später nur noch aus Büchern gekannt seyn werden.

Anm. II. Das Dorf Königshayn war früher eine königl. Domaine, und wohl meist als gehegtes Jagdrevier benutzt; noch zeigt man Mauerüberreste eines ehemal. fürstl. Jagdschlosses. Es ging im 15. Jahrh. in Privathände über. Die Lage der Güter deutet nicht auf slawische, sondern auf deutsche Anlegung, so wie auch kein slaw. Name vom Orte bekannt ist. Daß bei der Benutzung der Gegend, als Opferort zur heidnischen Zeit, dieselbe dennoch, wenigstens etwas angebaut war, scheint wahrscheinlicher, als das Gegentheil; könnte man das Forterhalten früherer german. Bewohner annehmen, so würde sich der völlige Mangel an wend. Namen erklären lassen.

Außer den oben erwähnten 4 Bergen gehören noch mehrere dazu. Von den, den Namen nach beziehungsvollen Schornsteinen (von czorny, schwarz, vielleicht dem Tschernybog geheiligt?), dem Gickelsberge, dem Kreuzsteine (früher mit einem katholischen Kreuze) rc., ist dem Verfasser Näheres nicht bekannt. Zwischen dem Limasberge mit muthmaßl. alten Befestigungs-Ueberresten und dem Kämpfenberge sollen heiße Kämpfe vorgefallen seyn, daher der Name des letzten; — der Sage nach. Auf dem Wachberge hielten die Bauern im 30jähr. u. and. Kriegen Wache, um bei Annäherung des Kriegsvolks einen Pechkranz anzuzünden, worauf man Vieh u. and. Eigenthum in den Felsen in Sicherheit brachte, welche viele, nicht leicht zu findende Verstecke darbieten. — Der Guguckstein ist wegen seiner merkwürdigen Gestalt, wie and. im Schachmannschen Werke abgebildet; der Fürstenstein trägt ein Denkmal an diesen vormal. vielverdienten Besitzer des Gutes, beliebt auch wegen Güte gegen seine Unterthanen, die, von Dankbarkeit erfüllt, als er 1792 begraben wurde, das Wasser mit ihren Hüten aus den von heftigen Regengüssen überschwemmten Grabe herausschöpften. — Eine Beschreib. m. Kupfer von den Königshayner Bergen gab v. Schachmann 1780 heraus; ebenso finden sich Abbild. davon in Leske's Reise durch d. Oberlausitz 1785; Böttiger in Weiland's Reiseabenth. III. 1803; Worbs in d. Schles. Provinzial-Bl. 1811, der Fürstenstein abgeb. in Schmidt's Beschr. des Orts, 1793. Die Holzweibel-Sage ist a. d. Acten der Alterth.-Sect. d. Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz entlehnt.

Anm. III. Der Todtenstein (Taf. I. N. 2, und mehr seitwärts betrachtet N. 12.) führt diesen Namen seit Menschengedenken. Die Erdschicht scheint erst durch Menschen darauf gebracht, da sich solche wenig oder nicht auf anderm Felsen befinden; sie ist völlig mit Gefäßscherben vermischt. Schachmann gelang es noch einige ganze Gefäße auf dem Felsen zu entdecken; Urnen von daher, (vielleicht aus der Nähe des letztern, wo solche zu finden seyn sollen,) besitzt die Rathsbibliothek zu Görlitz. Die auf der Plattform sich noch häufig findenden Bruchstücke, sind meistens einfach verziert, auch zuweilen, wie ähnliche heidn. Gefäße oft zeigen, mit Wasserblei geschwärzt. Dabei fanden sich Stücke von gebranntem Lehm, wie man ähnliche auf Opferheerden im Thüringischen entdeckt, und als verzierte Bedeckung des Bodens und sonst. Vorrichtung bei'm Opfern vermuthet hat. (Kruse Alterth. II. 1.) Schachmann erwähnt (in s. Beschr. dieses Gebirges, wo mehrere dieser Gefäße abgebildet sind,) auch einiger unbedeutenden Bronzesachen, der in Heidengräbern gewöhnlichen Art, z. B. einer bronz. Haarnadel mit breitem Knopf; ehr verrosteter kleiner Eisenbruchstücke, wovon einige langen Haken gleichen. Die in dem Felsen eingehauene Vertiefung, in Form eines Baumblattes mit stumpfem Stiel — erst kürzlich entdeckt und beschrieben (von M. Zestermann, Laus. Mag. 1836. S. 157), befindet sich ungefähr in der Mitte des Platzes, 6 Fuß lang, 3 F. breit, am breiten Ende 11, an der Spitze 5 Zoll tief, und nach innen zu noch mehr ausgehöhlt. Sie war mit Erde, Steinen und Urnenscherben, woraus auch die übrige Erdschicht des Felsens besteht, vollgefüllt und zur Zeit der religiösen Benutzung desselben unbezweifelt zu besonderm Zwecke bestimmt.

Der Grundriß Taf. II. N. 17. a. zeigt bei a d. Eingang, b den Heraufgang zum Felsen; c jene blattförmige Eingrabung, d den Teufelssitz, an einem Felsen. (Die auf diesem befindlichen 3 Reihen Löcher (3 mal 4) sind hier weggeblieben, als unbezweifelt aus neuerer Zeit, von Steinmetzen zur Steinsprengung.) Die übrigen rundlichen Linien gelten ebenfalls Felsen. Bei e ist die Oeffnung einer kleinen Schlucht, die (3—4 Fuß hoch) unter der Felsenspalte bei f vorbeigeht, und bei g endigt, die sogen. Todtenkammer; bei a sollen Urnen gefunden worden seyn.

Vom Hochsteine (Taf. I. N. 3.) ist nur der südliche Theil der Oberfläche Taf. II. N. 17. b. (10 Fuß lang, 12 breit) mit den mehrsten Eingrabungen mitgetheilt, da sich auf der östl. Seite deren nur einige und ebenso wenig ausgezeichnete befinden. a wird als der Teufelssitz angegeben (nach Andern die Hohlung am Rande); b ebenfalls muthmaßl. frühere Eingrabungen; c aus neuerer Zeit zur Befestigung eines Gerüstes. Die Tiefe der Löcher ist gegen 6—12 Zoll.

Der Teufelsstein, — oft als der Arnsdorfer bezeichnet, — ist wegen der muthmaßlichen Opferkessel rc. sehr interessant, doch schwierig, selbst gefährlich zu besteigen, welches sich auf den andern genannten Felsen weit bequemer ausführen läßt. Die Mittheilung davon verdankt der Verf. dem Polizei-Rathsh. Köhler in Görlitz. Die oben erwähnte Teufelssage ist in Gräße's Sagen auf den Hochstein verlegt worden, wogegen auf dem Arnsdorfer Teufelsstein der Teufel nur auf seiner Wanderung zuweilen ausgeruht haben soll. Die obige Annahme erscheint als die richtigere. Taf. II. 17. c. zeigt a d. Teufelssitz, b Kessel, c Rinnen.

Anm. IV. Dieses Bild ist in Schachmann's Schr. (Anm. II.) und noch genauer in Klemm's Alterth. XXI. 3. abgebildet; das neue Costüm erregt allerdings Zweifel gegen dessen Abstammung aus heidnischer Zeit; es scheint dem Mittelalter anzugehören; die gerade Stellung, die aufgehobene Hand zum Halten einer (fehlenden) Lanze, die moderne Rüstung, so wie ein auf dem Rücken zu bemerkendes S. I. deuten auf einen heiligen Georg (St. Jörge), wie ein solcher auch diesem sehr ähnlich an einem Hause in Görlitz befindlich. Doch räthselhaft ist dessen Gelangen an jenen Fundort. Ebenso wurde in dem nahen Ullersdorf ein ähnliches Bild, jedoch von weit ungestalteter Figur, gefunden, das allerdings mehr alterthümlicher Art seyn möchte, bei Schachmann N. 2. u. Klemm XIX. 5. Manche and. solche Bilder sind ohne Zweifel Even aus dem frühern Mittelalter. In Dorow's Museum 1827. (u. Kunstblatt 1825. N. 96. u. 1827. N. 37.) werden alle solche alte Bronzebilder als Producte des 15. od. 16. Jahrh., als mittelalterl. Leuchterschäffte, Abbild. von spanischen Soldaten rc. erklärt. Alle solche im Allgemeinen unbedingt absprechende Urtheile sind aber nicht anzuerkennen; denn, wenn auch zahlreiche Bilder dieser Art unächt oder aus neuerer Zeit sind, so erscheinen dagegen andere als unbezweifelt antik, theils wegen des, nicht durch Kunst zu erzeugenden, edlen Rostes, theils wegen Gewißheit der Auffindung in Urnen (z. B. Lisch im Franciscеum S. 149).

Anm. V. Tacitus (Cap. 43.) schreibt den vandalischen Naharwalen eine, in der Gestalt zweier Brüder verehrte Gottheit, Namens Alcis zu. Anton vermuthet ihren Sitz auf den Königshayner Bergen; er erklärt sie für eine slaw. Gottheit, und den Namen durch holzi, wend. Jünglinge; — mit der litthauischen Sage übereinstimmend, daß zwei Jünglinge unter den Schamaiten, Namens Holzy, ihr Vaterland heldenmüthig befreiten. Doch es mangelt an Gründen, diese Gottheit, von der fast jeder Erklärer eine andere Auslegung giebt, in der Görlitz. Gegend anzunehmen. Ebenso sey der sehr fabelhaften Angaben früherer Annalisten nur kurz erwähnt, wornach der Heidenbekehrer Cyrill oder sein Bruder Methodod, eine Kirche in einem Hayne bei Tachau unfern Görlitz erbaut habe, wo früher der Isis Bild verehrt worden sey. Vergl. Ob.-Lausitz. Alterth. S. 77. und bei den Nachtr. 184, (od. Lausitz. Mag. B. VII. 1827.)

§. 14. Donnerkeile und Steinwaffen.

> Waffen von Stein, sie gnügten einst, bis sich die ehernen fanden;
> Eiserne später, und jetzt — papierne Waffen und Zeiten.

Wer hätte nicht schon von Donnerkeilen gehört, die sich stets da finden sollen, wo der Blitz einschlug; ja es werden zuweilen auch solche vorgezeigt. In der Sache liegt Wahres und Falsches. Gegründet ist es allerdings, daß der Blitz, beim Einschlagen in sandige Hügel und Ebenen, oft eine röhrenartige Schmelzung zurückläßt, — die Blitzröhre, (Fulgurit), welche nur erst seit einigen Jahrzehnten von den Mineralogen näher beachtet, und in deren Sammlungen und Lehrbücher aufgenommen worden ist. Solche werden meist baumförmig in obern Sandschichten ge-

funden, und zeigen deutlich, wie der Blitz sich immer weiter spaltete und den Sand zu schwachen röhrenartigen Produkten schmolz, von der Hauptröhre ast- und zweigartig ausgehend; dieß könnte man wohl Donnerkeile nennen. Doch aber das, was man, zumal in frühern Zeiten, für solche ausgab, gehört nicht diesen Sandschmelzungen an, sondern es sind entweder versteinerte Seethiere einer ausgestorbenen Gattung, und zwar der Belemniten (vergl. Anmerk. I. am Schlusse); oder keil-, oder hammer-förmig bearbeitete Steine, mit und ohne Loch zu einem Stiele, aus einer fernen Vorzeit herrührend und daher nur hier und da in der Erde gefunden, zuweilen auch, zu abergläubischem Gebrauche, von den Landleuten sorgfältig bewahrt; diese Stein-Geräthe sind es, welchen folgende Mittheilung hauptsächlich gelten soll.

Bei der Erforschung und Erläuterung räthselhafter alterthümlicher Geräthe pflegte man sonst stets das Ungewöhnlichere, das Abentheuerlichste zu vermuthen, statt das natürliche Verhältniß vor Allem zu beachten und das Gewöhnlichste, Nothwendigste, in Hinsicht ihres Gebrauchs anzunehmen. Es mußte früher alles alterthümliche Geräth Fürsten- und Priester-Schmuck, Opfergeschirr ꝛc. seyn; daher wurden auch jene Stein-Alterthümer sämmtlich für religiöse Werkzeuge, für Abhäutemesser beim Schlachten der Opferthiere und dergl. gehalten, statt daß man zuerst darauf vermuthen sollte, was die weniggebildeten Völker des Alterthums, von denen sie herrühren, vor allem Andern dringend bedurften, nehmlich häusliche Geräthe und Waffen, wenn auch ebenfalls Manches später zu gottesdienstlichem Gebrauche angewendet wurde. Alle rohen Völker denken vor der Ausbildung der religiösen Ideen und vor der Fertigung von dazu benöthigtem Geräthe, sowie von Schmuck und Verzierungen, an die persönliche Erhaltung, an Nahrungs- und Wohnungs-Bereitung und an Vertheidigung gegen wilde Thiere und feindlich gesinnte Menschen. Erst bei einiger Cultur bildet sich der Sinn für gesellschaftliche Verhältnisse mit patriarchalischer Gewalt und gemeinschaftlichen Vertheidigungsmaßregeln aus, so dann auch das religiöse Gefühl, und man war zugleich darauf bedacht, diesem auf sinnliche Art Genüge zu leisten. Das Werfen mit Steinen, wie die Natur sie eben darbot, und der Gebrauch hölzerner Keulen, gilt als das erste natürlichste Vertheidigungsmittel; die Cultur war schon vorgeschritten, als man die Steine zweckdienlich zu bearbeiten und an Hölzer zu befestigen suchte bis die Metallwerkzeuge nach und nach die steinernen Waffen und Geräthe verdrängten. Zu beiden letztern bot der nahe Wald den Schaft, und nicht erst ein angelegter Steinbruch, sondern eben auch die Natur schon an sich, unzählige Geschiebe dar, in welchen, am Meeresstrande und an den Ufern der Flüsse, oder auch in steinreichen Sandflächen, nach und nach ans Land gesetzt, geeignete Steine für jene Waffen sich

leicht vorfanden; übrigens hatte man damals Zeit genug solche aufzusuchen. Bei einiger Aufmerksamkeit wird man unter solchen Geschiebsteinen, welche seit ungezählten Jahrtausenden von ihrem Muttergestein losgerissen und oft weit fortgeführt, durch Rollen und Fortschwemmen aber zugleich abgerundet wurden, fast alle Steinarten und Formen vorfinden, welche sich zu solchen Steinwerkzeugen gestalten ließen, die jetzt nicht nur in Sammlungen aufgestellt, sondern auch zum Theil noch bei uncultivirten Nationen fremder Welttheile im Gebrauch sind. Die Steinart ist gewöhnlich Grünstein, Grünsteinschiefer, Grauwacke, Basalt, Klingstein, Kieselschiefer rc. seltner Serpentinstein (für den auch der erstere oft gehalten wird), Nephrit, Gneis und Syenit; zuweilen Quarz, und fester Sandstein, Jaspis rc.; in manchen Gegenden auch Feuerstein. Jene Steinwaffen und Werkzeuge theilen sich in:

1) ungebohrte Streitkeile; keil- und meißelförmig zugespitzte, öfters auch abgeschliffene Keile, mit und ohne eine stärkere Handgriffseite; manche flach und dünn, andere zuweilen mit einem Absatz in der Mitte, um desto besser in Holz gefaßt zu werden u. s. w. Sie haben gegen 2 bis 12 Zoll Länge und $\frac{1}{8}$ bis 10 Pfund Schwere, wie deren mehrere Taf. II. N. 47 — 56. dargestellt und Anmerk. I. näher beschrieben sind. Es ist augenscheinlich, daß sie in vielen Fällen nicht für sich allein, nehmlich ohne eine Handhabe von Holz, zu benutzen waren; doch wie diese befestigt wurde, da ihnen Schaftlöcher fehlen, möchte manchem Leser räthselhaft sein. Dieserhalb theilt der Verfasser auf Taf. II. N. 75. verschiedene Arten ihrer gewissen oder doch muthmaßlichen Befestigung mit; meist auf einem Holzschaft, mit einer breiten, und durch einen benutzten Ast erlangten Fläche, mit Schnur befestigt, zuweilen auch mit einer harzigen Masse angekittet. Zugleich ist bei dieser Abbildung auf gleichartige Waffen mancher wilden, oder doch wenig vorgeschrittenen Nationen entfernter Welttheile Rücksicht genommen; worüber die Anmerk. II. Näheres angiebt. Es war bereits eine höhere Culturstufe erklimmt, als solche Steinkeile mit Schaftlöchern versehen wurden, denn es bedurfte dazu der, (zuerst wohl nur von römischen Arbeitern erlangten) metallenen Bohrer, um die zweite Gattung,

2) die Steinäxte und Steinhämmer fertigen zu können. Bei erstern befindet sich das Schaftloch nahe an der sogenannten Bahn, (dem Rückenende, im Gegensatz der zugespitzten oder zugeschärften Seite); bei den Aext-Hämmern ist das Schaftloch beinahe, bei den Hämmern völlig in der Mitte. Sie sind auf mancherlei Art, regel- und unregelmäßig geformt, wie man eben die Geschiebe dazu fand und leicht benutzen konnte, und zwar theils nur roh, theils abgeschliffen und polirt, zuweilen auch verziert bearbeitet; übrigens von einigen bis gegen 12 Zoll

Länge, mit meist verhältnißmäßiger Breite und Höhe und ⅛ bis auf 8 Pfund und mehr Schwere. Die hammerartigen Instrumente, in Mittel-Deutschland gewöhnlich Donnerkeile, in nördlichen Ländern Thors-Hämmer genannt, theilen sich in drei Arten: zum Zermalmen, mit breiter Fläche; zum Durchbohren, mit einer Spitze; zum Zerspalten, mit einer Schneide. Vergl. Taf. II. N. 57. — 73. und Anmerk. III. Ueber die Art der Durchbohrung dieser Löcher, zu deren Fertigung schon ein bedeutender Grad von Geschicklichkeit und, wegen öfters sehr geschmackvoller Verzierung des Steins, auch zugleich ein ästhetischer Sinn erforderlich war, sind Anmerkung IV. die wahrscheinlichsten Ansichten enthalten.

Jene undurchbohrte Keile findet sich in zahlreichen Ländern Europas, besonders des mittlern und nördlichen, und zumal häufig im nördlichen Deutschlande, selbst bis zur Weichsel hin, so wie in den scandinavischen Reichen, nehmlich Dänemark, Norwegen und Schweden; ebenso in Frankreich, Holland und England, — mithin vorzugsweise in den germanisch-keltischen Gegenden; von den reinslawischen ist es weniger bekannt. Sie finden sich aber auch in manchen Landstrichen Amerikas und Asiens, selbst auf Südsee-Inseln. Von den daher erlangten indianischen Werkzeugen dieser Art könnten oft manche Feuersteinspitzen, Streitkeile und dergl. als untergeschoben angesehen werden, so gleichartig und täuschend ähnlich sind sie den, aus deutschen Gegenden. Dieß ist aber sehr erklärlich, da sie als die einfachste, natürlichste Waffe gelten, zu der selbst die ungebildetern Nationen ihre Zuflucht nahmen; die sich ergebende Verschiedenheit liegt mehr in der Steinart, als in der Form, daher z. B. die unsrigen meist von Grünstein, die südindischen öfters von Nephrit; die Pfeilspitzen im nördlichen Deutschlande von Feuerstein, bei den alten Mexicanern dagegen von Obsidian (und Itzli genannt). Die durchbohrten Steinwaffen der in der Abbildung mitgetheilten Hammer- und Axt-Form finden sich in einem mehrbeschränkten Kreise, als jene Keile; häufig im ganzen nördlichen und Mittel-Deutschlande, wie in jenen nordischen Reichen, seltner in Frankreich und England; noch weniger in andern ost- und süd-europ. Ländern, und in manchen derselben vielleicht nur durch Germanen-Züge verbreitet; so z. B. die, völlig germanischer Art, in den Zaporoger Kosacken-Sitzen in der Krimm gefundenen, durch Normannen dahin gelangt, (vergl. S. 76.). Sie scheinen bei andern Nationen z. B. den Slawen weder so häufig, noch so einheimisch und volksthümlich gewesen zu seyn, als bei den Germanen, wahrscheinlich weil die Hammerform zugleich mit der germanisch-nordischen Thors-Verehrung in naher Beziehung stand, wovon weiterhin; aber auch weil die Slawen zu einer spätern Zeit nach Mitteleuropa eindrangen, als wohl schon die Hauptperiode der steinernen Waffen vorüber war. Wegen dieser Verhältnisse und weit häufigern Auffindung derselben in germani-

schen Gegenden, möchten die Streithämmer und Steinäxte mit Schaftlöchern, — unbeschadet, daß es anderwärts, selbst in Japan und auf den Südsee-Inseln ebenfalls einzelne durchlöcherte Steinkeile giebt — dennoch hauptsächlich als sehr eigenthümliche Waffen und Werkzeuge der germanisch-scandinavischen Nationen anzusehen seyn. Man wird vorzugsweise auf einstige germanische Bewohnung (wenn nicht auch zugleich auf den Thors- oder Thunar-Dienst) schließen können, wo sie auch in den, später von Slawen eingenommenen, deutschen Ländern sich häufig finden z. B. in Thüringen, Sachsen, Böhmen, der Mark rc. In der obern Elbgegend bei Meißen, Hayn rc. ist es insbesondere, wie sich Anmerk I. und III. ergeben wird, dem Verfasser gelungen, zahlreiche solcher Steinwaffen zu erlangen, oder doch Kenntniß davon zu erhalten, welches wohl von vielem dasigen Verkehr und Leben in jener germanischen Vorzeit zeugen möchte. Sind im Allgemeinen die Streitkeilen (ohne Schaftloch) auch unbezweifelt als die frühere, die Streithämmer, als spätere Waffenart anzusehen, so wurden jene dennoch nicht sogleich und völlig von den letztern verdrängt; sie finden sich vielmehr oft auch bei einander, und beide Arten selbst noch bei bronzenen Waffen. Die Zweckmäßigkeit und Beliebtheit jener Hammer- und Keil-Form in damaliger Zeit geht übrigens daraus hervor, daß man selbst bronzene und eiserne Waffen rc. nach derselben Form zu fertigen pflegte, wie man deren, namentlich im Mecklenburgischen, gefunden hat; selbst die Kelt-Form (vergl. S. 81) scheint den Steinmeißeln entnommen zu seyn.

3) Messer- und Pfeilspitzen-artige Feuersteinwaffen, welche der eigenthümlichen, zu besondern Formen geeigneten Spaltung dieser Steinart wegen, eine eigene Abtheilung bilden. Hierzu gehören die Schwerter, Dolche, Messer (länglicher Art, wie halbmondförmig rc.), Sägen, (Schmal-, Hohl- und andern) Meißeln, Lanzen-, Pfeil- und Harpun-Spitzen u. dergl. m. von Feuerstein, welcher aber auch bei Keilen, seltner bei Hämmern vorkommt; vergl. Taf. II. N. 30.—42. und darüber Anmerkung V. — Unbegreiflich würde deren häufige Fertigung, bei der Härte und Sprödigkeit und daher schwierigen Spaltung und Schleifung dieser Gesteinart, erscheinen, wenn es nicht bekannt wäre, daß die eigenthümliche Beschaffenheit des in Blöcken vorhandenen Feuersteins mancher Gegend sehr geeignet ist, um die Stücke ohne viel Mühe und nur mit practischer Kunstfertigkeit stets so abzuschlagen, daß ihnen dann leicht noch die beliebige Form gegeben werden kann. Es leuchtet dieß schon bei der Betrachtung der gewöhnlichen Flintensteine ein, welche, ihrer großen Billigkeit wegen, mit wenigen Schlägen sich dazu gestalten müssen, gleich als wären sie mühsam geschliffen worden. Nur in wenigen Gegenden giebt es dazu geeignete Feuersteinblöcke, daher muß auch die Heimath jener Geräthschaften weit beschränkter seyn, als die der vorigen

Abtheilungen; daher finden sie sich auch nur häufig in Dänemark, Schweden, den deutschen Küstenländern der Ostsee, besonders im Schleswig-Holsteinschen, in Mecklenburg, Pommern, auf Rügen rc., in welchen an manchen Orten noch Spuren ehemaliger Fabrikplätze derselben entdeckt worden sind. Ferner: in Frankreich; seltener im Mittel- und zumal im südlichen Deutschlande, und mehr einzeln allerdings auch in andern Ländern; in einfachen Formen selbst auf den Südsee-Inseln.

Die den Angeln und Sachsen eigenthümlichen kurzen Schwerter, (Sachs, Sax, was niederdeutsch noch jetzt Messer bedeutet), waren vielleicht früher solche lange Steinmesser (z. B. Taf. II. N. 30.) und bei ihrem vorzugsweisen Schiffahrtsgewerbe auch dazu mehr geeignet, als längere Waffen. Der Ruf ihres Anführers „nehmt eure Sachses“ entschied die Germanisirung Englands, und noch ist die Versicherungsform üblich: „bei meiner Six“ statt bei meinem Schwert. Daß ähnliche Keile und Pfeilspitzen auch bei Indianern gewöhnlich sind, ist schon erwähnt. Das ägyptische Kabinet zu Berlin enthält selbst ägyptische und äthiopische Keile, sowie halbrunde und einfache längliche Messer von Feuerstein, in Mumien-Begräbnissen gefunden. Noch sind

4) die kugelförmigen und übrigen seltner vorkommenden Stein-Waffen und Werkzeuge anzuführen; dazu gehören z. B. die Schleudersteine Taf. II. N. 44. a. vergl. Anmerkung VI., wo auch verwandter Formen, der Weberschiffchen (N. 44. b.), Gewichtsteine (N. 43.) rc. gedacht ist. — Die besondern Fundorte dieser Steinwaffen in Steinbetten und Hügelgräbern, wie in Moorbrüchen, Stein- und Lehm-Gruben, auf Feldern und Wiesen rc. sind in der Anmerkung VII. näher angegeben.

Ist auch der Gebrauch dieser Steingeräthe zum Theil schon erwähnt, so scheint es dennoch erforderlich, ihn noch besonders ins Auge zu fassen. Der einfache Naturmensch vermag mit einem Instrumente vielerlei zu fertigen, wozu dem cultivirtern gewöhnlich eine Menge verschiedenartiger zu Gebote stehen. Und während noch jetzt dem gemeinen Russen sein Brodmesser oft das einzige Werkzeug ist, um nicht nur häusliche Geschäfte zu versehen, sondern selbst künstliche Sachen zu verfertigen, so mußten bei den frühern Nationen, neben hölzernen Werkzeugen, die zugespitzten und sonst bearbeiteten Steinkeile wohl die gleiche Stelle versehen; die wenigen einfachen Werkzeuge wurden zu alle dem benutzt, wozu sie nur irgend gebraucht werden konnten, ohne sich an ihre nähere Bestimmung zu kehren. Daher erscheint es unrathsam, die hier besprochenen Steine bald einzig und allein als Waffe, bald nur als Opferwerkzeuge und dergl. zu erklären, wie es in frühern Schriften nicht selten erfolgt ist; ihr Gebrauch muß daher sehr verschiedenartig angenommen werden. Sie dienten aber:

1) zum häuslichen Gebrauche, als Schneide- und Hau-Werkzeuge (Keile, wie Hämmer ꝛc.); und zwar zur Zertheilung der Nahrungsmittel, Fertigung von Geräthen und Wohnungen, Fällung von Bäumen, Tödten der Thiere, und dergl. m.; manche Keile, zumal kleinere und mit einem Loch zum Aufhängen versehen, zum Wetzen und Schleifen anderer Werkzeuge, wie sie nicht nur bis in die Wendenzeit reichten, sondern selbst noch jetzt gebräuchlich sind. Zu den Hämmern gehören auch die uralten Har- oder Sensenhämmer, (von haren, dengeln). Im Allgemeinen scheinen die Feuersteingeräthe, da sie sich weniger abgenutzt finden, als andere, seltener gebraucht worden zu seyn; wohl nur wegen ihrer leichtern Beschädigung. Allerdings gab es zugleich zahlreiche hölzerne Geräthschaften, die sich aber im Laufe von Jahrtausenden nicht erhalten konnten; ebenso von Thierknochen gefertigte, von welchen mancher, in Heidengräbern vorgefundenen, wie der metallenen, in einem folgenden Hefte gedacht werden soll.

2) Zum kriegerischen Gebrauche, zumal die Aexte und Hämmer mittler Größe, von 5 — 8 Zoll Länge, die, — während die größern und kleinern zu anderer Benutzung dienten — recht eigentlich als Waffen gelten konnten, zum Zerschlagen der Schilder, und übrigem Kämpfen. Sie wurden den Todten meist mit in das Grab gegeben, und oft findet man in Heidengräbern, jedem Scelett und jeder Urne mit Ueberresten muthmaßlicher Krieger eine solche Streitaxt mit beigelegt, wie es denn überhaupt gewöhnlich war, den Männern ihre bei Lebzeiten gebrauchten Geräthschaften, den Frauen ihre Armspangen und Ringe, Kopfnadeln und andern Schmuck, wie die Spinnwörtel mitzugeben; beiden wohl oft auch die Lieblingsgefäße, mit Speise gefüllt; den Kindern ihr Spielzeug; — manches davon allerdings durch den Leichenbrand oft zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Die Streithämmer von ausgezeichneter Form und schöner Verzierung werden besonders als Waffe der vornehmsten Krieger zu erklären seyn, wie z. B. Taf. II. N. 59. u. 67., die Kugel N. 66. als Verzierung des Commandostabes eines Heerführers. Muthmaßlich waren solche Steinhämmer zur Zeit der fränkisch-merovingischen Fürsten noch gewöhnlich, als eine althergebrachte Auszeichnung. König Clodwig schlug mit seinem Hammer bei einer Heerschau im Jahre 481. einen Soldaten zu Boden, wie Gregor von Tours berichtet; und Kaiser Karl des Großen Großvater, der letzte Major-Domus (oder Reichsverweser) der fränkischen Scheinkönige, — der tapfere Karl, welcher sich zum Monarchen erhob und die karolingische Linie gründete — erhielt den Beinamen „Hamar“, so wie den, dasselbe bedeutenden altfranzösischen „Martel“, ohne Zweifel von einem solchen hammerförmigen Commandostabe, womit er siegreich einherziehen, auch wohl selbst tapfer fechten, und wörtlich genommen, hämmern mochte; — wie denn das Volk oft

ausgezeichnete Waffen und ähnliches Eigenthümliche zu Beinamen für besonders sich hervorthuende Krieger zu wählen pflegt. Allerdings kann nicht behauptet werden, daß jene Hämmer steinerne waren, doch der letztern uraltes Ansehen spricht dafür und waren sie auch von Metall, so gilt es dennoch einer Hammer-Waffe. Später gingen diese Heerführerstäbe der Fürsten in das Scepter, und schon früher die Streitärte bei den Franken überhaupt in die metallenen über, Franciska genannt. Die Barte oder sogen. Hellebarde (Helmparte, Speer-Beil) hatte ursprünglich oben ein spitziges Eisen (Speer, Helm), darunter eine Parte, (Barte, Hammer, Beil). Eiserne Streithämmer erhielten sich durchs Mittelalter hindurch; sie wurden zuweilen auf der linken Schulter getragen, während an der rechten ein Schwert oder eine Lanze ruhte.

3) Zum gerichtlichen und religiösen Gebrauche, beides in der heidnischen Sitte meistens vereinigt oder doch in nahem Bezug zu einander. Daß zahlreiche jener steinernen Keile, Aexte und Messer beim Thieropfern gebraucht wurden, ist unbezweifelt; wodurch hätte man sie auch ersetzen wollen, da es nicht andere dazu geeignete Instrumente gab, wenigstens solche nicht gefunden worden sind; nur aber können sie, wie Manche der Meinung sind, nicht sämmtlich dazu benutzt seyn. Bedenkt man, daß nur an festlichen Tagen und nur an manchen Orten Opferdienst statt fand, so wird sich von selbst ihr sehr beschränkter Gebrauch dazu ergeben. Es werden daher zumal nur die besser bearbeiteten und besonders die an Opferorten gefundenen, als dazu benutzte, anzusehen seyn, Anmerkung VIII. Wahrscheinlich diente die Opferart zugleich als Zeichen der priesterlichen Würde und wurde bei festlichen Aufzügen von dem Oberpriester getragen, dessen Amt bei den Germanen ohnehin meist mit dem des Heerführers und Richters des Gaues vereinigt war. Hauptsächlich in den scandinavischen Ländern wurden sie und werden sie noch allgemein Thorshammer genannt, (z. B. nach Gejer, in Schweden vom gemeinen Manne noch jetzt Thorskeile (Thorwiggar); dort galten sie als ein Symbol des Gottes Thor, in dessen Hand Blitz und Donner ruhte, und der auch in Deutschland, als Thunar (Thunaer, Donar,) verehrt wurde. Davon zeugen noch manche Ortsnamen, (Donnersstädt, Donnersweg ꝛc.); die heiligen Donnersberge (in der Rheinpfalz, Westphalen ꝛc.); die Donnerseichen, — deren eine, bei Geismar in Hessen, der deutsche Heidenapostel Winfried, Bonifacius später genannt, im Jahre 754. als Opferstätte zerstören ließ; die Eichen waren diesem Gotte überhaupt geweiht —; ebenso Sagen und Gebräuche. Bekannt ist es, daß der Donnerstag (in nordischer Sprache noch Thorsdag), von ihm den Namen erhielt; daß dieser Tag in frühesten Zeiten im Volke für heilig gehalten, an ihm nicht gesponnen und gehauen wurde, (wie Grimm in seiner deutschen Mythologie näher erwähnt). Selbst schriftliche authen-

tische Nachrichten sind darüber vorhanden; die heidnischen Franken, Sachsen, Thüringer ꝛc. mußten bei ihrer Taufe dem alten Gott Thunaer abschwören (vergl. §. 15. die Entsagungsformel). Während der nordische Odin, und bei den Deutschen der ihm gleichende Wodan und so andere Götter mehr auf historischem Grunde beruhten (aus Helden und Heerführern dazu erhoben), bezeichnete jener Thor eine der bedeutungsvollsten und allgemein verehrten Naturgottheiten, und galt als die symbolische Deutung der, durch Donner, Blitz und Regen sich äußernden Macht des über Alles waltenden höchsten Gottes; ähnlich dem griechischen Zeus und römischen Jupiter, dem Taran oder Taranis bei den Kelten, dem Perun der Slawen, dem Perkunas bei den alten Preußen uud Lithauern; bei manchen Christen, namentlich den ostslawischen Nationen, wurde dem Prophet Elias seine Stelle übertragen. Dieser Uebereinstimmung wegen wurde der nordische Thor, deutsche Donar und keltisch-gallische Taran von den alten Classikern, wie von den fränkischen Chronisten und Heidenbekehrern, als Jupiter geschildert, und der Thors-Hammer, Jupiters-Hammer genannt; bei den Franzosen führt der Donnerstag von diesem römischen Jovis selbst den Namen, welches nicht minder die Verwandtschaft jener Götter beweiset. Der Hammer des Thor, Miölner genannt, mit nur kurzem Stiel versehen, unbezweifelt erst von Stein angenommen, ward nur in spätern nordischen Sagen, als von Eisen, selbst von Gold geschildert; (denn das altdeutsche Wort Hammer bedeutet ursprünglich einen harten Stein, einen Felsen, und erscheint urverwandt mit dem dasselbe bezeichnenden slawischen Worte: kamen, Stein). Mit ihm bekämpfte Thor die Riesen und verrichtete manches Wunder. Seinem Wurfe ging Blitz und Donner voraus, und, weggeschleudert, kehrte er von selbst in des Gottes Hand zurück, welche Eigenschaft vielleicht darin seinen Ursprung hatte, daß, wie manche andere frühere Waffen, auch die Hämmer gegen den Feind geschleudert und durch daran befestigte Schnuren wiederum zurückgezogen wurden (wie dieß noch bei den alten Pommern Gebrauch gewesen ist). Sowie den Göttern nur menschliche Eigenschaften und Attribute beigegeben werden konnten, da der Mensch überhaupt keine anderen kennt, so lag es auch in der Natur der Sache, daß dem blitzschleudernden Donnergott jene uralte, ebenfalls Vernichtung bringende Waffe zugeschrieben wurde, ganz besonders geeignet, den Donner zu versinnlichen. Durch diese Mythe, wie den wirklichen Gebrauch der Thors-Hämmer beim Opfern, erlangten dieselben einen geheiligten Character; ein kreuzförmiges Zeichen der heidnischen Scandinavier, zuweilen auf Runenschriften und Geräthen bemerkt gefunden, wird von dem Thors-Hammer abgeleitet, oft aber auch fälschlich, als das ihm ähnliche christliche Kreuz gedeutet, welches von christlichen Priestern päter nicht selten heidnischen Gegenständen angefügt wurde. Von den

scandinavischen Germanen ist es insbesondere bekannt, daß mittelst Berührung mit dem Thors-Hammer, Bräute, Becher und Scheiterhaufen geweiht wurden; bei den Schweden waren im Jahre 1130 noch heilige Thors-Hämmer gewöhnlich, denn der dänische König Magnus brachte deren damals von einem Kriegszuge gegen jene zurück, wie Saxo Grammaticus erzählt und sie, aus obenerwähnter Ursache, Jupiters-Hämmer nennt.

Unter solchen Verhältnissen ist wohl anzunehmen, daß auch dem gleichen Gotte der, mit den Scandinaviern verwandten, germanischen Nationen Deutschlands, dem Thunar, ein Hammer, oder Keil, ein Thunar-Keil beigelegt wurde, der, später auf die bemerkbaren Aeußerungen des Gottes des Donners bezogen, zum Donnerkeile ward. Als heilige, vor Unfall schützende Symbole galten sie ebenfalls in Deutschland, denn außer den, den Kriegern mit in das Grab gegebenen Waffen, finden sich in solchen, sowie an Opferorten zuweilen, gleiche Thors-Hämmer in so großer, aber auch in so kleiner Gestalt, und noch dazu in weichern Massen, Thonschiefer, Bernstein, Sandstein, Thon, Lehm ꝛc. daß sie nur als religiöse Symbole benutzt und dann mit beigelegt seyn konnten. Die kleinern, mit nur schmalen Löchern zum Anhängen mittelst einer Schnur versehen, wurden von ihren Besitzern ohne Zweifel noch bei Lebzeiten, als schützende Amulette, bei sich geführt. Wegen dieser gottesdienstlichen Benutzung war der Hammer aber auch beim altdeutschen Gerichtsgebrauch ein unentbehrliches Geräth. Der Hammerwurf heiligte das erworbene Gut; soweit man damit werfen konnte, meist rückwärts, wurde zuweilen der freie Grund und Boden, Wald- und Wasser-Nutzung ꝛc. unter die einzelnen Gemeindeglieder vertheilt; durch den Hammerschall, sowie Herumsenden des Hammers, die Gemeinde, zusammen berufen, und so andere uralte Gerichtsgebräuche, die sich zum Theil bis in's frühere Mittelalter erhielten, wie in den Schriften über Rechtsalterthümer von Grimm ꝛc. näher erwiesen ist. Noch gilt der dritte Hammerschlag bei Versteigerungen als gerichtliche Bestätigung des meistbietend Erlangten, und daß der Hammer, als Zeichen der Würde und der Macht des vorsitzenden Meisters vom Stuhl, bei dem Freimaurer-Bunde auf uraltem Brauch beruht, ist ein, auch dem Nicht-Eingeweihten längst bekanntes Geheimniß.

Die Heidenbekehrer beeiferten sich, sowie alle heidnisch-religiösen Gegenstände als teuflisch zu erklären, auch den Thor, und den Thunar, als Teufel, und seinen Hammer, als teuflische Waffe zu schildern, so daß Teufel und Hammer oft gleich bedeutend genommen wurden. Daher die Ausrufe: „Daß dich der Hammer"! „Da schlag der Hammer drein!" auch der Ausdruck: „Meister Hämmerlein", und dergl. für Teufel und böser Geist. Dennoch behielten die in der Erde gefundenen Hämmer

auch später jenen Namen Thors= oder Donner=Keil, und wurden, aus überliefertem Glauben an ihre heilige Kraft, selbst bis in die neuesten Zeiten, als ein wirksames Wundermittel gegen Mancherlei benutzt. Ein solcher, Keil fährt, nach dem Volksglauben, mit dem Blitz in den Erdboden, so tief wie der höchste Kirchthurm, und so oft es donnert, steigt er der Oberfläche näher, bis er sie nach 7 Jahren erreicht hat, wo man ihn dann leicht finden kann. Jedes Haus bleibt vor dem Blitz gesichert, in welchem ein Donnerkeil aufbewahrt wird; er fängt an zu schwitzen, sobald ein Gewitter sich naht, (welches letztere sich auf sehr natürliche Art erläutern lassen möchte, da manche Steine diese Eigenschaft bei Witterungsveränderungen überhaupt zeigen). Er ist selbst, nach einem, fast in allen Gegenden Deutschlands sehr verbreiteten Glauben unter den Landleuten, bei Menschen= und Vieh=Krankheiten von günstigem Erfolg. Er dient, bei dem Ausgehen der Milch und Schwellen der Kuheiter, zu deren Bestreichen, und mag allerdings als mechanisches Mittel dann oft gute Dienste leisten; kranken Kindern, vom bösen Wesen befallenen Personen, und so in ähnlichen Fällen, wird von dem geschabten Steine Etwas eingegeben. Ebenso hilft ein solcher zur glücklichen Geburt der Kinder, wenn er den Müttern in die Hand gegeben wird, und so soll er bei anderer sympathetischen Anwendung nicht minder nützen, wobei vielleicht, auch ohne weiteres Zuthun, oft schon der feste Glaube helfen konnte, der so manche Dinge bestätigt. Deshalb wurden solche Donnerkeile von den Landleuten in ihren Familien, oft Jahrhunderte lang, zur Heilung, wie zum Schutz gegen das Einschlagen, fortgeerbt und sorgfältig bewahrt und der Verfasser besitzt mehrere, bei welchen dieß der Fall gewesen ist (wie die Anmerkung I. und III. näher bezeugt); dieserhalb hält es für Alterthumsfreunde oft schwer, sie zu erlangen.

Die Steinwaffen wurden, wie schon erwähnt, zwar schon zeitig von den metallnen verdrängt, doch nur nach und nach, da sie sich noch neben diesen finden. Theils die Beliebtheit der Waffenform, und das ehrwürdige Alter trug bei, sie vielleicht als Auszeichnung im Einzelnen beizubehalten, theils vermochten Aermere sich nicht leicht bronzene anzuschaffen, und überhaupt gab es bei den damaligen Kriegern ebenso wenig gleichmäßige Uniformen, als Waffen, wie dagegen jetzt üblich; jeder versorgte sich damit, wie er mochte und eigner Reichthum oder Beute dazu verhalf. In Hinsicht des allgemeinen Gebrauchs, müssen sie einer sehr frühen Zeit angehören und zwar unbezweifelt dem Zeitalter der Steingräber, nehmlich der von Steinblöcken und Steinplatten zusammen gesetzten Heiden= oder sogenannten Hühnengräber, in denen sie sich auch häufig befinden. Wenigstens sind sie in die Zeit weit vor Christi Geburt zu setzen, da Tacitus den alten Deutschen bereits metallne zuschreibt. In Bezug auf die allgemeine Benutzung kann man drei Perioden des Waffen=

Materials annehmen, so daß die Erzwaffen zwischen den Perioden jener steinernen Waffen und der Eisenwaffen, als den neuern, stehen. Unbezweifelt ist es, daß bei der auf einander folgenden Einführung immer neuer Waffenarten jedesmal eine bedeutende Umwandlung in der Kriegführung statt finden mußte. Doch damals nicht so plötzlich und in dem hohen Grade, als eine solche Aenderung in noch neuerer Zeit, nehmlich die Pulver- oder Feuerwaffe, näher bekannt ist, womit aber auch die persönliche Tapferkeit zu Grabe getragen wurde, welche den Helden im Heidenthum und Mittelalter charakterisirte, und wobei Mann gegen Mann, Muth und Kräfte erprobte.

(Von den zu den Erzwaffen gehörigen Kelts (oder Celts), wovon mehrere bereits Taf. I. N. 43 — 54. abgebildet sind, soll im folgenden Hefte die Rede seyn.)

So knüpfte sich nun, nach obigen Ergebnissen, bei der Betrachtung dieser uralten Steinwaffen und ihrer noch statt findenden Benutzung, die neueste Zeit an das früheste Alterthum an, und manche der abgebildeten, in Händen tapferer Germanen früher vielleicht im harten Kampfe Römer und Slawen verletzend, oder den Feldherrn und Oberpriester Ansehen und Würde verleihend, auch wohl vom Richter bei streitigen Entscheidungen benutzt, heilt jetzt Menschen und Thiere, obschon nicht von den Medicinal-Behörden approbirt und in den gesetzlichen Pharmacopöen aufgeführt, vielmehr in Gefahr, „unbefugten Curirens halber" in Beschlag genommen zu werden. Und so sehen wir hier abermals, wie schon in einem frühern Paragraphen, ein geheiligtes Alterthum im Conflict mit polizeilichen Behörden, welches für die Sammler in so fern sein Gutes hat, als dadurch mancher Thorskeil, welcher sonst dem Besitzer öfters nicht für schweres Geld feil seyn würde, in seine Hände gelangt und den spätern Generationen weit sicherer, als sonst, aufbewahrt werden mochte, — als sprechender Zeuge von Muth, Geschicklichkeit und eigenthümlicher Sitte der Urahnen frühester Zeit.

Anm. I. Zu den keil- und meißel-förmigen Steingeräthe gehören z. B. die auf Taf. II. in $\frac{1}{4}$ Größe, N. 47 — 56. N. 49 ein schmaler, in der Mitte viereck. u. N. 50 ein breiter Meißel, beide 6 Zoll lang, von Feuerstein, aus Holstein; (von der Schleswig-Holstein-Lauenburg'schen Alterthums-Gesellschaft zu Kiel, nebst noch andern Steinwaffen, als ein erfreuliches Geschenk vom Verf. erlangt, in dessen Sammlung sich sämmtliche abgebildete Steingeräthe befinden, in so fern bei deren Erklärung nicht auf eine Schrift verwiesen ist). N. 51 Keil von Grünstein, 4 Z. lang, aus einer Kiesgrube bei Blumrode bei Lobstädt. N. 52 desgl., $6\frac{1}{2}$ Z. lang, von Feuerstein, aus Holstein; ebendaher der schön geformte und polirte Steinkeil N. 56, 8 Z. lang, $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ breit, $1\frac{1}{4}$ hoch in der Mitte. N. 55 ein gleicher, sehr gesplittert, $5\frac{1}{2}$ Z. lang, von der Insel Ummanz bei Pommern, welchen, nebst and. Feuersteinwaffen, der Verf. der Güte des D. v. Hagenow in Greifswalde verdankt. N. 54 ein Keil besonderer Form, auf der untern Seite völlig eben, auf der obern Seite rundlich erhaben, 6 Z. lang, 1 Z. hoch, aus einem Walde in Thüringen, der Kampf genannt, und seit 2 Jahrhunderten in einer Familie gegen Viehkrankheit gebraucht; ebenso benutzt ist N. 53 ein kleiner Keil, 3 Z. lang, von Sala in Thüringen, beide von

Grünstein. N. 47 dünnes meißelartiges Werkzeug von harten thonigtem Steine, bei Urnenbruchstücken, gef. am Hartwalde bei Zwenkau, 3 Z. lang, 1¼ breit, ½ dick; 48 gleiches von Feuerstein, 3 Z. lang, ½ dick, von Schoritz auf Rügen. 46 ein wahrscheinlich einst als Amulet benutztes dünnes Steinchen, 2 Z. lang, ¼ dick, vor Alzei bei Mainz, den ein Bauer eifrig bewahrt und nicht verkaufen mag (vergl. Emele, über Amulette 1827. S. 57).

Belemniten (griechisch Wurfgeschoß, Pfeil), spindelförmige, unten kegelförmig endigende Versteinerungen, oft für Donnerkeile gehalten, gewöhnlich einige Zoll lang, innen mit im Mittelpunct zusammenlaufenden Strahlen.

Zu der Literatur über die Steinwaffen in Klemm's Alterth.-Kunde, noch: Schreiber in s. Taschenbuch 1839; Diefenbach in d. Hess. Archiv für Alt.-Kunde 1835; Thomson in d. (deutschen) historisch-antiquar. Mittheil. d. Nord. Alterth.-Gesellsch. zu Kopenh. 1835; so wie in d. S. 37 gen. neuen Schrr. wozu nachträgl. noch hinzuweisen auf: Wilhelmi's Jahresber. d. Sinzheim. Alt.-Gesellsch. mit sorgfält. Liter. üb. d. erw. Gegenstände, u. so auch in dess. Beschr. v. Todtenhügeln 1830; ferner: Baltische Blätter d. Pommer. Gesch. u. Alterth.-Gesellsch. mit zahlr. auch für and. Gegenden interess. Abhandl.

Anm. II. Wegen ermangelnder Nachricht, wie die alten Deutschen ihre Waffen an Schäfte befestigten, die (von Holz) sich allerdings nicht bis jetzt erhalten konnten, so müssen theils Muthmaßungen gnügen, theils die Befestigungsarten ähnlicher Waffen bei andern Völkern dabei zu Rathe gezogen werden. Taf. II. N. 75. Figur a und b ist die gewöhnliche zur Befestigung der Streithammer und Lanzenspitzen; c ist die einfachste Art, mittelst Einklemmung eines Steins ohne Schaftloch in die gespaltenen Enden eines Stabes, wie sie noch jetzt, nach Reiseberichten, bei den südamerikanischen Wilden vorkommt. Eine andere ist die, wornach der Stein auf einen Stab gebunden wird, an dem ein rechtwinklich ausgehendes Aststück befindlich ist, auf welchem der Stein ruht, wie z. B. d bei den Neu-Seeländern noch gefunden wird; auch ein altjapanscher Gebrauch. Oder, zu besserm Halt, auch noch ein Stück Holz oben darauf mittelst Schnure befestigt, wie bei e. Diese beiden Befestigungsarten findet man an Waffen der Wilden, in den ethnographischen u. histor. Museen zu Berlin, Dresden ꝛc.; ebenso in Reisebeschreibungen abgebildet. Zuweilen werden die spitziger zugehenden Steine auch in die Spalte des rechtwinklichen Ast eines Holzstückes befestigt, wie z. B. f von Forster mitgetheilt (in s. Reisen um die Welt 1784. III. S. 243.), als eine mit kurzem Griff versehene Holzart, worin ein schwarzer Stein befestigt war, bei den Neu-Caledoniern; ferner g wie solche Waffen in Neu-Guinea noch jetzt üblich (Bericht d. Nord. Alterth.-Gesellsch. zu Kopenh. 1839. S. 15). h ist eine bei den nordamerikanischen Wilden beobachtete Methode, wornach nehmlich der beilartige Stein in den Holzschaft der Länge nach eingesetzt wird. — Die Befestigung erfolgt übrigens durch Schnüre, Lederriemen, thierische Darmsaiten, zumal geflochtene Hanf- u. Bastbänder ꝛc., wie bei den Wilden sehr gebräuchlich, und mittelst mehrmaliges Umwickeln über's Kreuz. Stein und Holzschaft sind zuweilen auch mittelst eines nach dem Trocknen sehr haltbaren Harzes aneinander befestigt, womit zugleich den Schnüren eine größere Dauer verliehen wird. Dieß Verfahren findet sich nicht nur bei manchen Wilden noch jetzt, sondern ist auch bei den alten Völkern, wenigstens theilweise, anzunehmen. So fand man z. B. bei Borrby in der schwed. Grafsch. Schonen, im Torfe solche kuchenähnl. Harzmassen, womit man Steinwerkzeuge an Wurfspieße u. and. Schäfte zu kitten pflegte (wie Leonhardt in seinen geol. Vorles. III. näher angiebt); ohne Zweifel dienten anderwärts, in Urnengräbern und Opferorten, gefundene harzige Massen ebenfalls dazu, vielleicht oft fälschlich für Räucherungs-Gegenstände gehalten. Andere Arten Kitt hat man in Schaftlöchern mancher bronz. Kelts (Taf. I. N. 48.) bemerkt, womit die hineingesteckten Holzschäfte befestigt waren.

Obwohl über die Befestigungsart der Taf. I. N. 43—54 abgebild. meißelähnlichen Waffen von Bronze (Kelts, Streitmeißel), bei deren Beschreibung im nächsten Hefte ausführlich zu sprechen seyn wird, so mag wenigstens eine kurze Andeutung hier vorläufig erfolgen. i ist die naturgemäße Befestigung der mit Schaftlöchern versehene Kelt, die aber auch wie bei l an den kurzen Seitenast eines Schaftes gesteckt werden konnte, wie noch jetzt ähnliche Werkzeuge in den nördlichen Ländern gebraucht werden; k ist die Befestigung der Kelts mit Seitenblättern oder Grathen, und nicht bloß muthmaßlich, sondern auch in Grabstät-

ten so angedeutet; nehmlich zur rechten Seite der Scelette gelegt, mit Resten von einem in gleicher Richtung daran gesteckten Holzschaft. m ist die Befestigungsart der in der Mongolei noch gewöhnlichen keltartigen Werkzeuge von Eisen, Ohle genannt (nach des Gemeinde-Vorstehers Zwick zu Ebersdorf im Reuß. gefälliger brieflichen Mittheilung und Variscia IV. 64.) — n ist die Abbildung einer keltartigen Waffe auf einem chinesischen Porzellangefäße der Dresdner Sammlung, worauf bereits Klemm in seiner german. Alterthumskunde S. 243. aufmerksam machte. N. 74 ist die Hälfte eines in England gefundenen hölzernen Futterals zu einem Kelt mit Schaftloch; (Archaeologia britt. T. V.).

Anm. III. Steinerne Streitärte und Streithämmer; Taf. II, meist von Grünstein oder Grünsteinschiefer, und in $\frac{1}{6}$ Größe abgebildet. N. 57 5 Zoll lang, 2 breit, $1\frac{1}{4}$ hoch; 58. Bruchstück einer wahrscheinlich 10 Z. lang gewesenen Streitart, noch $3\frac{1}{2}$ Z. lang, 3 hoch u. 3 breit, 2 Pfund schwer. N. 59 schön facettirte Streitart (gleichend d. N. 67.) $7\frac{1}{2}$ Z. lang, 2 breit und hoch, $1\frac{1}{2}$ Pfund schwer; N. 63 sehr unförmlich, 6 Z. lang; N. 64 unregelmäßig zugespitzt u. wahrscheinlich verblieben, wie sich das Geschiebe vorfand, 7 Z. lang, von sehr festem Kieselschiefer. Alle diese aus der Umgegend von Großenhayn u. der nahen Elbaue, woher der Verf. noch mehrere erlangte, so wie Keile, und eine noch größere Zahl (in Anderer Händen) kennen lernte, zum Theil in Bauerfamilien sorgfältig bewahrt. Gelang es ihm in wenig Jahren in dieser Gegend (im Umkreise weniger Meilen) von so zahlreichen solcher Geräthe Kenntniß zu erhalten, wobei noch viele außerdem vorhandene und unzählige, die seit 1—2 Jahrtausenden vernichtet wurden, in Anschlag kommen müssen, so wird auf deren häufigen Gebrauch in jener frühen Zeit, und ein reges kriegerisches u. gewerbliches Leben in dieser Gegend mit vieler Wahrscheinlichkeit zu schließen seyn. In Hinsicht der sächs. und angränzenden Länder finden sie sich ebenso zahlreich in den Saal- und überhaupt thüring. Gegenden; weniger und oft nur einzeln im übrigen Sachsen und den O. u. N. Lausitzen (woher der Verf. z. B. einen Streithammer aus der Gegend des heiligen Landes bei Riemitsch besitzt). Und kämen sie auch in manchen Landstrichen ebenso häufig vor, so ist wenigstens nichts davon zur öffentlichen Kenntniß gelangt, oder man hat auf deren Sammlung bisher nicht Rücksicht genommen.

Der Streithammer N. 60 aus Holstein, zeichnet sich durch ein auffallend großes Schaftloch aus; N. 61 von Mechtilderode u. N. 62 aus einem Grabhügel, in dem Kampf, einem vormal. Walde, beides im Thüring. gefunden, und 61 seit gegen 100 Jahren, 62 seit länger als dem 30jähr. Kriege gegen Viehkrankheiten benutzt. Das kleine Aertchen N. 65. ebenfalls eine Grünsteinart, 4 Z. lang, scheint nur als Symbol oder — Wetzstein gebraucht zu seyn. Die in $\frac{1}{8}$ u. noch geringerer Größe, nur der verschiedenartigen Gestalt wegen mitgetheilten Steinhammer N. 68—73 sind aus Ledebour's Beschr. der Berliner und Lisch, der Ludwigsburger Alterth.-Samml., so wie aus Zeitschr. von Alterth.-Vereinen entnommen. Und so giebt es noch viele ähnliche Formen; die Streitärte scheinen im Allgemeinen die von N. 57 und eine Länge von etwa 6 Zoll gehabt zu haben. Die Steinkugel N. 66 diente wahrscheinlich zur Zierde eines Heerführer-Stabes oder Scepters (abgebild. in Büsching's schles. Alterth. III.) Die schön verzierte Streitart N. 67 wurde, nebst einem unverzierten Keile, 1750 in dem jetzt im Schloßgarten zu Merseburg aufgestellten Heidengrabe gefunden, dessen 4 Steinwände räthselhafte, schwarze und rothe Linearzeichnungen enthalten, von welchem später überhaupt noch Näheres. Vergl. Dorow, altes Grab eines hunnischen Heerführers unter Attila 1832; auch abgedr. in Rosenkranz Zeitschrift des thüring. sächs. Vereins 1832.

Anm. IV. Die Streitärte und Hämmer durchbohrte der Germane ohne Zweifel mit einem Cylinderbohr, einem völlig runden, gerad ausgehenden Bohr, wobei, wegen der damals nur gebrauchten Bronze (Kupfermischung) die nicht die für harte Steinarten genügende Härte und Schärfe haben konnte, wahrscheinlich ein Smirgel von feinem Quarzsand und Feuerstein-Splittern benutzt wurde. Biblioth. D. Klemm in Dresden, im Besitz eines solchen in der Lausitz gefundenen, muthmaßlichen german. Cylinderbohrs, 5 Zoll lang, $\frac{3}{4}$ Z. dick, von Bronze, wird später Näheres davon mittheilen. Das beschwerliche Drehen mit der Hand wurde vielleicht durch eine Bogenspindel erleichtert, indem man in den Cylinder von oben herein einen runden Stab befestigte und mittelst eines Bogens und dessen Schnur das schnellere Drehen bewirkte. Die Einrichtung war

wahrscheinlich der ähnlich, wie Naturmenschen, — statt hartes u. weiches Holz mühsam an einander zu reiben, um Feuer zu erhalten — einen Holzstab in die Vertiefung einer hölzernen Unterlage setzen, und denselben mit der Hand durch Rollen zum schnellen Umdrehen zu bringen suchen, vergl. Gutsmuths lesenswerthen Aufsatz über das Durchbohren dieser Steinwaffen, Morgenblatt 1832. N. 253. — Die Löcher sind in der Regel glatt und wie polirt) unten meist etwas weiter, als oben, in der Mitte gewöhnlich etwas enger als an den Oeffnungen. Die Durchbohrung ist meistens etwas schräg erfolgt, so daß sich das Loch unten mehr zur Spitze zu neigt (etwa 80—85 Grad) zur bessern Handhabung der Waffe. Bei manchen Steinhämmern ist die Durchbohrung nicht vollendet, wie Taf. II. N. 45 es zeigt, so daß sie von beiden Seiten aus gegen die Mitte erfolgte; bei manchen ist das Bohren zuerst an einer später verlassenen Stelle versucht und daneben das Loch vom Neuen gefertigt worden, so daß man sich also Mühe gab, den rechten Schwerpunkt zu beachten, während manche offenbar zu Hammern bereits sorgfältig bearbeitet, aber noch nicht durchbohrt sind. Das ganze Verhältniß zeugt vom Nachdenken u. von mechanischer Geschicklichkeit, so wie manche Waffen von sehr geschmackvoller Verzierung der Verfertiger.

Anm. V. Messer- u. Speerspitzen-ähnliche Feuerstein-Geräthe auf Taf. II. N. 30 u. 31, 37—40 in ½ der natürl. Größe; N. 32—35, 41, 42 in ¼ derselben u. 36 in wirkl. Größe. N. 30 schwertartiges Steinmesser, 11 Zoll lang, 2½ breit in der Mitte, 1 Z. hoch am Handgriff, aus dem Holsteinischen; ebendaher N. 31 Lanzenspitze, 7½ Z. lang; 32—35 Pfeilspitzen; 32 aus d. Thüring. fast 2 Z. lang, aus einem Grabhügel mit Sceletten bei Sachsenburg, (Thüring. Sächs. Jahresber. 1822. S. 31, völlig gleich den der amerik. Wilden in Indiana); N. 33 1½ Z. lang, aus Dänemark und völlig übereinstimmend mit gleichen Pfeilsp. der Indianer am Ohio und aus Japan (Nord. Alterth.-Gesellsch.-Bericht, Kopenh. 1839. S. 19, in Mexico ähnl. von Obsidian); 34 1¾ Z., aus Mecklenburg (nach Lisch, Friderico-Franciscеum); N. 35 1½ Z. lang, mit schwachem Rande ringsherum u. der muschl. Bruch etwas geebnet, auf den Kreckwitzer Bergen bei Budissin, an einem muthmaßl. Opferorte bei Urnen und and. Geräthschaften gef.; N. 36 Pfeil- oder (wahrscheinlicher) Harpunen-Spitze, an den Sanddünen bei Klein-Ladebow in Pommern, in wirkl. Größe; N. 37 halbmondförm. Feuersteinmesser, 6 Z. lang, 2 breit, die Form durch wiederholtes Absplittern erlangt, von der westschleswigschen Insel Sylt (manche solche besitzen auch einen Handgriff); N. 38 messerartige Waffe, von röthl. Feuerst., nur der obere Theil mit dem Griffe 5½ Z. lang, 1 Z. hoch; der letztere ist durch eingehauene oder abgesplitterte Strichpuncte verziert, und zwar an den Endkanten des Griffs, wie auf dessen Erhabenheit bis 2 Z. weit, aus Holstein; (ein gleiches vollständig in Kruse's Alterth. III. T. III. C.) N. 39 dolchähnliche Waffe von weißl. Feuerst. 11 Z. lang, 1 breit, ½ hoch, ebendaher; N. 40 sägeartiger Feuerstein 6 Z. lang, sehr genau gezähnt, aus Schweden; vergl. Von nord. Alterth., übers. v. Büsching 1827. — N. 41 beide Seiten eines schmal geschnittenen Feuersteinmessers, wie bei fast allen solchen, eine Seite flach u. eben, u. oft etwas convex gekrümmt, die andere (ebenso gewöhnlich) durch Schneiden u. Abspalten mit 2—3 Seiten versehen, aus Holstein; N. 42 die 2 Seiten eines gleichen aus einem thüring. Grabe bei Wendelstein; ähnliche besitzt der Verf. aus Pommern u. von Rügen (bei Semper gef.) Sie werden auch Feuerstein-Spähne u. -Splitter genannt; ein allgemeiner Gebrauch derselben, als Messer, scheint sehr zweifelhaft zu seyn, wenn auch Viele zu solchen unvollkommnen Werkzeugen ihre Zuflucht nehmen mußten.

Noch finden sich hohlmeißelartige und and. Formen dieser Feuerstein-Geräthe; besonders selten sind als Sägen, Pfeile ꝛc. benutzte messerartige Instrumente von Bein, an beiden Schärfen mit einer Rinne versehen, in welche Feuerstein-Splitter eingekittet sind, so z. B. in Dänemark u. Schweden, auch in Ostpreußen (Ledebour, Museum S. 11). Es zeigt, wie man sich damals bei mangelhaften Mitteln zu helfen suchte.

Die Fertigung solcher Geräthe erfolgte durch geschicktes, künstliches Schlagen, wodurch sich der Stein leicht in scharfkantige, scheibenartige Stücke spaltet; man bediente sich dazu muthmaßlich eiförmiger Sandsteine von 2 Z. Größe, auf beiden platten Seiten etwas vertieft, wie in nord. Gräbern gefunden. (Pomm. Ber. XIV. 68.) Bei der jetzigen Flintenstein-Fertigung liefert ein Mann, bei erlangter Sicherheit und Handfertigkeit, in 1 Tage auf 500 derselben, wozu man sich verschiedenartiger Hämmer und stählerner Meißel bedient; zuerst wer-

den die dazu ausgesuchten, besonders feuchten Blöcke auf weiche Unterlagen gelegt und in kleinere Platten gesprengt, aus diesen die Flintensteine geschlagen und die Abgänge zu gewöhnlichen Feuersteinen benutzt, wozu es nicht so regelmäßiger Form bedarf. Manche der antiken Steinwaffen sind so schön geschliffen und polirt, als man es von Steinschneidern jetzt nur für hohe Kosten erlangen möchte; es zeigt daher auf damalige viele Geschicklichkeit ohne so mannichfache, uns zu Gebote stehende Hülfsmittel.

In Mecklenburg, Pommern, Dänemark u. auf Rügen, hat man mehrere Orte entdeckt, wo solche Feuersteinwaffen einst gefertigt wurden; so z. B. fanden sich auf Jasmund, bei Semper, nebst unzähligen Bruchstücken, auf 200 Messer und 20 Streitärte, meist noch unvollendet oder so beschaffen, daß sie verunglückt schienen, und daher unbenutzt gelassen wurden (Pomm. Jahr. Ber. IV. S. 100); ebenso zu Klinke in Mecklenburg (Mecklenb. Jahr. Ber. 1838. S. 4.) Bei Rudenbeck auf Möen fand man 17 Donnerkeile u. auf 200 kleine u. größere Messer (Thorlacius Aufsätze 1812). Daher finden sich auch in den Samml. der nordischen u. norddeutschen Alterth.-Vereine solche Steingeräthe höchst zahlreich; (die sehr reichhaltige d. D. v. Hagenow ist beschr. Pomm. Jahr. Ber. IV. u. XIV.)

Anm. VI. Schlagsteine, zum Schlagen, Kleinklopfen, Mahlen ꝛc. u. ähnl. häusl. Gebrauche, sind rundliche u. abgeplattete Steine, meist ohne alle Bearbeitung u. nur zweckdienlich aus Geschieben ausgewählt; manche oben oder zur Seite etwas eingedrückt, um desto besser gefaßt zu werden. Solche Schlag- oder Klopfsteine finden sich zuweilen in deutschen Opferorten, z. B. bei Schlieben, nach D. Wagner's Tempel u. Pyramiden an d. Elster, 1828; Aegypten in Deutschl. 1833.

Schleudersteine. Der uncultivirte Mensch gebrauchte Steine zum Werfen, wie die Natur sie eben darbietet, obwohl möglichst ausgesuchter Art, kugel- und scheibenförmig ꝛc. Der Wurf geschah zuerst allein mit der Hand, oder auch mittelst eines Stabes mit eingeklemmtem Steine; später mittelst einer beutelartigen Schleuder. Solche größere u. kleinere, meist halb abgerundete Steine, unbezweifelt zum Schleudern bestimmt, fand man z. B. mehrere Wagen voll bei einem römischen Walle im Odenwalde (nach Knapp). Als künstlich bearbeitete Schleudersteine sind ohne Zweifel die abgeplatteten, kugelförmigen Steine anzunehmen, welche ringsherum eine vertiefte Spur oder Rille für eine herumzulegende Schnur besitzen, mittelst welcher dieselben wiederum zurückgezogen wurden, z. B. Taf. II. N. 44 a aus Mecklenburg (nach Lisch); solche fanden sich auch in der Mark u. zumal in nördlichern Gegenden, obwohl selten. Eine verwandte Art, nehmlich eirund u. abgeplattet, mit gleicher Rille, wie N. 44 b (aus der Kieler Alterth.-Samml.), deren sich auch bei Schlieben, in Mecklenburg, in scandinav. Ländern ꝛc. fanden, jedoch ebenfalls sehr selten, hat man gleichfalls für solche Schleudersteine gehalten; aber auch für portative Schleifsteine, und, weil sich bei einem solchen calcinirte Fischgräten fanden, für gewichtartige Beschwerungen an Netze beim Fischen (Ledebour, Museum S. 155). Wahrscheinlicher sind es Weberschiffchen, mit welchen der Einschußfaden durch die Werfte geworfen wurden; das Weben ging damals allerdings langsamer u. schwieriger von Statten. Hierbei muß noch der steinhammerartigen Geräthe von oft wenig gebrannten Thon gedacht werden, Taf. II. N. 43, wie solche an mehrern Orten z. B. auf dem Opferheerde bei Schlieben, gefunden wurden. Manche sind sehr unförmlich u. roh; das bald mehr, bald weniger in der Mitte befindliche Loch scheint oft weniger zur Aufnahme eines Stiels geeignet, als zum Durchziehen einer Schnur. Viel zu zerbrechlich, konnten sie nicht zu Hämmern dienen. Man hat sie für Symbole, als wohlfeile Repräsentanten von Thorshämmern gehalten, da z. B. bei Urnen in einem hessischen Grabe, bei jeder ein solches durchbohrtes Thongeräth, gefunden worden ist, (Götting. Anz. 1826. S. 303); doch auch für Beschwerung zu Fischernetzen. Sie können aber auch als Gewichtsteine gelten, da sie, aufrecht gestellt, zu solchen sehr geeignet erscheinen, wenn es damals viel zu wiegen gab. So wie andere Gegenstände solcher räthselhaften Art, können auch diese leicht zu verschiedenartigem Zweck, zumal in entfernten Gegenden, gedient haben. Von muthmaßlichen Mahlsteinen oder sogen. Kornquetschern, so wie als Amulette benutzten, kleinen, flachen Steinchen, von steinernen Spindelwörteln ꝛc. gedenkt der Verf. später Näheres mitzutheilen.

Anm. VII. Die beschriebenen Steingeräthe finden sich 1) und zwar besonders Keile und Feuersteinwaffen in Grabstätten, welche aus Felsblöcken u. Steinplatten zusammengesetzt sind, und als die ältesten, daher als celtische oder ur-

germanische Steingräber (Hünenbetten, Steinkisten) gelten; übrigens mit keinen oder nur selten dabei vorkommenden Bronze-Werkzeugen; zuweilen mit Urnen, doch nicht Knochen enthaltend, daher nur als Weihgefäße zu betrachten; oft auch ohne solche und selbst ohne Scelette. Sie finden sich in den Gegenden, welche früher keltische und germanische Völker besetzt hatten, in den scandinavischen und nördlich-deutschen Ländern, den Niederlanden, dem nördl. Frankreich und England. In 2) (für germanisch zu haltenden) Hügelgräbern finden sich jene Steingeräthe bei Sceletten und bei Urnen mit verbrannten Knochen, und bei beiden Arten in Gesellschaft mit mancherlei Bronzegeräthe, welches letztere zum Theil sich als unläugbar römischen Ursprungs ergab; — meist auch in denselben Gegenden. Sowohl in Deutschland, am Rhein, in Thüringen, Ost- und Norddeutschland, als auch in Scandinavien und im gallischen Frankreich hat man oft gefunden, daß jedem verstorbenen Krieger ein Streitkeil oder eine Streitaxt mit beigegeben wurde, bei Sceletten oft unter dem Kopfe oder zur Seite liegend, bei manchen, in Heidengräbern (z. B. bei Mansfeld) steckten sie noch in der Hirnschale, vielleicht zur Andeutung des Todtenorts; bei verbrannten Knochen theils in, theils neben der Urne. 3) In den muthmaßlich spätern, den Slawen zugeschriebenen Gräbergattungen ohne Hügel, den sogen. Heidenkirchhöfen, mit nahen aneinander gesetzten Urnen, und mit wenig oder keinen bronzenen, mehr eisernen Geräthschaften, werden sie selten oder nicht bemerkt. 4) Auf heidnischen Opferorten hier und da; 5) in Moorbrüchen, in lehmigen und sandigen Gegenden, u. ähnlichen Erdschichten neuerer Formation (seit der Menschenbewohnung), so auch zuweilen auf (tief unter der Erdoberfläche entdeckten) uralten Straßen ꝛc.; endlich 6) im gewöhnlichen Erdboden, als Aecker, Wiese, Forst ꝛc. benutzt. Die Ansicht, daß die Steinwaffen, in Hinsicht des frühesten und allgemeinern Gebrauchs, der Zeit angehöre, wo jene Steingräber gewöhnlich waren, theilen auch die dänischen und and. nordische Alterthumsforscher, und deren Urtheilen ist zumal in so fern ein hohes Gewicht zuzuschreiben, als die nordischen Länder von slawischen Nationen nie betreten wurden, und aus den Alterthümern der ersten daher auf Unterscheidung des slawischen und nicht-slaw. Ursprungs anderer desto leichter geschlossen werden kann. Manche stellen in Bezug auf jene nord. Länder drei Perioden auf: 1) keltische oder urgerman. Bewohner; 2) germanische (mit Steingräbern u. Stein-, so wie Bronzewaffen); 3) normännische, welches letztere im westl. Deutschland mit der fränkischen, und im östlichen Deutschland mit der slaw. Zeit (mit den eisernen Waffen) übereinstimmen würde.

Anm. VIII. Der religiöse Gebrauch solcher Steinwerkzeuge läßt sich nicht abläugnen, und fand auch bei andern frühern Völkern statt. So wird z. B. bei der Erzählung vom Abschlusse des Bündnisses der Römer u. Albaner, eines solchen zum Schlachten des Opferschweins durch den Fecialen gedacht, der dazu auch eine besondere Grasart von der Burg holte und so andere Fälle; vergl. Grimm Rechtsalterth. u. Diefenbach in d. Hess. Alt. Archiv 1835. I. Man nahm früher an, daß sie zum behutsamen Abhäuten beim Opferthierschlachten angewendet wurden (ebenso wie auch die Kelts), doch möchten wohl Hölzer dazu bessere Dienste leisten. Daß man sich das Opfern nicht alltäglich u. aller Orten denken darf, ist oben bemerkt, um so weniger konnte jenes der einzige Zweck solcher Instrumente seyn, wie Manche wähnen. Als Symbole galten unbezweifelt die ungewöhnlich großen, wie z. B. ein solcher am Eingange eines Steingrabes in Jütland, um den Todten vor Unheil zu schützen (Thorlacius Aufsätze 1812); so wie die ungewöhnlich kleinen, in Kindergräbern, oder auch als Amulette getragen (vergl. Emele über Amulette 1827). Wie sich solche Gebräuche in Sagen erhielten, beweiset z. B. die von Grimm angef. Sage vom Schmied von Jüterbog, welcher sich von Gott die Gunst erbittet, daß sein Hammer mit in den Sarg gelegt werde, um damit die Teufel u. bösen Geister abzuhalten. Der muthmaßl. Hämmer von Thon, als Symbol, um steinerne zu sparen, wurde bereits Anm. VI. gedacht.

§. 15. Die Teufelssteine bei Budissin und Camenz.

Ein besserer Gesell der alte Teufel war,
Als jetzt, in Mensch-Gestalt, des Teufels Vettern-Schaar.

Dem Teufel ist es stets übel ergangen; erst gehaßt und verfolgt, später im Respect so gesunken, daß ihm das Lächerlichste nachgesagt

wurde, — daher der Ausdruck: „der dumme Teufel", und aus Mitleid auch: „der arme Teufel" — und jetzt, was fast noch übler ist, will selbst kein Schulkind mehr an seine Existenz glauben. Er wäre längst vergessen, hätte ihn nicht Goethe als „Mephistopheles", und Kind-Weber als „Samiel" wiederum etwas zu Ehren gebracht; würde er nicht in manchen Gegenden noch jetzt aus Erwachsenen ausgetrieben (wie in Schwaben durch Kerner) oder wenigstens bei der Kindtaufe, wobei man auch wohl den Fensterflügel zu öffnen pflegt (wie noch vor einigen Decennien der Verf. in einem ausländischen Orte diese Sitte bemerkte); gäbe es endlich nicht auch bei uns noch zahlreiche Teufelssteine, denen es vorjetzt insbesondere gelten mag.

Einen Teufel, nach christlichen Begriffen, als den Urheber alles Uebels, als einen unbedingt bösen Geist, besaßen weder die heidnischen Slawen, noch die Germanen; sie wurden erst durch die christlichen Bekehrer mit ihm bekannt; besaßen jene auch unfreundliche, böswillige Geister, so waren dennoch diese anderer Art, auch durch Opfer leicht dahin zu bringen, daß sie ihre Macht nicht ausübten. Die Idee eines obersten bösen Wesens, als Gegensatz eines guten, ging ohne Zweifel aus der persischen Mythologie (mit ihrem Ariman, als Feind des Lichtgottes Ormudz) und der ägyptischen (mit ihrem Typhon) in die jüdische über, aus dieser aber später in die christliche, und, obwohl in der Bibel nur bildlich gemeint, und den bösen Neigungen des Menschen geltend, dennoch vielfach mißverstanden. Statt das Volk auf die eignen bösen Triebe, als die eigentlichen Quellen des menschlichen Unheils hinzuweisen, wurde demselben, zumal bei der Bekehrung, der Teufel als dessen Ursache und zwar oft so genau in Gestalt und Farbe geschildert, daß an dessen Existenz und seiner theilweisen Herrschaft auf der Erde nicht mehr zu zweifeln war, zumal da man noch dazu mit Bequemlichkeit ihm alles Uebel zuschreiben konnte, statt dem Mangel an Selbstveredelung. Der aus dem Griechischen entlehnte Name Diabolos ging in das Lateinische und dann in's Althochdeutsche (Diufal, später Tiuvel, Tüvel ꝛc.), so wie in das Slawische (Djabel ꝛc.) über. In letzterer Sprache wurde er, wegen der Schilderung seines unheiligen, Finsterniß liebenden Wesens, als der schwarze Gott, Tschernybog (czorny oder czerny, boh oder bog, nach verschiedenen Dialecten), und das wohl daraus entstandene Tschart oder Tschert (czert), Teufel, bezeichnet; daher gleichsam als Gegensatz des Bielybog, des weißen, hellen, nehmlich gütigen, Gottes.

Bei der Bekehrung der Germanen und Slawen waren die christlichen Geistlichen bemüht, die heidnischen Götter derselben als teuflische Wesen zu schildern; die Neubekehrten mußten sogar, obwohl sie keine klare Idee vom Teufel besitzen konnten, dennoch ihm eidlich entsagen. Wie dieß — und zwar sehr ähnlich dem noch unlängst üblichen gleichem Entsagen der getauften Kinder mittelst ihrer Taufzeugen — vor elfhun-

dert Jahren erfolgte, belehrt uns die noch erhaltene merkwürdige Abschwörungs- und Glaubens-Formel vom Jahre 743, wornach die Franken, Sachsen und Thüringer schon damals ihr Bekenntniß abzulegen hatten: „Ec forsacho diabole.“ (ich entsage dem Teufel) wie dieß in der Anm. I. ausführlicher mitgetheilt ist, da es zugleich der Nennung alter Götter gilt. Die den letztern gewidmeten Opferorte wurden als Teufelsaltäre, Teufelskanzeln rc. geschildert, um desto eher von deren Besuche abzuhalten. Und so wie, zur Heidenzeit, den Riesen, so wurde, nach der Bekehrung, dem Teufel und seinen dienstbaren Geistern alles Ungewöhnliche und Unheimliche zugeschrieben, daher jene Teufelssteine, Teufelsmauern, Teufelswinkel rc. Er spielte damals eine bedeutende Rolle und ward, nebst manchen Heiligen, öfterer genannt, als der Geber alles Guten selbst; ja es ist bekannt, daß man noch in späterer Zeit dem Teufel, und dem Erzengel Michael, jedem eine Kerze anzündete, um auch jenen für sich zu gewinnen; mancher gute Christ weihte ihm sogar öfters zwei Kerzen, weil er ihm mehr, als gute Geister, zu schaden vermochte; — ganz so, als wie man auch jetzt noch bösartigen Menschen mehr Ehre und Gefälligkeit, als gutartigen, zu erweisen pflegt. So gefürchtet er aber Anfangs war, so minderte sich nach und nach sein Ansehen und der Glaube an seine Macht. Geschah es deshalb, weil er sich zu wenig leibhaft zeigte, oder daß vielleicht die christlichen Priester, um die Unmacht der, als Teufelsgenossen angenommenen, alten heidnischen Götter, desto anschaulicher darzustellen; genug, man scheute sich nicht, ihm die lächerlichsten Dinge anzudichten, die, wenn sie wahr wären, ihn völliger Kraftlosigkeit und selbst der größten Unverständigkeit zeihen müßten; er war nicht nur als unmächtig gegen göttlichen Willen, sondern ward sogar öfters durch menschliche List überflügelt. Unzähligemale, — in ganz Deutschland finden sich die Beweise, — wollte er Steinblöcke gegen neu errichtete christliche Kirchen schleudern, weil sie ihm ein Dorn im Auge waren, doch fielen sie gewöhnlich noch vor dem Ziele nieder; so liegt z. B. bei Hennersdorf, unfern Görlitz, ein Teufelsstein, womit der Teufel die Kirche zu Ludwigsdorf zertrümmern wollte, allein er fiel weit davon nieder. Einen ähnlichen Teufelsstein bei Biesig, an dem Wege von Görlitz nach der Landeskrone, mit deutlichen Eindrücken der glühenden Teufelskralle, erinnert sich der Verf. vor langen Jahren selbst gesehen zu haben; er soll seitdem gesprengt worden seyn. Der Teufel, erzürnt, daß in Görlitz die majestätische Peterskirche erbaut wurde, riß nehmlich einen Felsblock von der Landskrone und wollte damit gerades Weges nach Görlitz, um jenen Bau zu zerschmettern; doch eine höhere Macht hatte die seine gelähmt, so daß er den Fels auf dem halben Wege fallen lassen mußte. Den Bau der Halberstädter Domkirche wollte er auf gleiche Weise zertrümmern; das ihm gegebene Versprechen, ein Weinhaus daneben zu bauen,

bewog ihn aber, den Stein vor dem Ziele fallen zu lassen; es ist der Lügen- oder Legge-Stein auf dem dasigen Domplatze, mit einer Höhle, die der Daum seiner Hand eindrückte. Zuweilen gelang es ihm allerdings wegen zu leistender Arbeit manche ihm dafür verschriebenen Seelen zu erlangen, aber meistens wurde er durch menschliche Klugheit bethört. Einst half der Teufel einen Baumeister die Sachsenhäuser Brücke bauen, wofür ihm, wenn sie in zwei Tagen fertig wäre, das erste lebendige Wesen zugesagt wurde, das über die Brücke gänge; als sie nun auch zur Stunde glücklich beendigt war, trieb der Baumeister einen Hahn vor sich her über dieselbe. Der Teufel sah sich betrogen und warf aus Wuth den Hahn durch die Brücke, so daß Löcher entstanden, die, immer vom Neuen zugemauert, dennoch stets wiederum einfallen. Auf einen gleichen Accord gab der Teufel auch Geld zum Dombau in Aachen her, und als man, zu gleichem Betruge, einen Wolf zuerst hinein ließ, warf der Betrogene das eherne Kirchthor so gewaltig zu, daß noch jetzt ein Sprung davon zu sehen seyn soll. Auf dieselbe Art wurde er in der Schweiz überlistet, wo man über die von ihm gebaute Brücke über die Reuß eine Gemse trieb. Doch zuweilen wurde der bethörte Teufel auch so entrüstet, daß er den gefertigten Bau zertrümmerte. So sieht man z. B. noch zahlreiche, drei große Steinkreise bildende Trümmer auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild liegen. Ein Graf versprach einst dem Teufel seine Tochter, wenn er ihm in einer Nacht eine dreifache Mauer um seine Burg ziehen wollte; doch es gereute ihm bald, und seine Tochter, die ihm das Geheimniß entlockt hatte, bat ihre Amme inständigst um Rettung und Hülfe. Diese, eine obschon edle, doch, was sich damit sehr gut verträgt, auch zugleich eine kluge Person, schlägt, als der Teufel fast schon fertig, auf ihre Schürze, um den Hahn zum Krähen zu bewegen, und dieß geschieht auch. Doch als der Teufel sich betrogen sieht, — denn das Hahnkrähen ist das Zeichen, daß die Nacht und mit ihr auch seine Macht vorüber —, warf er aus Unwillen den ganzen Bau über den Haufen. (Vergl. S. 92. Z. 28.)

Daß der Teufel sich gern als Besitzer eines Theils der Erde brüstet, ist schon aus der Bibel bekannt; er besitzt auch manche Gegenden in Deutschland. Auf dem Teufelsfelsen bei Cösein zeigte der Teufel einst dem Herrn Christus die Reiche der Welt; er wollte Alles abtreten, nur zwei Dörfer der Nähe als Leibgeding behalten. Ebenso erinnert sich der Verf. aus seiner Jugend einer gleichen Sage in der Oberlausitz, wo es auf der Landskrone geschah; nur das Dorf Rothwasser — wenn er nicht im Namen irrte — wollte der Teufel bei der Ueberlassung ausnehmen; (es gab da viel Pferde- und Flachs-Händler, bei denen man, beim Handelsverkehr, wie die Leute sagten, sich sehr vorsehen mußte). Einst stritten sich Gott und Teufel um die Herrschaft über die Erde; es sollte die Mauer beim Teufels-Tanzplatz, seitwärts beim Dorf Thale bei Blanken-

burg, die Scheidung seyn; (ebenda, wo auch der Schauplatz der Zwergsage S. 57 ist, und wahrscheinlich einer dasigen Wenden-Colonie geltend). Doch dem Teufel war seine Erdhälfte zu klein, daher erhielt er noch das Dorf Thale und führte nördlich davon die zweite Teufelsmauer auf, die ebenso aus geschichteten Felsblöcken besteht, wie die heidnischen Opferorte bei Königshayn §. 13. und Budissin §. 16. — Junge Mädchen waren vor ihm nicht ganz sicher. Einer der größten Felsblöcke der Mark Brandenburg, der größere Markgrafenstein bei Fürstenwalde, ist, ungeachtet seiner unermeßlichen Schwere bei einem Umfange von 95 Fuß, einstens — nicht von einer Wasserfluth dort angeschwemmt, nach der Geologen Meinung, sondern — vom Teufel auf den Berg geschafft worden. Er hielt eine reizende Fürstentochter darin verschlossen, deren Jammergeschrei öfters vernommen worden ist. Sie muß aber noch befreit worden seyn, denn man fand sie nicht mehr, als aus jenem Felsblocke die prächtige kolossale Granitschale (von 1500 Centnern Schwere, 22 Fuß im Durchmesser, 3½ Höhe) bearbeitet wurde, welche jetzt den Vorplatz vor dem Museum in Berlin ziert. — Der Teufel geht aber auch zuweilen sehr unbehutsam zu Werke. Einst war der Teufel, — so erzählt eine lausitzisch-wendische Sage, — auf dem Wege um Kneschki auszusäen, nehmlich kleine Herren oder Junker; (knježki, als Deminutiv von knjes, wend. Fürst, Herr vom Stande, weltlich wie geistlich, daher auch Rittergutsbesitzer, Priester etc. so genannt, kniaz poln.) Als er, von der Baußner Gegend aus, über Wittichenau, Hoyerswerde und Senftenberg kam, um in der Niederlausitz seine Saat fortzusetzen, verlor er bei dem Dorfe Skado bei Senftenberg einen solchen Kneschk. Aergerlich sagte er: „to je skoda"! nehmlich „das ist Schade"! weil er den Junker hatte für die Nieder-Lausitz aufsparen wollen, wo es vielleicht noch an solchen mangelte. Und davon hat denn auch jenes Dorf seinen Namen erhalten.

Zu den beachtungswerthesten Teufelssteinen der Oberlausitz gehören:

1) Der Teufelsstein bei Camenz, Taf. II. N. 27. von der Ostseite; er befindet sich 1 St. N. von dieser Stadt, und gegen 500 Schritt O. von der Senftenberger Straße, auf den Flurgränzen der etwa ¼ St. davon liegenden Dörfer Biela, Zschorna und Bernbruch, am Rande eines Gehölzes. Dieser gegen 10 Ellen hohe Granitblock mußte die Blicke schon der ersten Bewohner wegen seiner seltnen, gleichsam froschartigen Figur auf sich ziehen, weshalb er nicht nur zur Gränzscheide, sondern auch zu einem Opferaltare gewählt wurde. Da, wo er jetzt zum Theil abgesprengt (und auf der Zeichnung punktirt) ist, befand sich früher eine kesselartige Aushöhlung, von mehrern kleinern Löchern umgeben. Auf die, an der östl. Seite, längs des untern Theils des Steines, hinlaufende Vertiefung bezieht sich folgende Sage. Als das erste Gotteshaus in Camenz erbaut

werden sollte, habe der Teufel den Baumeister zu verführen gesucht und ihm angelegen, jenen Fels dazu mit zu benutzen, weshalb er ihn auch zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle schaffen wolle; allein der Teufel hatte seine Kraft überschätzt. Er legte zwar eine große Kette um den Stein, wovon noch jener Eindruck, und hob ihn in die Höhe; doch er marterte sich vergeblich damit, und als mit dem Schlag 12 Uhr der Mitternacht des bestimmten Tages es noch nicht gelungen war, ließ er ihn aus Verdruß wiederum fallen, so daß er noch jetzt ganz schief, nach Biela zu hoch, nach Camenz zu geneigt liegt, und fuhr auf und davon. In einigen, noch vor 50 Jahren neben dem Stein vorhanden gewesenen, tiefen Gruben, — Erdkessel, Teufelsgruben genannt, — hat der Teufel zuweilen gekocht und man hat dann in der Tiefe der Löcher es, einem Hirsebrei gleich, plappern hören, doch ist es gefährlich gewesen, Steine hinabzuwerfen. Ein paar Hirtenknaben aus Biela, welche ihr Vieh dabei hüteten und den Teufel necken wollten, warfen Steinchen in seinen Brei, doch hat er dieß sehr übel genommen; denn drei große schwarze Raben sind auf sie zugeflogen und haben sie und ihr Vieh, welches später lange Zeit Blut statt Milch gegeben hat, mit Flügel und Schnäbeln so übel zugerichtet, daß sie zur eiligsten Flucht in das Dorf genöthigt wurden; darauf ist es lange Zeit den Hirten verboten gewesen, in der Nähe des Steins zu hüten. Auch dem Bauer, welcher das Obere des Steins absprengte, ist sein Vandalismus übel bekommen, denn seitdem hat er wenig gesunde Stunden mehr auf der Welt, und von allen Bädern, die er besucht, keinen Nutzen gehabt. Eine Warnung für Andere, welche solche Opferfelsen ebenfalls zu vernichten gesonnen sind! In der Nähe desselben hat sich außerdem manches Alterthum ergeben; sowohl Urnen, als auch einige meißelähnliche Kelts und andere bronzene Geräthe, wobei ein Handring völlig den alten römischen gleicht; ebenso fehlt es nicht an einem Schatze in einer Braupfanne unter dem Felsblocke, von Geistern gehütet, wie Anm. II. ausführlicher erzählt ist. Wohl wird dieser Teufelsstein unbezweifelt als ein uralter, heidnischer Opferplatz, vielleicht noch bis in die ersten christlichen Zeiten benutzt, anzunehmen seyn, wobei auch jene räthselhaften Teufels-Kochlöcher ihre Bestimmung haben mochten.

2) Der Teufelsstein (NW.) bei **Kleinbautzen** (Taf. I. N. 4. von NW. Seite), $1\frac{1}{2}$ St. NO. von Budissin, zwischen jenem Dorfe und Plischkowitz (gegen W.), wo die Gränzen beider Dörfer zusammenstoßen und noch auf des letztern Grund und Boden. Die Lage solcher Opfer-, wie der Vertheidigungs-Plätze heidnischer Periode auf gemeinschaftlichen Flurgränzen mehrerer Orte ist eine häufig vorkommende Erscheinung. Während die nähere Beschreibung des Felsens in die Anm. III. verwiesen ist, wird hier nur auf das besonders Charakteristische desselben hingewiesen, nehmlich auf den, in der Spalte des Felsens befindlichen und nur mit großer Kraft-

anstrengung in diese hineingeschobenen Steinblock, auf welchem, wie Taf. I. N. 22. zeigt, zwei beckenartige Vertiefungen eingearbeitet sind. Zwei gleiche Kessel finden sich auf einem, am westlichen Fuße des Felsens liegenden Steine gleicher Größe, der unbezweifelt von jenem heruntergestürzt wurde. Gegen die so oft ungegründet erhobenen Zweifel, gilt es der Erwähnung solcher beckenartigen und anderer Eingrabungen in Opferfelsen, hat der Verf. in der Anm. IV. seine Ansicht mitgetheilt. — Jene beiden, mit Kesseln versehenen Steine bildeten, wie sich aus ihrer Gleichheit und Größe genügend ergeben möchte, die obere Platte des nördlichen, besonders zum Opferdienst bestimmten Felsens, wurden aber von der Wuth der christlichen Bekehrer herabgeworfen, nachdem vielleicht ein darauf stehendes Götzenbild vernichtet war; wahrscheinlich hatten die bekehrten Heiden noch heimlich auf dem Altare geopfert. Von diesen eifrigen Bekehrern wurden auch wohl einige, jetzt aber sehr undeutliche Zeichen auf den nördlichen Block eingehauen, um gleichsam den Stein zu entsündigen, oder vielmehr zu verchristlichen; man erkennt aber kaum noch ein Kreuz. Ein solches bemerkt man ebenfalls an einem daneben befindlichen Stein, etwa 5 Zoll groß; — dieß, ohne Zweifel aus gleicher Ursache entstanden, soll jedoch, der Volkssage nach, im Schwedenkriege eingehauen worden seyn, wie denn diesem Kriege so Manches fälschlich zugeschrieben wird. Außer einigen Gefäßbruchstücken hat man Alterthümer nicht dabei gefunden, vielleicht weil noch nicht Nachgrabungen veranstaltet wurden; dennoch wird von jenen Eingrabungen und den Sagen auf einen Opferplatz genügend hingewiesen. Die gegen 1 Elle weite Spaltung der Felsen war für manche damalige Opfer- und Priester-Zwecke, zum Verbergen, Durchgehen ꝛc. sehr benutzbar. An einer weiten Aussicht und der entfernten Sichtbarkeit des Opferfeuers fehlte es ebenso wenig, als an Volkssagen der Rockenstuben und Lichtgängen von den Felsen. Auf jene undeutlichen Eingrabungen, als Scheere, Nadel und Fingerhut gedeutet, bezieht sich folgende Sage. Der Teufel hatte einst mit einem listigen Müller ein Bündniß geschlossen, und ward von diesem auf das Mühlrad verlockt, wobei seine Beinkleider sehr beschädigt wurden. Er sah sich daher genöthigt, diese auf jenem Stein wiederum auszubessern; — davon noch der Abdruck jenes Handwerkszeuges, dessen Form sich seit jener Zeit nicht verändert zu haben scheint. Von einem Riesen, welcher auf dem Felsen ausruhte, ist Anm. V. Näheres enthalten. Von andern Teufelssteinen und damit in naher Verwandtschaft stehenden Fußtapfen, von Riesensteinen ꝛc. in sächs. Gegenden, hofft der Verf. im folg. Bändchen Nachricht und Abbildung mitzutheilen.

Außer den örtlichen Beziehungen der Teufelssagen auf einzelne Opferorte, gewähren sie zugleich eine nicht uninteressante Beschäftigung, wenn es der Erforschung gilt, wie sich dieselben nach und nach ausbildeten, wo-

her die einzelnen charakteristischen Züge entlehnt wurden und wie weit ihre Verbreitung sich erstreckt. Das Werfen der Steinblöcke ist aus dem tiefsten Heidenthum fortgeerbt, den uralten Riesensagen eigenthümlich und später, nach christlichen Ansichten abgeändert, auf den Teufel bezogen. Das Tragen der Menschen durch die Lüfte ward bereits dem germanischen Wodan zugeschrieben, von diesem aber auf den christlichen Teufel vererbt, und so hat auch des Teufels Großmutter ein Vorbild in der, des nordischen Riesen Hymir. Sein glänzendes Fest, Nachts vor dem 1. Mai auf dem Brocken, findet seinen Ursprung in dem uralten Maifeste (§. 12.) oder ähnlichem Opferdienste. Frühere Götter wurden öfters auch zum Theil als Thiere dargestellt, und die ihnen besonders zugeschriebenen Thiere haben ebenfalls ihre besondern Beziehungen; der Bock aber wird vielleicht deshalb dabei seyn, weil die von den Christen als teuflisch geschilderte slaw. Heupt-Gottheit bog hieß. Auch der Hahnenruf, als Zeichen des Tagesanbruchs, spielt in zahlreichen Sagen eine große Rolle, weil dann des Teufels nächtliches Treiben beendigt ist, und zwar meistens zeitiger künstlich bewirkt, um sein Bauwerk nicht zum Ende gedeihen zu lassen. Und so ähtliche Deutungen mehr. Doch räthselhaft ist es noch, warum von dem Teufel so häufig, — fast in allen deutschen Gegenden, — das Ausbessern seiner Kleidung, gewöhnlich der Beinkleider erwähnt wird, so auch S. 156. bei dem Königshayner Teufelssteine; — eine für ihn keinesfalls geeignete Beschäftigung. Doch vielleicht sollte es seine Armethei im höchsten Grade vorstellen, als ein neuerer Zusatz, und vielleicht von wandernden blutarmen Handwerksburschen früherer Zeit entlehnt, welche sonst, vor dem Einzuge in eine Stadt, ebenfalls am Wege oft auf gleiche Art ihre Tolette zu machen pflegten. Und wenn der Urheber alles Bösen so weit gesunken ist, daß er sich zur eignen Ausbesserung jener Bekleidung genöthigt sieht, so erscheint er allerdings als ein armer Teufel und keinesfalls meh als geeignet, der immer weiter verbreiteten Herrschaft von Wahrheit und Recht, — als dem Zwecke der Menschheit — entgegen zu wirken; — er müßte denn etwa noch mittelst Erbtheil und Vollmacht von den, in menschicher Gestalt, und in allen Ständen, Classen, Altern und Farben, uns hin und wieder auf dem Lebenswege begegnenden Menschenkindern seines Sinns geschehen. Denn mit diesen ist allerdings weniger gut Auskommen und es rathsamer, ihre Begegnung zu meiden, als bei dem alten Teufel mit einem so oft mißlungenen Thun und Wirken, während dessen Existenz, der allgemeinen Annahme nach, eine weit bessere Zeit war, als seitdem, wo auch der Geringste nicht mehr an ihn glauben, und seine Macht nicht mehr fürchten mag; — jene gute, alte Zeit, von so Manchem sehnlichst zurück gewünscht, doch nicht wieder zu erlangen, die aber, bei der nähern Beachtung so ergötzlicher Sagen, wenigstens noch im Bilde zu erschauen ist.

Anmerk. I. Diese Abschwörungs- und Glaubensformel — eine der merkwürdigsten altdeutschen, eilfhundertjährigen Sprachprobe — wurde wahrscheinlich vom thüringschen Apostel Winfried, später Bonifacius, (der Wohlthäter) genannt, im alt-niedersächsischen oder saalisch-fränkischen Dialect aufgesetzt, und bei dem Concilium zu Liptina (jetzt Lestines bei Cambray), im J. 743 als gesetzliches Bekenntniß bei der Taufe der Sachsen, Thüringer und and. heidn. Deutschen festgesetzt. Sie lautet (nach Maßmann's Schrift darüber 1830 und Roth's Denkmähler deutscher Sprache 1840) folgendermaßen in Fragen und Antworten: „Forsachistu (statt: Wider- oder entsagst du) diabole? — Ec forsacho diabole. — End allum diabolgelde (nehmlich Teufelsdienste oder -opfer)? — Ec forsacho allum diabolgelde. — End allum diaboles wercum? — End ec forsacho allum diaboles wercum vnd wordum, thunaer, ende woden, ende Saxnote (nehmlich dem Donnergott Thor, dem Wodan, und dem unbekanntern Saxnote, muthmaßlichen Sohne Wodans, nach Andern der Sax- oder Schwerdt-Genosse des letztern, nehmlich der Gott Freyr); ende allem them unholdum, the hiro genotas (Genossen) sint." Ebenso bei gleicher Fortsetzung, die Antwort: „Ec gelobo in gót, almahtigan fadear, — in crist, godes suno, — in halogan gast." — In einer süddeutschen Abschwörungsformel aus d. 9. Jahrh. (in Roth, wie oben) heißt es: „Forsachistu unholdun? — F. indiuuillon? (In-Teufeln, Hausgötzen) — F. allen den bluostrom, (Opfern) then heidineman hym za bluostrom indi za geldon habent" (die heidnische Leute ihnen zu Opfern und Spenden darbringen).

Anm. II. Daß Schätze, (eine ganze Braupfanne von Gold,) unter dem Camenzer Teufelssteine liegen, wird in der Umgegend als gewiß versichert, denn man hat sie oft brennen sehen, auch zuweilen Geld dabei gefunden. Doch aber soll das Nachgraben darnach sehr gefährlich seyn, da man den Zauberspruch nicht kenne, wodurch der den Schatz bewachende Geist zu bannen ist, wie es denn auch denen, welche es versuchten, gewöhnlich schlecht bekommen seyn soll. Einst versuchten beherzte Leute aus den obengenannten, umliegenden 3 Dörfern, zur Hebung des Schatzes, den Stein zu untergraben. Doch, obwohl es an einem schönen Vormittag geschehen, sey doch plötzlich ein furchtbares Wetter mit Sturm und Gewitter entstanden und ein herbeispringender Mann von verdächtigem Ansehen habe ihnen zugerufen: Seht ihr Verwegenen denn nicht, daß eure Dörfer in hellen Flammen stehen? Erschrocken aufblickend, haben die Arbeiter auch wirklich nichts als Rauch und Flamme gesehen, und sind sogleich nach ihren Orten geeilt. Doch, dort angelangt, hat die Sonne freundlich geschienen und es ist nichts von einer Feuersbrunst zu bemerken gewesen. Dadurch ist aber die Lust, wiederum nachzugraben, allen Umwohnenden auf immer vergangen.

Der untere Umfang des Steins beträgt gegen 60 Ell. und ein über den Stein der Länge nach gezogener Faden, betrug 30 Ellen. Auf der südl. Seite befindet sich ein Fußtritt und auf der östl. u. nördl. scheint die Natur selbst Stufen gebildet zu haben, obwohl noch nicht gnügend, um zu dem obern Theil zu gelangen. Nur etwa 500 Schritt vom Teufelssteine, auf die obgenannte Straße zu, unfern Biela, wurden Urnen, obschon meist zerbrochen, so wie bronzene Geräthe gefunden, und dabei zwei Kelts (ganz wie Taf. I. N. 43.), mehrere Ringe, wovon ein Handring (wie Taf. XIX. N. 9. in Emele's Alterth. v. Rheinhessen 1825), jedoch noch mit mehr Verzierungen und völlig den römischen ähnlich; ferner ein selten vorkommendes schaufelartiges 6 Zoll langes Geräth, eine Haarnadel mit Knopf und einem Seitenringe u. and. derartige Gegenstände, wie sie in deutschen Heidengräbern, — auch in reindeutschen Gegenden — gewöhnlich. Ebenso wurden Urnen in Grabhügeln bei den benachbarten Deutsch-Baslitz (wobei ein heil. See mit einer Insel) und der südlich angränzenden Nebelschütz, bei der Sandmühle, gefunden. Von den dortigen Urnen sind mehrere i. d. Verf. Oberl. Alterth. Taf. III. abgebildet. Da aber auch Münzen des frühern Mittelalters bei Biela, und eiserne Sporen u. and. Geräthe bei Bernbruch gefunden wurden, so scheint jener heilige Ort noch bis in die Zeiten der christl. Bekehrung sehr beachtet gewesen zu seyn.

Daß der wendische Dorfname Biela, weiß, Zschorna aber schwarz, bedeutet, ist schon früher bemerkt; vielleicht galten beide der Verehrung des Biel- und Tschernybog; doch könnte der erstere Name auch auf die Farbe des sandigen Erdbodens oder ein ähnl. gewöhnliches Verhältniß, der letztere auf die Lage im Schwarz-, nehmlich Nadelholz-Walde bezogen werden. Bern- (Bären-)

Bruch ist deutsch; der Dorfname Weißig, auf der vierten Seite des Steins, bedeutet Hochdorf, von wossoky (a. e.) hoch. Das benachbarte Dorf Baslitz wird gewöhnlich von bos, wend. Hollunder, abgeleitet, bekanntlich den Germanen und besonders den Slawen als ein geheiligter Strauch geltend; nach Anderer Meinung als Patronyme, basliz von Baslja, Basil. Von Rebelschütz fehlt eine wahrscheinliche Deutung, wenn man niebo, Himmel, und die dasigen heidnischen Urnen-Gräber nicht in Verbindung bringen will. — Mittheilungen über die Camenzer Gegend, in Bezug auf obige, wie künftig zu schildernde alterthüml. Gegenstände, verdankt d. Verf. seinem verewigten Freunde Stadtphys. D. Bönisch in Camenz, welcher sich durch Gründung des dasigen Barmherzigkeitsstiftes (zu Lessings Andenken) ein hohes Verdienst um die leidende Menschheit erwarb; ferner Senat. Gräve daselbst und dortigen Rittergutsbesitzer, Rittm. von Zehmen, von Jeschky rc.

Anm. III. Diesen, von den Wenden czerto-kamen, Teufelsstein, genannten Granitfelsen (Taf. I. N. 4. und von der entgegens. Seite N. 20.), deren es ähnliche auf benachbarten kleinen Anhöhen giebt, besteht aus 3 Felsblöcken und bildet ein sehr unregelmäßiges Viereck, von ungefähr 8 Ellen Länge und 9 E. Breite, 4—5 Ellen Höhe. In der Mitte befindet sich, völlig durchgehend, von O. nach W. zu, ein Raum von etwa 1 E. Die südliche Hälfte, aus einem Steine bestehend, ist gegen 8 Ellen lang, 4 E. breit; die nördliche, von ungefähr derselben Größe, besteht aus zwei übereinander liegenden Steinen, mit zwei unten eingehauenen Stufen, jedoch nicht gnügend, um heraufsteigen zu können. In die Spalte ist oben ein etwa 5 E. langer, 2½ E. breiter, ¾ E. dicker plattenartiger Stein (Taf. I. N. 22.) eingeschoben, auf dessen jetzigen Seiten- (und bei seiner wahrscheinlich frühern Lage die Ober-) Fläche zwei ovale Becken, auf eine Hand breit von einander, ausgehauen sind; eins gegen 18 Z. lang u. 14 Z. breit, das andere 12 Z. lang u. 10 Z. breit, beide 4 — 5 Zoll tief, und offenbar durch Menschenhand und zwar sehr geschickt ausgehöhlt. Ebenso liegt am Fuße des nördlichen Felsens eine, unbezweifelt von diesem herabgeworfene gleiche Steinplatte auf der Erde, 5 E. lang, 4 E. breit, ebenfalls mit 2 solchen kesselartigen Vertiefungen von Menschenhand, jede gegen 1½ E. lang, ¾ E. breit und 4—5 Z. tief. (Der Fels linker Hand erscheint auf d. Zeichnung N. 4. oben etwas zu weit herüber hängend, und, in größerer Entfernung gesehen, bilden beide eine mehr viereckige Gestalt.) Von den drei, auf der Platte des nördlichen Steins nur wenig zu bemerkenden, nur etwa ½ Zoll tiefe Zeichen, wird ein kreuzartiges, 6 Z. langes, als Scheere gedeutet, ein Strich von 3 Z. als Nadel und eine 1 zoll. Rundung als Fingerhut.

Anm. IV. Bekannt und wahr ist das Sprüchwort, daß der Regentropfen am Ende einen Stein aushöhlt; nur unrecht, dieß auf alle Vertiefungen in Felsen beziehen zu wollen; es wird stets auf die Regelmäßigkeit und auf die Natur der Steine selbst ankommen, ob z. B. bei gleicher Lage, auch an andern Stellen sich solche finden, und ob wegen and. Ursachen auf größere Wahrscheinlichkeit einer künstlichen Fertigung zu schließen ist. Mit demselben Rechte, als man bei solcher beckenartigen und and. Vertiefungen, selbst regelmäßiger Form, eine bloße Natureinwirkung annehmen zu können glaubt, mit eben denselben läßt sich auch behaupten, daß diese letztere auf sehr regelmäßige Eingrabungen religiösen Zwecks einen ungünstigen Einfluß äußerte, indem die Kantenschärfe, und so Anderes, ebenfalls nach und nach abgelöset wurde, so daß jene jetzt allerdings weit unregelmäßiger erscheinen. Will man das Eine behaupten, muß auch das Andere zugegeben werden, und so würde mit gleichem Rechte, selbst bei unregelmäßigen Vertiefungen dieser Art, ein früherer religiöser oder ähnlicher Zweck vor Jahrtausenden vermuthet werden können, wenn der Ort außerdem genügende Wahrscheinlichkeit dazu darbietet. Dieß als Entgegnung ein für allemal gegen solche Einwürfe bei übrigens unbezweifelten oder doch muthmaßlichen Opferorten heidnischer Zeit und stete Zweifelsucht, sobald nicht sogleich ein beglaubigtes Protocoll beigebracht werden kann, daß ein Steinmetz bereits vor 1000 — 1500 Jahren sich zu deren Fertigung gerichtlich bekannte.

Anm. V. Nach einer andern Sage hat auf diesem Teufelsstein ein Riese gesessen, der so groß war, daß er von da blos einen Schritt bis Klein-Saubernitz nöthig hatte (und dieß sind gute 2 Stunden gegen NW.). Seine Füße reichten grad bis zu dem großen Teiche, der jetzt aber besät, wo er sich dieselben wusch; seine Pfeife zündete er sich bei der Gleina'schen Windmühle an; auch schleuderte

er einen großen ovalen Stein, der noch vorhanden, bis zu jenem Saubernitz, wo auch noch der Eindruck seiner Fußtapfen zu sehen ist. — (Die frühern kirchlichen u. and. Local-Verhältnisse dieser Gegend werden diese Sage vielleicht erläutern können, da bei solchen, Jahrhunderte lang erhaltenen Sagen nicht selten historische Beziehungen zum Grunde liegen.) Der Ortsname Pließkowitz hat keine Beziehung auf den Fels; (wend. Plußnikezy, vielleicht von plusk, Morast, Koth, wenn nicht vielleicht als Ableitung von dem Mannsnamen Plesch. Mittheilungen über diese Felsen sind zum Theil wie bei §. 16. erlangt).

§. 16. Götterberge der alten Wenden bei Budissin.

Hoch auf felsigem Ufer der Spree, bei Oehna, ein Stündchen nördlich von Budissin, stand ein Götze der heidnischen Wenden; einer alten Sage nach, mußten große Sünder von da aus, zur Büßung ihrer Vergehen, bis zum Tschernybog auf dem Praschiwa-Berge auf den Knien rutschen. Ob der Götze Flins geheißen, davon später; vorjetzt gelte es nur jenen Büßungsort aufzusuchen, wohin die Sage verweiset. Er findet sich auch inmitten einer Reihe von Bergen, welche sich, etwa 2 St. südöstlich von Budissin, längs der nach Löbau führenden Landstraße zur rechten Hand hinziehen; gegen 1 St. von dieser entfernt. Es ist der Meschwitzer oder Rachlauer Frageberg, der Tschernybog mit einigen andern, welche später zu erwähnen seyn werden. Sie sind meist mit Nadelholz bewachsen und mehrere davon mit zahlreichen grotesken, mauerartig-geschichteten Granitfelsen von 10, 20 und mehr Ellen Höhe bedeckt, wie ähnlicher bereits §. 13. bei Königshayn unweit Görlitz, näher gedacht wurden. Diese Felsschichten waren unbezweifelt eine Hauptveranlassung zur Wahl eines dasigen heidnischen Opferortes, so wie zugleich die von Landstraßen entfernte und durch Waldung bedeckte, wenig zugängliche, hohe Lage derselben. Nicht minder die herrliche, auf den Felsengipfeln zu genießende Fernsicht, welche das Auge weit hin, bis zum Riesengebirge und nach Böhmen hinein schweifen läßt, und ebenso tief in das Meißnische und in die Flächen der nördlichen Ober- und angränzenden Niederlausitz. Die Opferfeuer waren daher weit sichtbar und sie konnten zahlreiche Gläubige aus weitester Ferne herbeirufen. Der Frageberg möchte, in Hinsicht der Höhe, der Landeskrone schwerlich nachstehen. Auch mochte es zeitig Beachtung finden, daß diese Berge manche nützliche und heilsame Kräuter darbieten, wie dieß in den nördlichern, flachern Gegenden weniger der Fall ist. Die genauere gegenseitige Lage der Berge und der am nächsten umliegenden Dörfer ergeben sich aus dem Grundriß Taf. I. N. 14., dessen Erläuterung Anmerk. I. enthält.

Vor Allem gebührt es die Leser bei

1) dem Romanik zu versammeln, einer am östlichen Abhange des Pielitzer Berges befindlichen Schichtung von Steinblöcken, Taf. I. N. 25, an denen zwar etwas Merkwürdiges nicht sichtbar, wohl aber der Name beachtungswerth ist, denn er bedeutet: den Versammlungsort. Nähere Namens- und übrigens erforderliche Erläuterungen von diesen und den

folgenden Felsen sind in der Anmerk. II., unter gleich fortlaufender Zahl mitgetheilt. Einer Sage nach, versammelten sich hier die wendischen Stämme zu ihren Berathungen, oder auch, nach einer andern, die Gottesfürchtigen auf ihrem Wege zu den Opferorten, der auch hier eingeschlagen werden soll. Nur gegen 100 Schritt davon liegt:

2) der Kessel, ein Felsblock, welcher zwei (Taf. I. N. 30. abgebild.) offenbar durch Menschenhand eingearbeitete kesselartige Vertiefungen zeigt, wovon die größere vom Volke, der Kessel, die kleinere, der Kacheltopf, genannt wird. Die Sage erzählt, daß hier die Hände vor und nach dem Opfern gewaschen werden mußten und daß das gewöhnlich vom Regen darin verbleibende Wasser, als ein heiliges, nie, auch nicht im heißesten Sommer austrockne. Oestlich davon ist nun der Weg zur:

3) Hölle zu nehmen, Taf. I. N. 8., eine Felsschichtung, mit einer zum etwas gebückten Durchgehen geeigneten Oeffnung, ohne Zweifel dazu auch von den Opfernden benutzt; obwohl in der Hauptsache von Natur, scheint sie doch theilweise von Menschenhand dazu mit vorgerichtet zu seyn. Auf einem obern Steine befindet sich eine künstlich und scharf eingearbeitete Vertiefung, den Eindruck eines beschlagenen Pferdehufes ähnlich; wie Taf. I. N. 31. (vergl. Anmerk.) Dann folgt, noch weiter östlich:

4) das Teufelsfenster Taf. I. N. 7. eine ebenfalls geschichtete Felsen-Parthie, characteristisch ausgezeichnet durch eine runde Oeffnung an der obern Seite des einen Felsens, welche, der allgemein in der Gegend verbreiteten Sage nach, zum Orakel diente und wovon der Frageberg, Praschitza, den Namen erhielt. Das Fragen um Rath und Weissagungen war, wie fast bei allen heidnischen Völkern, auch bei den Slawen ein wichtiger Gegenstand des religiösen Cultus; doch ist hier nicht erklärlich, auf welche Art man die Antwort durch eine Oeffnung ertönen lassen konnte, da sie nicht tief hinein geht und bis jetzt eine Höhlung des Felsens und eine, von den Priestern benutzte unterirdische Verbindung noch nicht entdeckt ist. Frommer Priesterbetrug wußte es dennoch wohl möglich zu machen. Auch an Geistersagen von diesem Felsen fehlt es nicht, so z. B. von den aus jener Oeffnung zuweilen hervorschlüpfenden Koltki (oder kleinen Koboldchen; weshalb auch dieselbe die Koboldkammer heißt); ferner von einem Schatze in einem noch unentdeckten Keller. Solche Sagen sind gewöhnlich sichere Andeutungen auf frühere religiöse Orte. (Näheres in der Note II.) Nicht weit davon östlich:

5) die Teufelskanzel Taf. I. N. 10. eine ähnliche Steinschicht, von einem, durch weite Aussicht begünstigten, größtentheils freien Platze umgeben, und daher sehr geeignet zu einem Orte, um zu einer zahlreichen Menschenmenge zu sprechen, oder doch von da gesehen zu werden. Auch hier findet sich ein ähnlicher schmaler und menschenhoher Durchgang, der wohl nur durch Menschenhand dazu gestaltet seyn möchte. Obwohl

aber eine fast unglaublich erscheinende Menschenkraft dazu gehörte, solche Felsblöcke zu bewegen und zweckdienlicher zu schichten, so hat sich aus schon mitgetheilten Beispielen (Seite 23.) dennoch gnügend ergeben, daß es in früherer Zeit öfters ausgeführt wurde, ungeachtet es an den jetzt bekannten Mitteln fehlte, solche Felsblöcke von mehrern hundert Centner Schwere auf einander zu fügen.

6) Der Teufels- oder Tschernebog-Altar. Taf. I. N. 9., wo, der Sage nach, ein Abgott, und zwar der Tschernybog, stand. Warum der Verfasser Tscherny (schwarz) und Bog (Gott) schreibt, und nicht Tschorne und Boh, wie es im Lausitzisch-Wendischen meist erfolgt, ist in der Anmerkung erläutert. Auf einem am Fuße der Steinschicht befindlichen, wahrscheinlich von oben herabgeworfenen Blocke, befindet sich eine rinnenartige Vertiefung in Herzform; bei der Kleinheit der Abbildung erscheint sie allerdings künstlicher, als in der Wirklichkeit, und der Verfasser will auch nicht behaupten, daß sie von Menschenhand bearbeitet ward, da sie leicht natürlich seyn könnte, wie in der Anmerkung näher erwähnt; jedoch die obere Rundung ist mehr künstlicher Art. Auf diesen Fels bezieht sich auch die oben angeführte Sage vom Herrutschen der Sünder vom Flins-Altare bis zu diesem, wobei noch folgender Umstand erwähnt wird. Da der Berg ziemlich hoch und steil ist, und mehr als eine Viertelstunde zum Besteigen erfordert, so wurde einstmals einem Sünder das Heraufrutschen doch allzu schwer, den man deshalb, zu einiger Erleichterung, herauf geschleift haben soll. Noch im vorigten Jahrhunderte war es Sitte, daß sich an festlichen Tagen, besonders am ersten Pfingsttage, zahlreiche Landleute auf dem Frageberge zur Belustigung einfanden, welches man auf einen Ueberrest frühester Wallfahrten dahin deutet. Auf demselben Tschernybog-Berge, jedoch auf dessen östlicher Kuppe, befindet sich:

7) die Ente (wendisch Kaschka genannt), eine ähnliche Felsenschicht, mit ebenfalls herrlicher Fernsicht gegen Osten zu, wogegen die auf der vorigen, mehr westlich zu eine solche gewährt. Auf einem Felsblocke fand man eine gleiche künstliche und ebenso 6 Zoll lange Vertiefung, wie bei der Hölle, Taf. I. N. 30 und eine Herzförmige, 10 Zoll lang und breit und 4 Zoll tief. Oft bezeichnet man 2 Felsen mit obigen Namen, außer der großen, noch eine, als kleine Ente. Etwa eine Stunde südöstlich von jenem Tschernybog-Berge entfernt, auf Löbau zu und 1½ Stunde von dieser Stadt, befindet sich auf dem Klein-Dehsaer Berge:

8) der hohe, oder der große Stein, ebenfalls aus einer Reihe grotesker, mauerartig geschichteter Felsen, mit Schluchten und Höhlungen bestehend; Taf. I. N. 5. Man erzählt vom dasigen Opferdienste auf den sich besonders auszeichnenden zwei Felsen (linker Hand), welche beim Besteigen nicht minder ein erfreuliches Panorama lausitzischer Gefilde

erblicken lassen. Das Merkwürdigste dabei ist ein halbrunder Steinwall, ähnlich dem des Löbauer Berges, obwohl weit kleiner in Höhe und Umfang; Taf. I. N. 29. c. zeigt diesen, Anmerk. II. näher beschriebenen Steinaufwurf. Sein Zweck war vielleicht nur Bezeichnung des allein für Eingeweihtere oder Bevorzugte zugänglichen Opferplatzes, da seine Unbedeutsamkeit eine Befestigungsmauer nicht vermuthen läßt. Von hier aus, südlich zu, zwischen den Dörfern Mittel-Kunewalde und Beiersdorf, befand sich noch vor einigen Jahrzehnten, auf dem Gipfel des Beiersdorfer oder Bielebog-Berges:

9) der Bielybog-Altar (Taf. I. N. 6.), ein ebenfalls aus mehrern Blöcken geschichteter Granitfels, und ebenso, wie die vorherigen, mit trefflicher Aussicht, zumal südlich zu, und mit der Sage vom dasigen Opferdienst, obwohl ohne nähere Angaben. Außerdem gehörten wahrscheinlich noch zum Gebiet dieser Göttersitze:

10) der Butterborn, der sich durch seine Helligkeit und Frische auszeichnet,

11) die Schmoritz, eine Bergwaldung bei Mehltheuer, auf welcher sich ein merkwürdiger Steinwall mit verfallnem Keller und Brunnen und andern Mauerresten befindet, welches auf einen frühern festen Platz deutet.

12) Der Throm- oder Thron-Berg, wendisch Lubin, auch Slowin genannt, ist nur des schwierig zu erläuternden Namens und einer (jedoch sehr zweifelhaften) Sage wegen erwähnungswerth, nach welcher letztern wendische Könige oder Stammhäupter darauf sich versammelt haben, auch begraben liegen sollen. Die Namen der umliegenden Orte sind in der Anmerk. III. zu erläutern gesucht worden.

In Bezug auf die unter 1 — 9 aufgeführten Felsenschichtungen ist im Allgemeinen zu erwähnen, daß sich auf und bei denselben, außer den schon erwähnten, auch noch manche andere, unbezweifelt von Menschenhand erfolgten Eingrabungen meist rundlicher Art befinden, die zur einstigen Aufstellung von Götterbildern oder andern religiösen Zwecken dienen mochten, so z. B. wie Taf. I. N. 32. 6 Zoll lang 2½ tief. Es haben sich selbst in manchen solchen Vertiefungen noch hervorragende Ueberreste von eingekittetem Sandsteine vorgefunden, die wohl Götterfiguren gelten konnten, welche aber abgeschlagen wurden. (Vergleiche Anmerkung IV.) Ferner ergeben sich fast an allen diesen Felsen, abgesehen von Veränderung durch Verwitterung, Erdstöße und ähnliche Ursachen, augenscheinliche Zerstörungen von Menschenhand, die nicht auf Rechnung natürlicher Einwirkung gesetzt werden können; sie sind vielmehr nur dem Eifer der christlichen Bekehrer zuzuschreiben, welche dadurch der fernen Gottesverehrung an diesen Orten Einhalt zu thun suchten. Endlich ist noch auf die Lage dieser Berge hinzuweisen, welche gleich-

sam als Grenzscheide der (nördlichen) noch völlig wendischen Bewohnung nach Ortsnamen, Sitte und Sprache, und der (südlichen) deutschen Bevölkerung gilt, mit deutschen Ortsnamen bis mehrere Meilen nach Böhmen hinein. Daß diese südliche Gegend von Slawen bewohnt war und die letztern völlig ausgerottet, die Ortsnamen in Masse mit deutschen vertauscht wurden, ist nicht wahrscheinlich, weil sich das slawische Element in unmittelbar angrenzenden Gegenden völlig erhielt. Es scheint vielmehr der südliche Landstrich erst seit der Bekehrung angebaut, wenn er nicht vielleicht, wie es von ähnlichen benachbarten Grenzgegenden vermuthet wird, noch zur slawischen Zeit von Ueberresten germanischer (suevischer, oder, wegen des nahen Böhmens, markomannischer) Nationen, bewohnt war, die auch jene Felsen, ehe die Slawen ihren Opferdienst darauf verlegten, vielleicht zu gottesdienstlichem Gebrauche benutzten, zumal da solche Felsenaltäre ursprünglich mehr den Germanen, als den Slawen, zugeschrieben werden.

Von den auf diesen Felsen verehrten Göttern der Slawen erfahren wir jedoch nur die Namen Bielybog und Tschernybog, und selbst diese sind vielleicht nicht die ursprünglichen, sondern schon nach christlichen Ideen gebildete, weil ein dadurch angedeuteter Dualismus, — nehmlich die Verehrung eines guten und fast gleich mächtigen bösen Princips —, nicht im slawischen Göttersystem ursprünglich liegen möchte. Dieses ist überhaupt ein noch sehr räthselhafter Gegenstand. Sehr tadelnswerth muß es erscheinen, wenn nicht nur in ältern, sondern selbst oft in neuern Schriften, bei Anführung der slawischen Götter eines Landes, alle solche der sämmtlichen slawischen Nationen, von baltischen bis zum adriatischen Meere und von der Elbe bis zum Ural, aufgeführt; wenn die Götter der Nord- und baltischen Slawen auch den Böhmen, Serben, Russen ꝛc. zugewiesen werden und so umgekehrt. Ebenso unrecht ist es, wenn diesen Schilderungen angeblich wahrhafte Götterbilder beigefügt sind, da fast alle solche nur Phantasie-Gebilde, geschaffen nach oft sehr unrichtigen, meist ebenfalls erdichteten Angaben früherer Annalisten, seyn können, denn unbezweifelte slawische Idole möchte es kaum ein paar geben. Man wird sich daher in beider Hinsicht vor argen Täuschungen zu hüten haben; gleiches ist bei der deutschen Mythologie zu beachten.

Bei den so zahlreichen charakteristisch verschiedenen, und von einander völlig unabhängigen slawischen Nationen ist ein gleichartiges Göttersystem überhaupt nicht anzuerkennen; nur einige wenige Götter wurden fast bei allen verehrt, weil sie allgemein wichtigen Ideen galten, (z. B. Perun, als Donnergott, Swjatowit, der heilige Sieger, die bei mehrern (auch nordslaw.) Nationen vorkommende Siwa, Schiwa, als Frühlings- oder Lebensgöttin ꝛc.); — zum Theil auch unter verschiedenen Namen. Die

sämmtlichen slawischen Nationen standen weder unter einem Oberpriester, noch politischem Oberhaupte, der ihre Gottesverehrung gleichmäßig regeln, ihre Götter feststellen, die Ceremonien anordnen konnte, wie man oft wähnt, — von jetziger Kirchen-Disciplin fälschlich auf damals schließend. Die größern, die auffallendsten Naturkräfte personificirenden, oder ausgezeichneten Heerführern geltenden Götter verbreiteten sich zeitig in die einzelnen Stämme, jedoch durch National- und Local-Verhältnisse manche Umgestaltung erleidend; die Priestersitze im Lande schufen dazu neue, und, selbst von einzelnen Orten aus, verbreitete sich oft die Verehrung eines göttlichen Wesens weit hin, je nachdem dessen Priester das Volk dafür gnügend zu begeistern, ihre Rolle als Rathgeber, Weissager, Zauberer rc. dabei mehr oder weniger ausreichend auszuführen wußten. Ebenso wurden auch von Nachbar-Nationen neue Gottheiten bei erlangtem Rufe hoher Wunderthätigkeit angenommen, welche dann durch zugleich mit eingewanderte Priester besorgt wurden; daher ergiebt sich bei den Slawen der Einfluß der germanischen, wie scandinavischen und anderer fremden Mythologie. Daß bei einem jener 1) wenigen allgemeinen Götter der slawischen Nationen, zugleich die Idee des höchsten göttlichen Wesens, von ihnen Bog (Boh), Gott genannt vorschwebte, ist unbezweifelt, da wohl in allen Völkern eine, allerdings oft nur wenig ausgebildete Ahnung desselben verbreitet ist. Nächst diesen sind anzunehmen: 2) Landesgottheiten einzelner Nationen, und 3) Ortsgötter, die nur in einem kleinern Districte und an einem Opferorte bekannt waren; — obwohl eine strenge Unterordnung nicht ausführbar erscheint, abgesehen davon, daß man davon überhaupt wenig weiß. Außerdem sind, wie den Germanen, so auch den Slawen 4) eine Menge niederer geistiger Wesen eigen, welche die Wälder, Flüsse, Quellen, Felsen bewohnten oder in sonstiger Art, als den Menschen nützlich oder schädlich gedacht wurden. Bei einer Mythologie der Sorbenwenden und verwandten ostdeutschen Slawen wird allerdings auf einige fremde Gottheiten, so z. B. der rügischen und andern Nordslawischen Nationen, besonders aber auf die, der benachbarten Böhmen und Polen, Rücksicht zu nehmen seyn, mit welcher jene in so nahem Verkehr standen. Doch als Hauptursache gelten immer nur — wie denn bei mythologischen Forschungen nach neuester Ansicht überhaupt mehr ein gleichsam geographischer Weg eingeschlagen wird — die Andeutungen, welche sich aus nationalen und localen Verhältnissen, aus entdeckten Alterthümern, und aus Sitten, Sagen und Liedern, so wie — vorsichtig beachteten — Ortsnamen und andern Sprachüberresten ergeben. Nach dieser Ansicht hofft der Verfasser in einem künftigen Hefte einen Versuch darüber mitzutheilen, nachdem noch manche darauf bezügliche Oertlichkeiten und Sagen einzelner Gegenden mitgetheilt seyn werden.

Vorjetzt sey vorläufig, in Bezug auf jenen Bielybog- und Tschernybog-Gegensatz erwähnt, daß ein solcher bei keiner andern slawischen Nation, als scheinbar hier, sich so bestimmt ausspricht, wenn auch die einzelnen Götter, als vorzugsweise mit guten Eigenschaften oder mit nachtheiligen Einwirkungen geschildert und nicht minder die mit letztern verehrt werden, um ihren üblen Einfluß nicht in Ausübung zu bringen. Einer der obersten Götter und hauptsächlichsten Spender des Guten, konnte leicht als ein nur guter als ein Licht-, daher ein weißer Gott, Bielybog, gedacht werden; dabei bedurfte es nicht nothwendig eines direkten Gegensatzes, eines völlig bösen, schwarzen Gottes, eines Tschernybog, der sich weder in der Mythologie der böhmischen Tschechen, noch bei den Polen und Russen ursprünglich vorfindet; die zu Prillwitz in Mecklenburg gefundenen Idole aber sind zu sehr bezweifelt, als daß die Nennung derselben auf solchen einige Gewähr leisten könnte, vergl. Anmerk. V. Der Bielybog hatte jedoch in manchen Gegenden specielle Namen; hier als Swjatowit, dort als Rugiwit, Radegast rc.

Der Name des zweiten Gottes, Tschernybog, entstand aller Wahrscheinlichkeit nach erst dann, als die Slawen von den christlichen Bekehrern mit der Existenz des Teufels bekannt worden waren, für welchen, als der Fürst der Finsterniß, jener Name, schwarzer Gott, sehr gut geeignet war, und womit die Bekehrer überhaupt alle heidnischen Götter zu bezeichnen pflegten. Entweder der Name ging dadurch in den Mund des Volks über, daß die Christen die slawischen Götter so nannten, und der Berg erhielt diesen Namen, weil den letztern dort geopfert wurde oder worden war; er galt daher gleichsam als Bezeichnung heidnischen Gottesdienstes. Oder er ward einer dort verehrten besondern Gottheit beigelegt, ohne sie deshalb als absolut böses Prinzip, als einen Teufel im christlichen Sinn anzunehmen; die noch heidnisch Gesinnten, — denen jene Namen wohl oft genug vorgesagt wurden, mit der Erklärung, daß es einem böswilligen Gotte gelte — nahmen vielleicht keinen Anstand, den so üblich gewordenen Namen einem ihrer Götter, der ebenfalls üble Eigenschaften zeigte, und obschon bei manchem Guten, ihnen doch auch Nachtheil zufügte, beizulegen; wie z. B. dem Donnergotte, dessen Blitz und Ungewitter wenigstens ihnen Nachtheil brachte, und der daher einige Aehnlichkeit mit dem Erzeuger alles Bösen besaß, derselbe Gott also, welcher sehr allgemein als Perun verehrt wurde. Ob das nahe dabei befindlich Orakel ihm oder einer andern Gottheit angehörte, muß freilich dahin gestellt bleiben, ebenso wie, welcher Gottheit jener dritte Opferplatz, der große Stein bei Klein-Dehsa, gewidmet war. Es könnte sich dadurch aber eine so oft, und auch bei den Slawen, vorgefundene Götter-Dreiheit in Hinsicht der obern Götter ergeben, unbeschadet einer Menge anderer, (vielleicht Pschi-Bohy, w. Nebengötter genannt, nach schon christl. Ideen) und der Ahnung eines einzigen, höchsten Gottes, als dessen Ausfluß die übrigen galten.

Nur die persische Mythologie hat einen unverkennbaren Dualismus, in ihrem Ormuzd und Ahriman, als zwei feindlich entgegengesetzten Hauptgöttern; in der indischen, griechisch-römischen und germanischen findet er sich nicht. Bei den pantheistischen Religionen aber hat sich aus der Einheit Gottes meist eine Dreiheit, als Hauptprinzip, entwickelt; so z. B. bei den Indern, (Brahma, Wischnu, Schiwa), Griechen, (Zeus, Poseidon, Pluton), Germanen (Wodan, Donar, Fro oder Freija); bei den Rugiern (namentlich in der Karenza-Burg, Taf. II. N. 20. als Götterbilder, aufgestellt: Rugiawit, Porewit, Porenut); bei den Preußen (zu Romowe aufgestellt: Perkun, Pikul und Potrimus).

In zahlreichen Gegenden ist ein doppeltes Heidenthum anzunehmen; das frühere, rein-heidnische, und das spätere, das christlich-heidnische, nehmlich nach dem Wiederabfall vom Christenthume. Bei dem Zurückkehren zum alten Glauben an die geliebten Götter ward derselbe mit christlichen Ideen vermischt, wobei auch der von den Christen erhaltene Teufel seine Rolle spielte (oder wenigstens dessen auf einzelne Gottheiten bezogener Name). Die Oberlausitz kam in der Mitte des 10. Jahrh. unter die Botmäßigkeit der deutschen Kaiser, indem, von der 928 gegründeten Burg Meißen aus, die Unterjochung und Bekehrung der jene Provinz bewohnenden Milziener-Wenden zu bewirken gesucht wurde. Von deren, von den Deutschen eingenommenen und befestigten Hauptorte, Budissin aus, verbreitete sich der letztern Uebermacht immer weiter, und zugleich auch die Bekehrung der Wenden, die besonders eifrig erfolgen mochte, als Meißen 965 zu einem bischöflichen Sitze erhoben wurde. Da in Böhmen die christliche Religion schon um 894 (von Mähren aus durch Methodot) Wurzel gefaßt, besonders aber durch Herzog Wenzel, den Heiligen, (929—936) weitere Verbreitung erlangt hatte, so könnte sie auch gleichzeitig in der, mit jenem Reiche stets in so naher Verbindung gewesenen Oberlausitz, zumal der Görlitzer und Zittauer Gegend, einigen Eingang gefunden haben; doch die Erzählungen alter Annalisten davon sind nur als leere Muthmaßungen, als Fabeln, zu betrachten. Unbezweifelt erfolgte sie vom Meißnischen Bisthum aus weit kräftiger, um seinen Sprengel mehr und mehr gläubiger — nebenbei auch desto einträglicher — zu gestalten und, mit Ausnahme des Zittauschen Districts, verblieb die übrige Oberlausitz stets unter jenem Meißnischen Stifte, obwohl auch sie bis 1620 Böhmens Fürsten gehörte, denn die kirchliche Oberherrschaft richtete sich damals nicht nach der politischen.

Doch die christliche Religion der damaligen Zeit konnte den heidnischen Slawen, wie den Deutschen, nicht so annehmlich erscheinen Manche, den ihrigen ähnliche Verhältnisse gab es zwar dabei; z. B. daß ihnen ebenfalls Bilder, des Kreuzes wie zahlreicher Heiligen, zur Verehrung

dargeboten wurden und mithin nur deren Form vertauscht, das Wesen des Bilderdienstes fast beibehalten, und dabei auch gestattet ward, gegen reichliche Spenden, Andere, nehmlich die Priester, für sich beten und die Vergehen sich von diesen vergeben zu lassen. Allein befremdend mußte es ihnen erscheinen, daß sie, statt des fröhlichen Opferdienstes mit Tanz und Gesang, als Dank für reichliche Gaben der Götter — und wer könnte bei ihrem Bildungszustande eine sinnliche Freudigkeit ihnen verdenken! — nur mit Fasten, strenger Buße und ernsten Gebeten den Gottesdienst abhalten; daß sie die, so Manchem in späterer Zeit noch völlig unbegreifliche Lehre von der Erbsünde sich klar vorstellen und wegen letzterer dulden sollten. Und so Anderes ihnen Unerklärliche, noch dazu in einer fremden Sprache mitgetheilt, die nicht selten zu argen Mißverständnissen führte, wie denn z. B. der Merseburger Bischoff Dithmar in seiner Chronik der damaligen Zeit klagt, daß die Slawen aus dem Kyrie Eleison, ein „Ykrivolsa", in ihrer Sprache: „im Strauche die Erle" (Anm. VI.) gemacht hätten. Noch tiefer mußte die christliche Religion in die ökonomischen und politischen Verhältnissen eingreifen. Statt früherer beliebigen Opfergaben, wurden sie zu einer bestimmten und zwar streng eingeforderten Decem-Abgabe verpflichtet; statt seltnern und beliebigern Opfertagen wurde der siebente Tag jeder Woche dazu bestimmt, was, wenn auch den Dienstleuten, doch den Dienstherren eben nicht angenehm seyn mochte. Und endlich, statt ihrer Opferpriester, — welche von des Volkes Gaben und den Einfluß der politischen Obern abhingen, und deren Dienst oft selbst mit den der Volksobern verbunden war, — Einführung eines neuen, eines herrschenden Priester-Standes, welcher nicht nur die Glaubens-Verhältnisse mit weltlicher Strenge zu leiten, sondern sich selbst häufig in politische zu mengen, beeifert war. Von einer allseitige Wohlfahrt bringenden Selbstveredelung, von der reinen, thatkräftigen Nächstenliebe, von dem beruhigenden festen Gottvertrauen und beseeligenden Unsterblichkeits-Glauben und anderm Wesen der erhabenen, menschenbeglückenden Christus-Religion erfuhren sie wenig oder nichts; letztere in ihrer biblischen Reinheit und eifriger, tagtäglicher Ausübung gemeint.

Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß die Sorben, so wie früher die alten Sachsen, fast nur durch Gewalt zur Annahme der neuen, ihnen völlig fremdartigen Lehre bekehrt werden konnten, und daß ihr eifrigstes Sehnen war, zu ihren geliebten Göttern wieder zurückzukehren, die, ohne solche Aufopferung, ihnen so manches Gute gewährt hatten. Gelegenheit dazu gab es, und zur Empörung überhaupt, bei den steten Kriegen der damaligen Kaiser und deren, über die eroberten Slawenländer gesetzten Markgrafen, welche ihre Macht daher meist anderwärts brauchten, und wobei die meißnischen Bischöffe sich nicht minder mit einmischten. Die öftern Einfälle der Polen-Herzöge

in das Meißnische und die Belagerung der dasigen Burg 1015; die Besitznahme der Oberlausitz 1002 durch jene, welche letzte erst 1030 wiederum in meißnische Hände gelangte, so wie die spätern öftern Fehden, begünstigten jenen Rückfall. Zwar gab es in Breslau seit d. J. 1000 ein Bisthum und die zugleich Schlesien beherrschenden Polen-Herzöge bekannten sich schon seit 965 zur christlichen Religion; es mochte aber ebenfalls noch eine halbheidnische seyn. Zu dem war sie in allen diesen Ländern meist nur an den Fürstenhöfen und in den deutschen Burgen und größern Städten gnügend verbreitet, wo es christliche Priester gab; die kleinen Orte waren sich selbst überlassen, und blieben meist im frühern Verhältnisse, denn das alleinige Taufen war ohne Erfolg, wenn nicht Priester am Orte fortwährend dafür wirkten. Deren konnte es aber in den ersten Jahrhunderten nicht so zahlreiche geben, denn, wenn auch eine strenge Kirchenzucht die Lust zu diesem Stande damals nicht beschränkte und ebenso wenig eine gesetzliche Ehelosigkeit abschreckte, welche bekanntlich erst im 11. Jahrhunderte durch Pabst Gregor VII. eingeführt wurde, so widmeten sich demselben dennoch wohl meist nur Deutsche, deren Unkenntniß der wendischen Sprache wiederum ein Hinderniß dabei war. Unter solchen Verhältnissen und bei den steten Fehden der slawischen und deutschen Fürsten, — denen die Oberherrschaft und gegenseitige Verdrängung die Hauptsache war, nicht der rechte Glauben des gemeinen Landvolks, — mochte auch in der Oberlausitz der heidnische Gottesdienst wiederum sein Haupt empor gehoben haben, und wenn auch nicht in Budissin selbst, und den größern, bereits mit Capellen und Priestern versehenen Orten, so doch in entferntern, besonders unwegsamen Gegenden. Göda dagegen verblieb, als ein gleichsam vorgeschobener fester Posten, den christlichen Priestern, wo von Meißen aus unbezweifelt zuerst das Kreuz aufgepflanzt worden war; denn dessen Capelle bestand, nicht unwahrscheinlichen Angaben nach, schon 1010 und 1076 wurde die dasige Kirche durch Bischoff Benno, dessen Mutter sich dort aufhielt, erbaut; — von welchem Baue ohne Zweifel noch einige Säulenstücke im byzantinischen Style herrühren, welche vor wenig Jahren bei einer Kirchen-Reparatur entdeckt wurden. — Daß aber in jener Provinz noch im 12. Jahrh. das Heidenthum in Flor war, ergiebt sich daraus, daß, einer historischen Nachricht zu Folge, bei einem Heereszuge des Herzog Lothar von Sachsen und des Erzbischoffs Adelgott von Magdeburg, zu Gunsten Wiprechts von Groitsch, im Jahre 1116 in der Oberlausitz ein Götze, den die Wenden wiederum aufgerichtet hatten, zerstört wurde; wenn aber auch ein Zusatz späterer Chronisten, daß dessen Sitz Dehna, und dessen Name Flins gewesen sey, vielleicht, zumal letzteres zu bestreiten ist, so doch nicht das Factum an sich. Daß es aber noch zahlreiche, wenigstens heimlich besuchte heidnische Opferorte in den, wie schon erwähnt, entlegnern Gegenden der Provinz geben mußte, ist um so wahrscheinlicher,

als von den benachbarten Ländern in jenen Jahrhunderten ein Gleiches bekannt ist, wie die Anm. VI. näher angiebt. So wurde, laut urkundlichen Nachrichten, den Wenden um Diesdorf in der Mark sogar noch im J. 1246 ernstlich angedroht, sie fortzujagen, wenn sie dem heidnischen Glauben nicht entsagten; dieß war überhaupt ein damaliger guter Grund, um ihre Güter Deutschen zuzuwenden oder auch einzuziehen, als der Kirche verfallen. Nur erst zum Anfange des 13. Jahrhunderts wird die völlige Bekehrung der oberlausitzischen Wenden anzusetzen seyn, als 1219, unter Bischoff Bruno von Meißen, die Kollegiatkirche und das Domkapitel unter einem Probst zu Budissin errichtet, die Domkirche erbaut und zugleich die Priesterschaft der Provinz in ein geordnetes Ganze vereinigt wurde, mit 10 über die einzelnen Pfarreien gesetzten Erzpriester; nehmlich zu Görlitz, Lauban, Löbau, Seidenberg, Reichenbach, Camenz, Bischofswerda, Hohenstein mit Sebnitz, Stolpen und Sorau, — wogegen Zittau zum Bunzlauer Archidiaconat des Prager Erzbisthums gehörte.

Nach diesem Allen wird in der Oberlausitz, wenigstens in der nordwestlichen, von Wenden noch bewohnten Hälfte, zwischen Löbau, Budissin, Camenz, Hoyerswerda ꝛc. ein doppeltes, ein reines Heidenthum, bis zur ersten Hälfte des 10., und ein heidnisch-christliches, von da bis zum Ende des 12. Jahrhunderts anzunehmen seyn. Während des letztern ist aber wahrscheinlich auf jenen Götterbergen noch fleißig geopfert und geweissagt worden, ist zugleich jener Name Tschernybog entstanden und jene Sage von Herrutschen vom Flinsstein bis zu des letztern Altar, wobei offenbar diese Bußübung erst vom gleichen christlichen Gebrauche entlehnt wurde. Vielleicht war es auch nur symbolisch gemeint, wie bei ähnlichen Sagen des Heidenthums, als eine Götter- und Priester-Wanderung und zwar nach dem Rachlauer Berge, wohin sich wohl die Priester des Oehna'schen Götzen geflüchtet haben konnten, da die Nähe bei Budissin schon zu dessen zeitiger Zerstörung Veranlassung geben mußte. Ebenso deutet der Name der Felsendurchgänge, die Hölle, die Kanzel ꝛc. auf eine christliche Ansicht.

Man wird dem Verfasser es nachsehen, wenn hier zum Schlusse, bei einer Vermuthung, wie etwa die Verehrung auf jenen Felsen, in Bezug auf eine Götter-Dreiheit erfolgte, vielleicht der Phantasie zu viel Spielraum gelassen seyn sollte; würde sie nicht als wahrscheinlich anzuerkennen seyn, so doch in der Möglichkeit liegen. Die alten Sorben der Gegend, die Milziener-Wenden, versammelten sich zuerst bei jenem Versammlungsstein, Romanik; die entferntern bildeten ohne Zweifel Wallfahrtzüge, wie auch im christlichen Mittelalter gewöhnlich waren, indem sie mehrere Tage dazu benutzten und die nöthigen Lebensmittel mit sich führten. In der dazu gewählten schönen Sommerzeit ward die Nacht im Freien zugebracht, da es an gnügenden Herbergen fehlen mußte, wenn auch solche für die Ausgezeichnetsten des Volks von den Priestern bereitge-

halten wurden, wie denn manche der letztern, wenigstens in Pommern auch zugleich die Wirthe in gottesdienstlichen Versammlungshäusern waren. Durch hoch auflodernde Rauchwolken war das Fest bereits den entfernt Wohnenden bekannt worden. Bei dem Kessel erfolgte das heilige Waschen, um desto würdiger sich dem Opferorte zu nahen. Angeführt vom Priester wurde dann im festlichen Zuge durch das Felsenthor geschritten, welches später, nach christlicher Idee, die Hölle genannt, dennoch vielleicht auch schon für heidnische reuige Sünder, zum entsündigenden Durchgehen, bestimmt seyn konnte. Die Tempelgebäude mit denen die Felsenaltäre unbezweifelt versehen waren — denn die Slawen hatten meist hölzerne Tempel — waren kostbar geschmückt, und wohl ward keine Pracht damaliger Zeit gespart, um dem Gläubigen einen Hochgenuß zu bereiten. Dann ward das Orakel befragt, um des Landes Zukunft und später auch um Einzelner Schicksal, — gegen Gebühren. Von der Teufelskanzel herab ermahnte ein Priester vielleicht das Volk zu allem Guten, nebenbei wohl auch zu reichlichen Opfergaben, die ja doch meist den Priestern zu Gute kamen. Das Opfern selbst beschloß den ersten Tag, wobei es an Schmauß, Gesang und Tanz, von Hußlje (3saitige Geige) und Koslo (Bock- oder Dudelsack-Pfeife) begleitet, nicht fehlen durfte, bis die mondhelle Nacht die ermatteten Geister in die Arme des Schlafs führte. Vielleicht dem Donnergotte, wie oben erwähnt, galt dieser Tag. Der zweite war dem völlig guten Gotte, auf dem Bielebog-Altare, geweiht; es galt vielleicht jenem, fast von allen Slawen verehrten Swjatowit, dem heiligen Sieger; denn das Siegverleihen war bei den heidnischen Nationen einer der wichtigsten Gegenstände. Einer dritten, ungenannten Gottheit galt es dann zuletzt, am dritten Tage, auf dem Klein-Dehsaer Hochstein. Wohl läßt sich bei dieser Dreiheit eine Göttin vermuthen, welche dort in ähnlicher Art, mit Opfer, Gesang und Tanz verehrt wurde, und leicht könnte es die Schiwa, die Fruchtbarkeits- und Lebensgöttin seyn, deren Gaben nicht minder zum Lebensglück erforderlich waren, und welche auch in dem benachbarten Böhmen, wie bei den Nord-Slawen, göttlicher Ehre genoß. Noch erzählt die Sage von der Verehrung der Schiwa auf dem Frageberge, welches vielleicht dem Dehsaer gelten könnte; (eines bei diesem Dorfe befindlich gewesenen Opfersteines ist bereits Anmerk. III. gedacht.) Vielleicht war auch hier der Platz mit Fähnchen geziert und es fehlte nicht an pomphaften Aufzügen, wie bei ähnlichem Festen der pommerschen Slawen statt fanden; vergl. S. 148. Dann aber, am viertem Tage, kehrte das Volk entsühnt, erfreut und voll Hoffnung einer reichen Gewährung der erbetenen Göttergaben, zurück zum häuslichen Heerde und berichtete, noch begeistert vom Feste, von dessen Glanz und Vorgang und dessen Freuden, den Zurückgebliebenen; den geliebtern Seelen aber wurden auch wohl insbesondere noch Geschenke

zu Theil, die, von Priestern geweiht, einen um so höhern Werth haben mußten; — wie dieß Alles auch in späterer Zeit noch als üblich erscheint.

Damit das Ende dieser Mittheilung sich dem Anfange anschließe, so sey noch erwähnt, daß die dort gedachte Sitte des bußfertigen Rutschens auf den Knien, von Oehna bis zum Tschernybog, seit langer Zeit unterblieben ist; ob aber aus Mangel an Sündern, die dadurch zu büßen hatten, oder, bei den neuern Kleidungs-Moden, wegen zu bedeutender Kostspieligkeit der dadurch zu oft beschädigten Bekleidungsstücke, oder ob etwa die Länge und Breite des zweistündigen Weges, jetzt, bei vielleicht zu gesteigerter Anzahl der Schuldigen, nicht mehr gnügenden Platz dazu darbietet, dieß hofft der Verfasser noch von gütigen Freunden in Erfahrung zu bringen, und das Ergebniß dem geehrten Leser später mitzutheilen. Doch möge auch einer der letzten beiden Gründe statt finden, wenn nur wenigstens ein öfterer Besuch des Tscherny- und Biely-Bogs auf bequemere Art erfolgt, und wenn die Gebildetern der Umgegend, zumal Budissins, dabei nicht versäumen, eifrige Nachforschungen und Nachgrabungen nach alterthümlichen Gegenständen zu unternehmen, welches ihnen weit leichter seyn würde, als den noch so wißbegierigen, jedoch in Zeit und Beihülfe beschränktern Besuchern aus der Ferne. Gewiß sind noch manche Steineingrabungen zu entdecken, die zu interessanten Aufschlüssen führen könnten, und gottesdienstliche Geräthe, welche flüchtende Priester unter Erde oder Steingerölle einst sorgfältig verbargen. Ist in neuester Zeit so manches Interessante dieser Art im Vaterlande erforscht worden, um so mehr werden sich künftig, bei einem größern Eifer, noch wichtigere Aufschlüsse ergeben, geeignet die Culturzustände der alten Slawen in ein helleres Licht zu stellen. — (Nachträge zur Schilderung des Weigsdorfer Opferfelsens S. 13. und so einige andere Zusätze, sind in der Anmerk. VII. enthalten, welche an geeigneten Orten nachzutragen seyn werden.)

Anmerk. I. Erklärung der Ziffern des Grundrisses der Budissinischen Götterberge Taf. I. N. 14. Dörfer: I. Ober-, II. Mittel-, III. Nieder-Kunewalde an der Spree; jenseit (südöstlich) des mit 17 bezeichneten Berges liegt Beyersdorf; IV. Cosul, V. Postwitz, VI. Heinitz, VII. Groß- und VIII. Klein-Cunitz, IX. Rascha, X. Ebendörfel, XI. Bennewitz, XII. Mehltheuer, XIII. Pielitz, XIV. Döhlen, XV. Rachlau, XVI. Wuischke. — Berge und Felsen: 1) der hohe Stein bei Klein-Dehsa (welches östl. davon über dem Raume der Abbild. hinausliegt), 2) Steinberg, 3) Ziegelberg, 4) die Gaczka, die eine Kuppe des Meschwitzer oder Rachlauer Berges, 5) Tschernybog-Altar (auf demselben), 6) Kanzel, 7) Teufelsfenster, 8) die Hölle, 9) der Kessel, 10) Romanik; ferner: 11) der Pielitzer-Berg, 12) Butterborn, 13) Hartmannsberg, 14) Schaafberg, 15) Schmoritzberg, 16) Thromberg, 17) Bielybog-Berg, als die nördliche Seite des Beiersdorfer Berges. Bei V, VI, IX, X, führt eine Poststraße auf die nahe böhmische Gränzgegend.

Anm. II. Zu 1) Romanik, von hromadnik, und meist mit weggelass. h, Versammlungsort; (h)romada, Versammlung; auch Haufen.

2) Der Kessel, auf wend. (dasselbe bedeutend) kotol, ist 6 Ellen lang, 5 breit; die größere Vertiefung, der Kessel selbst, ist 2 Ell. breit, 6 Zoll tief nnd völlig regelmäßig bearbeitet; ebenso die kleinere, der Kacheltopf, (w. dasselbe, kochlonk) ¾ E. breit, 3 Z. tief.